Hf. Ulm.
21/III 13 Bauer

Bibl. Hagensis 812

<36627981030017

<36627981030017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

St...

Gemählde
der
merkwürdigſten Revolutionen,
Empörungen, Verſchwörungen,
wichtiger
Staatsveränderungen und Kriegsſcenen,
auch
anderer intereſſanter Auftritte
aus der Geſchichte der berühmteſten Nationen.

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung

dargeſtellt von
Samuel Baur,
Dekan zu Alpeck
und Prediger in Göttingen und Alpeck, bei Ulm.

Dritter Band.

Ulm, 1811.
Im Verlag der Stettiniſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite.

I. Revolution in Sizilien. Im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt. 1.

1. Natürliche Beſchaffenheit von Sizilien. Die älteſten Bewohner dieſer Inſel. 1.
2. Städte und Republiken. Preiswürdige Regierung des Königs Gelon von Syrakus. 8.
3. Die Könige Hiero und Thraſybul zu Syrakus. Revolution. Ducetius, König der Sikuler. 18.
4. Eroberungskrieg der Athenienſer in Sizilien. 26.
5. Schröckliche Niederlage der Athenienſer. Triumph der Syrakuſaner. 35.
6. Berathſchlagungen über die gefangenen Athenienſer. Der edle Nikolaus. Hinrichtung der Generale. Schickſal der übrigen Gefangenen. 46.

II. Neue Revolution in Sizilien. Im vierten Jahrhundert vor Christi Geburt. 54.

1. Neuer Eroberungskrieg der Karthaginenſer in Sizilien. Zerſtörung von Agrigent. 54.
2. Dionyſius der ältere macht ſich mit Gewalt zum Herrn von Syrakus. 61.
3. Glückliche Unternehmungen des Dionyſius gegen ſeine Feinde, beſonders gegen die Karthaginenſer 68.
4. Blicke auf den Charakter und die ganze Regierung des Tyrannen Dionyſius. 75.
5. Die Rolle, welche Dion und Plato unter der Regierung des jüngern Dionyſius ſpielten. 80.
6. Revolution in Syrakus. 95.
7. Vergebliche Verſuche des Dionyſius, ſich wieder auf den Thron zu ſetzen. Undankbarkeit gegen Dion, den Retter ſeines Vaterlandes. 101.

Seite.

8. Letzte Handlungen Dions zum Wohl ſeines Vaterlandes. Neuer Undank. Verſchwörung. Tod. 109.

III. Rebellionen und Verſchwörungen unter der blutigen Regierung des römiſchen Kaiſers Tiberius. Vom Jahr Chriſti 14 bis 37. 116.

1. Rom unter den Kaiſern. Charakter der Nation und des erſten Kaiſers, Auguſtus. Sein Nachfolger Tiberius. 116.
2. Empörungen der Soldaten in den Provinzen. Edle Geſinnungen des Germanikus. 123.
3. Regentencharakter des Tiberius. Guter Anfang; ſchröcklicher Fortgang. 132.
4. Tiberius Grauſamkeit, begünſtigt durch ſeinen Miniſter Sejan. Anſtalten des letztern, den Kaiſer zu ſtürzen. 140.
5. Entdeckung der Verſchwörung. Sejans Sturz und Tod. 148.
6. Unerhörte Grauſamkeiten des Tiberius gegen die Anhänger des Sejan. Das ſchändliche Alter des Kaiſers und ſein Tod. 154.

IV. Die Albigenſer und Waldenſer. Scenen religiöſer Verfolgungswuth aus dem zwölften und dreizehenten Jahrhundert. 163.

1. Allmähliche Verfälſchung des Chriſtenthums. Die päbſtliche Gewalt. Verfolgung der Andersdenkenden. Arnold von Breſcia. 163.
2. Die Albigenſer werden wegen ihres Glaubens vom Pabſte verfolgt. 169.
3. Blutiger Religionskrieg. Eroberungen der Kreutzſoldaten unter dem Grafen von Montfort. 175.
4. Urſprung der Waldenſer. Ihre Schickſale und Verfolgungen. 186.

V. Verſchwörung in Venedig. Im Jahr 1355. 193.

1. Wahl des Falieri zum Doge der Republik Venedig. Unglückliche Anzeichen. Wirkungen der Eiferſucht. 193.

Seite.

2. Falieris Verſchwörung zum Untergange der Republik. Entdeckung und Strafe. 199.

VI. Wiedertäuferiſche Unruhen und Gräuelthaten in Münſter. In den Jahren 1533 bis 1536. 206.

1. Lehren und Grundſätze der Wiedertäufer. Sie werden verfolgt. Einführung der Reformation in Münſter. 206.
2. Erſter Auftritt der Wiedertäufer in Münſter. Johann von Leiden. Kampf der Partheyen, Sieg der Wiedertäufer. 211.
3. Neue Regierung in Münſter. Der Bürgermeiſter Knipperdolling und der Prophet Matthias. 218.
4. Johann von Leiden als Oberprophet und Geſetzgeber. Einführung der Vielweiberey. 225.
5. Johann von Leiden als König. Charakter ſeiner Regierung. Er ſendet Apoſtel aus. 231.
6. Belagerungsanſtalten. Hungersnoth. Mittel, durch die ſich König Johann auf dem Throne behauptet. 241.
7. Einnahme der Stadt Münſter. 248.
8. Beſtrafung der Verbrecher. 255.

VII. Streitigkeiten und Fehden zwiſchen Biſchof und Edelmann, in der Mark Brandenburg. Eine Erzählung aus der erſten Hälfte des ſechzehenten Jahrhunderts. 259.

1. Ritter Minkwitz überfällt den Biſchoff von Lebus in dem Städtchen Fürſtenwalde. 259.
2. Urſachen der Streitigkeiten und Fehden zwiſchen Biſchof und Edelmann. 263.
3. Verfolgung Minkwitzens und ſeiner Genoſſen. 267.

VIII. Verſchwörung in Genua. Im Jahr 1547. 273.

1. Schickſale von Genua bis zur Einführung der republikaniſchen Verfaſſung durch Alexander Doria. 273.

Inhalt.

Seite.

2. Unzufriedenheit des jungen Grafen Fiesko mit Doria und ſeinem Neffen Gianettino. 279.
3. Fiesko's Vorbereitungen zu einer Verſchwörung gegen Doria. Geheime Unterredungen und Berathſchlagungen. 286.
4. Fortgang der Verſchwörung. Feine Verſtellungskünſte. 295.
5. Fiesko's Anſtalten am Tage der Ausführung. Seine Rede an die Verſammelten. Abſchied von ſeiner Gemahlinn. 299.
6. Glücklicher Anfang und tragiſches Ende der Rebellion. Beſtrafung der Verbrecher. 305.

IX. Volksempörung zu Palermo. Im Jahr 1772. 312.

X. Revolution in Schweden. Im Jahr 1772. 316.
1. Schwedens politiſche Verfaſſung und innerliche Zerrüttung nach dem Tode Karl des Zwölften. 316.
2. Herabwürdigung der königlichen Gewalt und vergebliche Revolution zu ihrer Erhöhung. 325.
3. Der Kronprinz Guſtav arbeitet der Herabwürdigung der königlichen Gewalt entgegen. 334.
4. Guſtav, als König, erwirbt ſich die Liebe des Volks. 341.
5. Vorbereitungen zu einer Revolution, von Guſtav mit vieler Klugheit angelegt. 348.
6. Das Gewitter nahet ſich dem Ausbruche. 355.
7. Guſtav gewinnt die Soldaten in der Reſidenz, und ſtellt ſich an ihre Spitze. 360.
8. Glücklicher Erfolg der kühnen Unternehmung in der Reſidenz und in den Provinzen. 368.
9. Guſtav's Rede an die verſammelten Reichsſtände. 374.
10. Die neue Konſtitution und Entlaſſung des Reichstages. 383.

I. Revolu-

I. Revolutionen in Sizilien.

Im fünften Jahrhundert vor Chriſti Geburt.

1.

Natürliche Beſchaffenheit von Sizilien. Die älteſten Bewohner dieſer Inſel.

Sizilien, die größte Inſel im mittelländiſchen Meere, war ſchon im Alterthume der Schauplatz wichtiger Ereigniſſe. Jahrhunderte lang kämpften mächtige Nationen um den Beſitz des ſchönen Eilandes, und es war die Beute vieler einheimiſcher und fremder Tyrannen, die einander wechſelsweiſe vertrieben, und ſchröckliche Verwüſtungen anrichteten. Ein Gemählde der wichtigſten dieſer Revolutionen iſt der Betrachtung nicht unwerth.

Alle Inſeln des mittelländiſchen Meeres ſind wahrſcheinlich Trümmern des größten Länderſtriches, welcher Afrika mit Europa verband; und unter ihnen iſt das fruchtbare Sizilien ein von Calabrien abgeriſſenes Landſtück. Es formirt ein faſt gleichſeitiges Dreyeck von hundert und zwanzig geographiſchen Meilen im Umfange, von einem Vorgebirge zum andern gemeſſen, und die Krümmungen der Meerbuſen nicht mitgerechnet, welche ſonſt dieſen Umfang um etwa fünfzehn Meilen vermehren würden. Das Klima auf Sizilien iſt warm, aber geſund, die Luft heiter und ange-

angenehem. Von den älteſten Zeiten an bis auf die jetzigen hat man Sizilien immer für eines der fruchtbarſten Länder in der Welt gehalten. Ungeachtet der Boden ganz felſigt zu ſeyn ſcheint, ſo gedeihen doch Getreide, Wein, Oliven, Maulbeerbäume, Südfrüchte, Safran und dergleichen vortrefflich und in großem Ueberfluß. Es giebt edle und unedle Metalle, Steinkohlen, Schwefel, Alabaſter, Marmor, Salz, mineraliſche Quellen; mancherlei Wildpret, viele Bienen, ſpaniſche Fliegen, und an den Küſten reiche Fiſchereyen. Von großer Wichtigkeit für Italien war die außerordentliche Menge von Getreide, welches Sizilien alljährlich erzeugte. Man nannte es deshalb das Kornhaus von Rom, weil dieſe große Hauptſtadt der Welt zur Zeit ihrer größten Macht und Volksmenge ihr Getreide vornemlich aus dieſer Inſel zog.

Das Klima, die Fruchtbarkeit und die Schönheit Siziliens machen es zu einem der anmuthigſten Länder in der Welt. Es iſt aber auch einer fürchterlichen Plage ausgeſetzt; häufigen Erdbeben, die alle ſeine Vorzüge vermindern. Man vermuthet mit großer Wahrſcheinlichkeit, daß dieſe Erdbeben vornemlich von den innerlichen Erſchütterungen herrühren, die von den früheſten Zeiten her bis auf die unſrigen, wiewohl in verſchiedenen Graden von Heftigkeit, die Eingeweide der ganzen Inſel, insbeſondere aber des Berges Aetna, durchwühlt haben. Dieſer Aetna iſt ein ſehr großes Gebirge, von ſeinem Fuße an bis auf ſeinen Gipfel ungefehr zwölf engliſche Meilen hoch, und einer der größten Vulkane in der Welt. Seine Ausbrüche werden von fürchterlichen Erdbeben begleitet, welche die ganze Inſel gewaltig erſchüttern, und ſchon ſehr viele Städte nebſt einer großen Menge Einwohner verſchlungen und zerſtört haben. Im Jahre

ein

ein tauſend ſechs hundert und drei und neunzig ſollen dadurch über fünfzig Städte zerſtört worden, und über hundert und fünfzig tauſend Menſchen umgekommen ſeyn. Das ſchöne und wolgebaute Meſſina mußte im Jahr ein tauſend ſiebenhundert und ein und fünfzig von einem Erdbeben ſehr viel ausſtehen, und wurde im Jahr ein tauſend ſiebenhundert und drei und achtzig faſt gänzlich zerſtört.

Woher Sizilien ſeine erſten Bewohner bekam, und was dieſe für Thaten verrichteten, wiſſen wir nicht. Hier iſt, wie überall, die wahre Geſchichte mit Fabeln vermiſcht. Im grauen Alter der Welt, (ſo erzählt die Dichtung der Griechen), da die Erſcheinungen der höheren Götter auf Erden noch keine Seltenheit waren, da weilten ſie vornemlich gern auf der anmuthigen Inſel, und hinterließen auf ihr und an ihren Küſten wichtige Denkmäler ihres Aufenthaltes. Hier begruben ſie das ſchröckliche Ungeheuer Typhon, das an Größe und Stärke alle übertraf, welche die Erde erzeugt hatte. Sein Haupt reichte bis über die höchſten Gebirge empor und berührte die Sterne, die Arme reichten vom Aufgang bis zum Niedergang. Statt der Finger giengen aus den Händen hundert Drachen hervor und um die Hüften wanden ſich Schlangen in grauſen Kreiſen, welche bis über ſein Haupt empor ragten, und ein entſetzliches Geziſch machten. Sein ganzer Körper war befiedert, den Kopf bedeckte ein borſtiges Haar und das Kinn ein fürchterlicher Bart. Aus ſeinen Augen blitzte Feuer; bisweilen brüllte er wie ein Stier oder Löwe, heulte wie ein Hund und ziſchte ſo ſchröcklich, daß die Berge erbebten. Im Gefühl ſeiner furchtbaren Stärke wagte er es, mit dem höchſten Jupiter um die Herrſchaft des Himmels zu kämpfen. Er ſtürmte den Wohnſitz der Götter mit glühenden Felsſtücken

und Feuerflammen, die er aus ſeinem Rachen ſchoß. Unter fürchterlichem Ziſchen der Schlangen bahnte er ſich einen Eingang in denſelben, und die Götter flohen voll Entſetzen nach Aegypten, wo ſie ſich in Thiere verwandelten. Selbſt Jupiter lief Gefahr, von dem gräßlichen Typhon beſiegt zu werden; doch nach mancherlei Kämpfen ward er endlich auf Sizilien beſiegt, und von den Göttern unter dem Aetna begraben. Alle Verſuche des Lebendigbegrabenen, die Maſſe des Berges von ſich zu wälzen, erſchütterten zwar zum öftern die Grundfeſte des Berges; ſtürzten Menſchen und Hütten in geöffnete Schlünde, oder übergoſſen ſie mit dem allverzehrenden Feuer der ausgeworfenen Lava: doch konnte das Ungeheuer ſich nie wieder unter dem Berge hervorwälzen.

Der Donner, den Typhon unter dem Berge erregte, rollte bis zur Schattenwelt hinab. Selbſt Pluto, der höchſte Richter der Unterwelt, fand ſich durch das Toben beläſtiget, und ſtieg zuweilen empor auf Sizilien, um einige Tage in Ruhe zu verleben. Hier fand er einſt Proſerpinen, die liebe Tochter der Ceres, der wohlthätigen Göttinn der Saaten. Er ſog aus ihren Augen das Verlangen der Liebe, hob ſie ſchnell auf ſeinen Wagen, ſtampfte mit ſchwarzem zweizackigem Scepter den Boden, und fuhr mit der Geraubten ſchnell in die Tiefe hinab. Seitdem läßt er Proſerpinen als Hekate neben ſich thronen, um durch das holde Weſen der Gattinn die beſchwerliche Herrſchaft der Unterwelt ſich minder beſchwerlich zu machen.

Es iſt keine Gegend in Sizilien, die nicht den ehemaligen Aufenthalt der Götter ins Gedächtniß zurück riefe. Jedes wogende Getreidefeld erinnert an Ceres, die Lehrerinn des Ackerbaues, die Erfinderinn der Eigenthumsgeſetze eines mit Landbau beſchäftigten

Volkes.

Volkes. Die Quelle Arethuſa erinnert an die Nymphe dieſes Namens, und an ihre Göttinn Diana; die warmen Quellen im himeriſchen Gefilde an den Dienſt der Minerva. Jeder Hain und jede Höhe, und alle noch vorhandenen Tempelruinen ſind Zeugen von der einſtigen Verehrung der Götter. Jedes Donnergebrauſe und Flammengepraſſel des Aetna erinnert hier, neben dem Typhon, an die Werkſtätte Vulkans und ſeiner Cyklopen. Unfern der nördlichen Küſte der Inſel erinnern die äoliſchen Inſeln an die Behauſung des Gottes der Winde und ſeiner luſtigen Diener. Der Meerfels Scylla, an dem ſich die donnernden Wogen zerſchlagen, und der ſchäumende Strudel Charybdis rufen die Mädchen dieſes Namens ins Gedächtniß zurück und die furchtbare Art, wie Götter durch Verwandlung verbrecheriſche Menſchen beſtrafen. Kurz, alles erinnert hier an ſegnende und ſtrafende Götter, und an das niedere Göttervolk in den Wäldern und in einzelnen Bäumen, in Bergen und Quellen, in Bächen, Flüſſen und Seen.

Als die Götter Sizilien verließen, erſetzte man ihre Stelle durch Weſen, die nicht weniger abentheuerlich waren. Den griechiſchen und morgenländiſchen Sagen zufolge wurde der Mittelpunkt der Inſel von Rieſen mit hundert Armen bewohnt, von Cyklopen, die nur Ein Auge mitten vor der Stirne hatten; von Läſtrygonen und Lotophagen, Arten von Kannibalen, welche die Höhlen des Berges Aetna zu ihren Schlupfwinkeln wählten, vom Fleiſch der Fremdlinge lebten, und, wenn dieſe Menſchenjagd nicht ergiebig genug war, ſich unter einander ſelbſt auffraßen. Dieſe ganze älteſte Geſchichte hat nicht den mindeſten Grund, und bei ihrer Unwahrſcheinlichkeit können wir unſere Seufzer über ihre Unmenſchlichkeit ſparen.

Die

Die älteſten bekannten Bewohner der Inſel waren die Sikaner, ein zerſtreut lebendes Hirtenvolk, von dem die ganze Inſel anfangs Sikanien hieß. Mehr als tauſend Jahre vor Chriſti Geburt kamen aus dem mittleren Italien die Sikuler, und verbanden ſich nach einigen Streitigkeiten mit den früheſten Bewohnern der Inſel. Die Fruchtbarkeit und vortheilhafte Lage derſelben, beinahe im Mittelpunkte des mittelländiſchen Meeres, von wo die Schiffahrt nach den reichſten Ländern in Europa, Kleinaſien und Afrika kurz und leicht war, lud natürlicherweiſe viele Kauffartheyſchiffe dahin ein. Ohne Zweifel waren die Phönizier die erſten, welche auf ihren Reiſen nach Sizilien kamen. Es läßt ſich nicht denken, daß das erſte unter allen ſeefahrenden Völkern alle Küſten von Afrika bis zur Straße von Gibraltar mit Comptoirs bedeckt haben, und nicht auf Sizilien geſtoßen ſeyn ſollte. Erſt wurden ſie von Strömen und Stürmen dahin geführt, und nachher machten ſie es zum Ruhe- und Erfriſchungsplatz für ihre Flotten. Dem Beiſpiele der merkantiliſchen Phönizier folgten ſpater ihre Abkömmlinge, die Karthaginenſer. Durch Handelsſpekulationen geführt, landeten ſie an Siziliens Küſten, legten Faktoreyen an, und benutzten die Produkte der Inſel zum bereichernden Handel, und die Häfen derſelben zu Stationen ihrer Seereiſen. Zu verſchiedenen Zeiten kamen aus Italien, Griechenland und Kleinaſien, namentlich aus dem zerſtörten Troja, Kolonien, die ſich auf Sizilien niederließen, und eigene kleine Staaten gründeten.

Verſchiedene von den neuen Ankömmlingen verbanden ſich allmählich mit den alten Bewohnern der Inſel, wurden mit ihnen ein Volk, und ihre Lehrer in den erſten Verſuchen der Wiſſenſchaften und Künſte. Nur die Phönizier und Karthaginenſer blieben hier

abge-

abgeſonderte Völker; die erſtern im friedlichen Handel mit der Inſel, die letztern in unermüdeten Verſuchen, ſie gänzlich in ihre Gewalt zu bringen. Sie glaubten, die Eroberung Siziliens ſey aufs genaueſte mit dem Staatsintereſſe von Karthago verbunden. In ihr ſahen ſie das einzige Mittel zur Vollendung und ſicheren Erhaltung ihrer Herrſchaft über das mittelländiſche Meer, zur bleibenden Verſorgung ihrer zahlreichen Heere, zum beſtändigen Flor ihres Oel- und Weinhandels, und zur Behauptung Sardiniens, dieſer Korn- und Metallreichen Inſel, welche frühe ihr Eigenthum geworden war. Die Kriege mit den Karthaginenſern ſind aber nicht die einzigen, welche Siziliens alte Geſchichte erzählt. Auch die vielen kleinen Staaten der Inſel vergaſſen ſehr oft ihr wahres Intereſſe in eroberungsſüchtigen Planen gegen einander, und blutige Kriege waren die Wirkung des gegenſeitigen Haſſes.

Die Vereinigung ſo vielartiger, und größtentheils ſchon bei ihrer Ankunft auf der ſchönen Inſel nicht wenig gebildeten Völker zu einer Nation gab den Sizilianern, vom Jahr fünfhundert vor Chriſti Geburt an, eine Organiſation, die Aufſehen erregte. Es ſtunden Männer in Sizilien auf, die durch hohe Bildung des Geiſtes, durch Erfindung und Kunſtfleiß ſich unſterblich machten. Da gab es hochberühmte Muſiker und Mahler; Dichter, wie den Idyllendichter Theokrit, den Luſtſpieldichter Apollodor, den Tragiker Empedokles, welcher vorzüglich als Arzt und Glied des pythagoräiſchen Philoſophenbundes berühmt war. Es traten große Architekten und Bildhauer auf, welche das Gold und Silber, den Marmor und Alabaſter, den Agath, Porphyr und Jaſpis der paradiſiſchen Inſel zu Meiſterwerken benutzten, mit denen ſie in den olympiſchen Spielen nicht

ſelten

ſelten den Olivenkranz verdienten. In Sizilien ſtund der große Mathematiker Archimedes auf, der dieſe Wiſſenſchaft mit vielen neuen Entdeckungen bereicherte. Er vertheidigte ſeine Vaterſtadt Syrakus lange gegen die Römer durch die erfundenen Maſchinen, und beſonders durch ſeine Brennſpiegel, womit er in unglaublicher Entfernung die römiſche Flotte in Brand ſteckte. Berühmt als Redner war der Sizilianer Gorgias, der ſelbſt den athenienſiſchen Nationalſtolz eines Thucydides und Perikles zur hohen Bewunderung dahin rieß. Die Philoſophie fand überall Verehrer in Sizilien, welche die Zierde der vornehmſten Schulen der damaligen Zeit waren. Berühmt unter den Hiſtorikern iſt Diodor von Sizilien, und unter den großen Geſetzgebern behaupten Charondas und Diokles mit Recht eine Stelle.

2.

Städte und Republiken. Preiswürdige Regierung des Königs Gelon von Syrakus.

So wie die Zahl der Einwohner in Sizilien durch neue Ankömmlinge ſich mehrte, ſo nahm auch die Zahl der Städte zu, welche der Inſel ein freundliches Anſehen gaben. An der nördlichen Küſte zeichnete ſich vornemlich Meſſana aus. Dieſe Stadt hieß ehedem Zankle. Sie war von Sikulern angelegt, aber hernach wieder verlaſſen worden. In der Folge ließen ſich Griechen, und vornemlich Meſſenier aus dem Peloponnes, daſelbſt nieder. Von den letztern erhielt die Stadt den Namen Meſſana oder Meſſina. Sie hat von ihrer alten Pracht nichts übrig behalten, als einige

einige Trümmern von Säulen, die gröſtentheils von ägyptiſchem Granat ſind.

An der öſtlichen Küſte ſind Catana, Leontini und Syrakus vorzüglich merkwürdig. Catana war eine der gröſten und reichſten Städte Siziliens, am Fuße des Berges Aetna. Dieſer Vulkan hat ſie öfters verwüſtet; der Ausbruch vom Jahr ein tauſend ſechshundert und neun und ſechzig ließ kein einziges Gebäude ganz. Leontini, deſſen Erbauung ſich im hohen Alterthume verliert, war zu Cicero's Zeiten eine von den Kornkammern der Republik Rom. Keine ſiziliſche Stadt aber hat ſich einen gröſſern Ruf erworben als Syrakus. Sie war in vier Quartiere abgetheilt, deren jedes mit Mauern umgeben, und in gewiſſen Zwiſchenräumen mit Thürmen befeſtigt war. Eines von dieſen Quartieren, und zwar nicht das gröſte, heiſt noch heutiges Tages Siragoſa. Die ganze Stadt hatte einen Umfang von ſechstehalb deutſchen Meilen, zwei vortreffliche Hafen und lag zum Theil auf einer kleinen Inſel. Die prächtigſten Tempel und das herrliche Aeußere, die glückliche Lage und die vortreffliche Gegend, die Induſtrie der Einwohner und der Luxus der Regenten: dieß alles machte Syrakus zu einer der blühendſten, ſchönſten und merkwürdigſten Städte der alten Welt. Die erſten Erbauer derſelben waren aus Korinth gekommen, ſiebenhundert und ſechs und dreiſſig Jahre vor Chriſti Geburt. Zur Zeit ſeines Glanzes zählte Syrakus zwölfmal hundert tauſend Einwohner, alſo viel mehr, als jezt ganz Sizilien enthält. Es war ſtolz darauf, einen Theokrit, Moſchus und Archimedes gebohren zu haben.

Alle Städte auf Sizilien waren anfangs eben ſo viele unabhängige Staaten. Allein ihre verſchiedenen Regierungsarten ſcheinen höchſt ſchwankend und veränder-

veränderlich geweſen zu ſeyn. Bisweilen zeigten ſie den höchſten Heldenmuth und die größte Tugend; noch öfter aber wurden ſie von der Thorheit und Wuth eines ausſchweifenden Republikaniſmus zerrüttet; und oft ſeufzten ſie unter der grauſamen Unterdrückung eines Schwarmes kleiner Tyrannen. Gelang es nemlich einem angeſehenen Bürger, ſich zum Oberherrn in einer Stadt aufzuwerfen, ſo belegte man ihn mit dem Namen eines Tyrannen, welcher alſo damals einen unrechtmäßigen Beherrſcher bezeichnete. Ein ſolcher unrechtmäßiger Beherrſcher war unter andern Phalaris zu Agrigent, deſſen Name in den blutigen Annalen der Tyranney berühmt geworden iſt. Ein Künſtler von Athen, Namens Perillus, erſann, um ſich bei ihm beliebt zu machen, einen ehernen Stier, in welchen man die Schlachtopfer der Wuth des Despoten einſchloß, und ihn dann nach und nach glühend machte. Dieſer ſchändliche Günſtling des gekrönten Tigers wurde ſelbſt zuerſt in ſeinen Stier eingeſperrt, weil er einen zu hohen Preis auf ſeine ſchröckliche Erfindung geſetzt hatte; und Phalaris wurde einige Zeit nachher, da er die Tyranney auf den höchſten Grad, welcher der Empörung ruft, getrieben hatte, von ſeinen eigenen Unterthanen im Pallaſt gefangen genommen, und auf dieſelbe Weiſe hingerichtet.

Allmählich erhob ſich Syrakus über alle andere Städte Siziliens, und etwa fünfhundert Jahre vor Chriſti Geburt ward es das Oberhaupt eines mächtigen Staats. Zu dieſer hohen Stufe der Macht und des Anſehens erhob es Gelon, einer der größten Männer ſeiner Zeit. Er war aus Gela, einer Stadt an der ſüdlichen Küſte Siziliens, gebürtig. Hier hatte Hippokrates die ariſtokratiſche Verfaſſung umgeſtoſſen und ſich zum eigenmächtigen Alleinherrſcher freier Bürger erhoben. Durch glückliche Kriege erhob er ſein

Gela

Gela zum mächtigen Staate, und blieb in deſſen ungeſtörtem Beſitze bis zu ſeinem Tode, im Jahr vierhundert und ein und neunzig vor Chriſto. Nach ſeinem Tode ergrief Gelon gegen ſeine Mitbürger die Waffen, unter dem Vorwande, des Hippokrates Kinder auf dem ererbten Throne zu ſchützen. Seine eigentliche Abſicht blieb aber nicht lange zweifelhaft; nachdem er alle ſeine Widerſacher beſiegt hatte, behielt er die Herrſchaft über Gela für ſich ſelbſt.

Gelons Genie war viel zu thätig, als daß er ſich an einem ſo beſchränkten Schauplatze, als Gela war, hätte begnügen können. Er machte ſich geheime Verſtändniſſe in Syrakus, und ließ ſich darauf, unter dem Vorwande, daß er einige ungerechter Weiſe verbannte Bürger wieder einſetzen wolle, die Thore dieſer Hauptſtadt von Sizilien eröffnen. Die Mißvergnügten ſahen im Gelon blos den Beſchützer der Geſetze des Landes, bis der verſchlagene Eroberer ihnen ſeine eigenen gab. Sobald er Herr von Syrakus war, überließ er ſeine vorige Herrſchaft ſeinem Bruder Hiero, und war nur darauf bedacht, ſich im Beſitz der neuen zu behaupten. Er hatte innerliche Zwiſtigkeiten zu erſticken, und er that es auf Koſten der öffentlichen Freiheit; er hatte Kriege mit ſeinen Nachbarn zu führen, und er ſiegte allenthalben. Der Name Gelon war bald das Schrecken von ganz Sizilien, und die ganze Inſel ſchien jetzt in zween Theile getheilt zu ſeyn, den, welchen er beſchützte, und den, welchen er unterjocht hatte. Die Politik bei ſeinen Eroberungen gieng dahin, zu gleicher Zeit die Größe von Syrakus zu vermehren, und ſeine eigene Macht zu erweitern. So oft er eine Stadt durch Sturm eroberte, verdammte er das gemeine Volk zur Sklaverey; die reichen Bürger verpflanzte er in ſeine Hauptſtadt, und bewilligte ihnen gleiche Vorrechte mit den

Eingebohrnen. Sein groſser Grundſatz war, daſs tauſend wohlhabende Menſchen ſich leichter regieren laſſen, als ein einziger, der nichts zu verlieren hat.

Zu der Zeit, da Gelon ſich auf dem Throne von Syrakus feſtgeſetzt hatte, rüſtete ſich der Perſer-könig Xerxes, mit einer ungeheuren Macht zu Waſſer und zu Land einen Einfall in Griechenland zu machen. Es war nicht zu erwarten, daſs die Griechen, ſelbſt bei der gröſsten Anſtrengung, ihrem Verderben würden entrinnen können. Indeſſen beſchloſſen ſie das äuſserſte zu verſuchen, und baten unter andern auch den Gelon um Unterſtützung an Mannſchaft und Schiffen. Dieſer verſprach ihnen eine Flotte von zweihundert Schiffen und eine Armee von dreiſſig tauſend Mann, wenn ſie ihn zum Oberbefehlshaber ihrer Truppen ernennen würden. Allein der Stolz der Athenienſer und Lacedämonier fand ſich durch eine Bedingung beleidigt, die ſie für demüthigend hielten; und dieſe Republiken wollten ſich lieber in Gefahr ſetzen, von den Perſern vernichtet zu werden, als ihre Rettung einem Könige von Syrakus verdanken.

Gelon war indeſſen auch für ſeine eigene Sicherheit nicht gleichgültig gegen die furchtbaren perſiſchen Rüſtungen. Dieſe Beſorgniſs war auch keinesweges ohne Grund. Der perſiſche Deſpot, welcher fünf Millionen von ſeinen Unterthanen bewafnete, um eine Handvoll Menſchen zu unterjochen, ſchloſs auch ein Bündniſs mit Karthago, daſs dieſe Republik unter andern einen Angriff auf Sizilien machen ſollte. Die Karthaginenſer, welche beſtändig mit einem neidiſchen Auge auf die ſchöne Inſel hin blickten, unterſtützten die Abſichten des Perſerkönigs mit allem Nachdrucke. Die Flotte, welche ſie ausrüſteten, belief ſich auf zwei tauſend Kriegs- und drei tauſend Transportſchiffe, und die Landarmee beſtand aus drei-

mal

mal hundert tauſend Mann. Sie bildeten ſich, wie Xerxes, ein, daß ſich nur mit großen Heeren große Dinge thun ließen, und zum Glück für die Menſchen betrogen ſie ſich, wie er.

Die karthaginenſiſche Flotte landete zu Palermo (dem alten Panormus), unter Anführung des Amilkar, eines der erſten Generale ſeiner Zeit, und man belagerte Himera, eine anſenliche Stadt in der Nähe des heutigen Rocella. Gelon gieng den Verwüſtern Siziliens entgegen, ohne vor ihrer furchtbaren Menge zu erſchrecken. Eine Kriegsliſt that ihm faſt eben ſo gute Dienſte, als ſein Muth. Amilkar erwartete eine Truppenverſtärkung von der ſiziliſchen Stadt Selinus. Gelon, der dieß erfuhr, ließ eine gleiche Anzahl ſeiner Soldaten mit falſchen Kriegszeichen abmarſchiren; ſie wurden als Hülfsvölker von Selinus empfangen, hieben alle Karthaginenſer, die ſich zur Wehre ſetzten, nieder, tödteten den Amilkar ſelbſt, und ſteckten ſeine Flotte in Brand. Mitten im Handgemenge erſchien Gelon, an der Spitze ſeiner ganzen Armee, fiel über den durch den Verluſt ſeines Generals und den Brand ſeiner Schiffe ſchon beſtürzten Feind her, und ſchlug das Uebrige vollends in die Flucht. Die Metzelung war ſchröcklich. Hundert und fünfzig tauſend Karthaginenſer ſollen auf dem Platze geblieben ſeyn; die übrigen ergaben ſich, und wurden zu Sklaven gemacht. Das Unglück voll zu machen, wurden ein paar Dutzend Schiffe, die dem Brande entgangen waren, von einem fürchterlichen Sturme ergriffen und im Meere verſenkt.

Gelon ward bei der Rückkehr von dieſem glorreichen Feldzuge von den Syrakuſanern mit dem lauteſten Jubel empfangen. Jemehr er ſich um ſein Land verdient gemacht hatte, deſto mehr Großmuth bewies er jetzt gegen daſſelbe. Er konnte nach ſeinem

Siege

Siege über Karthago Syrakus mit einem eiſernen Scepter beherrſchen. Das geſchah aber nicht. Er dankte vielmehr ſeine Truppen ab, und berief eine Generalverſammlung der Stände in ſeine Hauptſtadt. Jedermann erſchien auf ſeinen Befehl in Waffen, nur er ſelbſt kam ohne Degen und Leibwache, beſtieg die Rednerbühne, und ſprach zu der erſtaunten Menge alſo:

„Bürger von Syrakus! Sonſt ſtand hier Gelon, euer Fürſt, vor ſeinen unterwürfigen Bürgern; alle Macht des Staats in ſeiner Hand, und alle Pflichten des Staats auf euren Schultern. Jetzt ſteht hier Gelon, der Bürger, vor den freien Syrakuſanern, ſeinen Richtern. Wehrlos steh' ich hier vor den Bewafneten, um von meiner Staatsverwaltung Rechenſchaft abzulegen. Als ich die Herrſchaft von Gela mit dem Blute meiner Mitbürger erkaufte, und die erlangte Macht zur Brücke machte, über welche hin ich den ſyrakuſaniſchen Thron erſtieg: da glaubte wohl keiner von euch, daß mein höchſter Wunſch kein anderer ſey, als die Wohlfahrt eurer Stadt. Und doch iſt es ſo. Unter allen Staaten der Inſel ſah ich Syrakus, durch den regen Geiſt ſeiner Bürger, durch ihre hohe Kultur, der glücklichſten Staatsverfaſſung am fähigſten, und wegen ihrer leichtſinnigen Neuerungsſucht am bedürftigſten. Den unter ihnen glimmenden Zunder des Partheygeiſtes zu erſticken, ſie gegen alle äußern Feinde zu ſichern, ihnen gute Geſetze zu geben und dem Staate die Freiheit dann zu ſchenken, wenn deſſen Bürger ſie zu genießen gelernt hätten: Das war mein großer Entwurf, als ich mich an eure Spitze ſtellte. Früher als ich hoffen durfte, halfen mir die Götter meinen Plan vollenden. Vernichtet iſt das mächtige Heer der Karthaginenſer, und die geſchlagenen Perſer eilen flüchtig in ihre ferne Heimat

Heimat. Hier ſteh' ich nun am Ziele, und überſehe mit beſcheidener Freude und dankbarer Erinnerung an euer Vertrauen, die erneuerte Schöpfung eines Staats, der, von äußern und innern Feinden bedroht, am Abhange der Vernichtung wankte. Ob ich die erſten Schritte zu dem Ziele, wo ihr nun ſteht, rechtmäßig gieng, das überlaßt den Göttern und dem allwaltenden Schickſale zu entſcheiden. Ihr begabt euch des Richteramts darüber, ſeitdem ihr mich, nicht mehr durch Gewalt ſondern durch Liebe gebunden, für euren Fürſten erkannt. Ob ich aber wirklich das Wohl von Syrakus dauerhaft gründete; ob die glückliche Lage, in welcher ihr euch und eure Kinder ſeht, wirklich mein Werk iſt; ob ich, von nun an Bürger wie der Geringſte unter euch, die Fortdauer eurer Liebe, oder euren Haß verdiene: darüber ſprecht jetzt das geſetzliche Urtheil."

Die ganze Verſammlung war von Erſtaunen und Bewunderung dahin geriſſen. Alle Blicke waren auf Gelon gerichtet, und kaum wagte man zu athmen, um nicht eine Sylbe zu verlieren. Als er nun von der Rednerbühne herabſtieg, erſchallten, wie aus einem Munde, die Worte: „Gelon, unſer Retter, unſer Wohlthäter, unſer König." Gelon beſtieg von neuem die Rednerbühne, und übernahm jetzt die dargebotene Königswürde mit dem feierlichen Schwure, ſie zum wahren Wohle des Staates zu behaupten. Im hohen Jubel beſtätigte das Volk ſeinen Brüdern, Hiero und Thraſybul, die Thronfolge; und errichtete ihm, zum Denkmal der erhabenen That auf der Rednerbühne, eine Bildſäule, welche ihn im Unterkleide eines gemeinen Bürgers darſtellte.

Gelon entſprach allen Erwartungen und Hofnungen, die man von einem weiſen und guten Regenten faſſen konnte. Er war, nach dem Ausdrucke eines

alten Schriftſtellers, der erſte, den die königliche Würde zu einem beſſern Manne machte. Nur im raſtloſen Arbeiten für die Gründung und Erhaltung der geſetzlichen Ruhe, und im hohen Genuſſe der höchſten Freude edler Menſchen, überall Freude und Glückſeligkeit zu verbreiten: nur in dieſen Arbeiten und in dieſem Genuſſe war er König. In allen übrigen Eigenheiten ſeiner Lebensweiſe, in Speiſe, Trank, Kleidung und in ſeinem ganzen Betragen war er anſpruchlos und frugal, wie ein Bürger aus dem niedrigſten Stande. Nie trug er das Königsdiadem, und ſein Beiſpiel machte es allen ſeinen Thronfolgern zur Etikette, die ſie von den Königen anderer Staaten auszeichnete, nie das Diadem zu tragen. Daher ſieht man ihn auf einer ſyrakuſianiſchen Goldmünze nur mit belorbertem Haupte, und die erzenen Münzen, auf denen er mit dem Diadem erſcheint, ſind erſt lange nach ſeinem Tode geſchlagen.

Ehe Gelon ſeinen Thron gegen Empörung der Bürger, und den Staat gegen die Angriffe anderer Staaten, hinlänglich gegründet hatte, regierte er mit einer, nahe an Härte grenzenden, Strenge. Sobald er aber ſein eigenes und Syrakuſens Anſehen geſichert wußte, war humanes, liebevolles Wohlwollen in allen ſeinen Handlungen der weſentlichſte, und immer thätige Hauptzug ſeines Charakters. Den erſten Beweis davon gab er durch das ſchöne Geſchenk, das ſeine weiſe Güte zehentauſend Ausländern für die Tapferkeit und den redlichen Eifer machte, mit denen ſie ihm im Kriege gedient hatten. Er ſchenkte ihnen alle Rechte und Freiheiten ſyrakuſaniſcher Bürger, und belohnte ſie dadurch zugleich auf eine Art, welche die innere Kraft des Staates anſenlich verſtärkte.

Nie ließ ſich Gelon von irgend einer Leidenſchaft verleiten, dem geringſten Bürger wiſſentlich Unrecht

zu

zu thun, oder ein, gegen Wiſſen und Willen zugelaſſenes Unrecht, nicht im Augenblick der beſſern Ueberlegung reichlich zu vergüten. Nie gab er ſein Wort, ohne es genau zu erfüllen. Ueberall war er ſelbſt, was er aus ſeinem Volke machen wollte, und die Macht ſeines ſchönen Beiſpiels ſchuf die regſte Nacheiferung in Syrakus. Unter allen Zweigen der Bürgerthätigkeit begünſtigte er vorzüglich den Ackerbau, weil er Frugalität, Sitteneinfachheit, Seelenreinheit, Vaterlandsliebe, einen geſunden Körper und einen frohen Muth, mit vollem Rechte für die Gaben hielt, welche der thätige Landmann, zugleich mit den Garben des Feldes, von der dankbaren Erde empfängt. In müßigen Stunden war es eine ſeiner Lieblingsbeſchäftigungen, ſelbſt mit im Felde zu arbeiten. Um aufrichtige Religioſität in den Herzen ſeiner Bürger zu beleben, zeigte er ſich ſelbſt ſehr religiös, beſonders im Dienſte wohlthätiger Götter. So ſchickte er, nach der Sitte des Zeitalters, dem delphiſchen Apoll, zum Dank für den Sieg bei Himera, einen, ſechzehn Talente ſchweren, goldenen Dreifuß; erbaute von der Beute der Ceres und Proſerpina in Syrakus zwei prächtige Tempel, und begann den großen Bau eines andern Cerestempels auf dem Aetna. Bei jeder Veranlaſſung führte er die Worte im Munde: „Aus freier Entſchließung wählten mich die Syrakuſaner zu ihrem Könige; und mit dieſem ſtärkſten Beweiſe ihrer Liebe und ihres Vertrauens wollten ſie doch gewiß nichts anderes, als mich ermuntern, den Staat von außen zu ſichern, von innen in friedlicher Eintracht und wachſendem Flor zu erhalten, die Unſchuld zu ſchützen, das Anſehen der Geſetze zu behaupten, und durch mein häusliches Leben ein leuchtendes Beiſpiel aller bürgerlichen Tugenden zu geben.“ Seine ganze Regierung bewies, daß dieß keine leere Worte waren.

Zu beklagen war's, daß eine ſo ſchöne Regierung nur kurze Zeit dauerte. Der Himmel zeigte Sizilien, ſo zu ſagen, den Gelon nur; ehe er noch ſieben Jahre des Glückes, der Vater ſeines Volkes zu ſeyn, genoſſen hatte, ſtarb er in einem nicht ſehr hohen Alter an der Waſſerſucht, vierhundert und acht und ſiebenzig Jahre vor Chriſto. Seine dankbaren Bürger erbauten ihm ein mit neun Thürmen umgebenes Mauſoleum, und beſtimmten ihm die Ehren der Vergötterung.

3.

Die Könige Hiero und Thraſybul zu Syrakus. Revolution. Ducetius, König der Sikuler.

Als Gelon nicht mehr war, beſtieg ſein Bruder Hiero den Thron, wie es vorher beſtimmt worden war. Die Herrſchaft des ſyrakuſaniſchen Königs umfaßte jetzt alle griechiſche Niederlaſſungen auf der öſtlichen Küſte der Inſel, den größten Theil der Kolonien auf der ſüdlichen und einige nördliche, und erſtreckte ſich weit über die landeinwärts wohnenden Barbaren. Außer dem Beherrſcher von Syrakus war der agrigentiniſche Fürſt Theron die einzige bedeutende Macht im ganzen Sizilien. Er hatte ſich, wie Gelon, aus dem Privatſtande zur Königswürde erhoben, und dieſe Auszeichnung eben ſo gut verdient, als der ſyrakuſaniſche Fürſt. Sein Sohn und Nachfolger Thraſydäus äußerte einen ganz verſchiedenen Charakter: eben ſo anmaßend in den äußern Staatsverhältniſſen, als tyranniſch zu Hauſe, verwickelte er ſich mit Hiero in einen Krieg. Er ward geſchlagen, ver-

lor die Achtung ſeines eigenen Volks, mußte aus Agrigent flüchten, und ſtarb im Elende. Die Agrigentiner ſchloſſen ſogleich mit dem ſyrakuſaniſchen Fürſten Frieden.

Die Regierung Hiero's entſprach den Wünſchen der Syrakuſaner weit weniger, als die ſeines unvergeßlichen Bruders. Zwar zeichnete auch er ſich durch mannigfaltige Vorzüge rühmlich aus, allein er wußte ſich nicht ſo gut in die ſchwierige Lage zu ſchicken, in welcher er, als Beherrſcher von Syrakus, ſeinem Bruder nachfolgte. Selbſt gelehrt und ein edelmüthiger Beförderer der Wiſſenſchaften; prachtliebend und von feinem Geſchmacke, menſchenfreundlich und von ſanften Gefühlen, war er mehr geeignet, das Ruder einer feſt gegründeten Regierung wohlthätig und mit Würde zu führen, als die Geſchäfte eines ſo zuſammengeſetzten Staats, wie der ſyrakuſaniſche war, zu leiten. Es fehlte ihm nicht an kriegeriſchen Talenten, und dieſe hatte er ſchon unter der Regierung ſeines Bruders bewährt. Nachdem er aber den Thron beſtiegen, nöthigte ihn kein Zwiſt mit fremden Mächten, ſich perſönlich an die Spitze ſeiner Krieger zu ſtellen; nur ſeine Flotte ſchlug die etruriſchen Korſaren, welche die Küſten Siziliens durch ihre Räubereyen unſicher machten. Im Genuß eines ungeſtörten Friedens ſah er ſich daher durch ſeine Reichthümer in den Stand geſetzt, ſo wie ſein Geſchmack es heiſchte, bei den Wagenrennen der olympiſchen Kampfſpiele, die einen ſo ungeheuren Aufwand erfoderten, unter den Erſten zu glänzen, und mit fürſtlicher Freigebigkeit die Talente der Dichter zu belohnen, welche ſeinen Ruhm mit den Großthaten der heiligen Sieger verbanden. Beſonders ſuchte der erhabene griechiſche Dichter **Pindar** Hiero's Ruhm durch Siegesgeſänge zu feiern. Zu gleicher Zeit fanden ſich am ſyrakuſa-

niſchen Hofe Männer von Genie aus verſchiedenen Theilen Griechenlands ein; unter ihnen zeichneten ſich die Dichter Aeſchylus, Simonides und Bacchylides aus. In ihrer Geſellſchaft vergaß Hiero am eheſten die Sorgen der Regierung, und, um einer innern Gährung vorzubeugen, umringte er ſeine Perſon mit fremden Leibwachen, und verbot jedem Bürger von Syrakus den Zutritt in ſeinen Pallaſt. Er beſaß nicht, wie Gelon, die Kunſt, zwiſchen den höheren und niederen Volksklaſſen als Vermittler aufzutreten, und ihre ſich durchkreuzenden Anſprüche zu ſchlichten. Sein Genius leitete ihn mehr zum Glanz einer prächtigen Hofhaltung; mehr galt ihm der Umgang mit gelehrten und talentvollen Männern, vielleicht auch der glänzendere Theil der Staatsverwaltung, welcher ſich auf Flotten, Kriegsheere und die Verhältniſſe mit fremden Staaten bezog, als das Detail der inneren Regierung und das geheime Treiben der politiſchen Gährungen. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er, über das vorlaute und unwürdige Benehmen der Demokraten empört, ſeinen Widerwillen gegen das Intereſſe der Volksregierung deutlicher äußern mochte, als die Staatsklugheit gut hieß. Indeſſen ſtarb er doch im friedlichen Beſitze des Thrones, im eilften Jahre ſeiner Regierung, zu Catana. Dieſer, von ihm in eine neue Kolonie verwandelten, Stadt hatte er den neuen Namen Aetna gegeben; konnte ihn aber nur ſo lange erhalten, als er lebte: ſo gar nicht achtete Syrakus das Andenken an ſeine Regierung. Die Cataner, durch ihn bereichert, verehrten ihn nach ſeinem Tode als Halbgott, und ſahen mit Mißvergnügen, daß keine andere Stadt des ſyrakuſaniſchen Reiches ſich mit ihnen zu gleicher Verehrung verband.

Hatten die Syrakuſaner Urſache, mit Hiero's Regierung nicht ganz zufrieden zu ſeyn, ſo gab ihnen

ſein

ſein Nachfolger die gröſste Urſache, ihren Unwillen laut werden zu laſſen. Thraſybul, des verſtorbenen Königs Bruder, beſtieg den Thron. Gegen dieſes Königs wilden Blutdurſt und tauſendarmige Habſucht muß man Hiero's Strenge noch weiſe Güte nennen. Ueberzeugt, daß der Menſch, welcher herrſcht, alles, und der Haufen, welcher beherrſcht wird, nichts ſey, machte er ſich zum lebendigen Geſetz von Syrakus. Alles, was ihm irgend verdächtig wurde, opferte er ſeiner eiferſüchtigen Wuth ohne Barmherzigkeit auf. Die Reitze des ſchönen Geſchlechts, die Unſchuld der Kindheit, die ehrwürdigen Runzeln des Alters, nichts ſchützte vor ſeinen Unthaten. Der Thron war, gleich einer Tigerhöhle, mit Blut beſtrömt. Wo der Tyrann einen unternehmenden Bürger bemerkte, da ließ er ihn irgend eines Todesverbrechens beſchuldigen und hinrichten; und wo er einen Reichen fand, glaubte er ihn noch ſchonend zu behandeln, wenn er ihn nur aller Güter beraubte, und aus dem Vaterlande verbannte. Schon in den erſten Tagen ſeiner Regierung wüthete er ſo; und ſchon in dieſen Tagen lernte er einſehen, daß der Allgefürchtete ſelbſt alle fürchten muß. Bewaffnet rotten ſich die Bürger zuſammen, und eine Empörung folgt der andern. Bald ſah ſich der Tyrann mit ſeinem reichbeſoldeten, nicht unbedeutenden, Heere, das er als Leibgarde um ſich hatte, im gröſsten Gedränge. Weder Drohungen noch Befehle, ja nicht einmal gütliche Vorſchläge aus dem Munde des verhaßten Tyrannen vermochten etwas über die unverſönlich erbitterten Bürger. Er führte nun einen offenbaren Krieg gegen ſie, an der Spitze eines Heeres von fünfzehn tauſend Fremdlingen, die das ſyrakuſaniſche Bürgerrecht erhalten hatten, und die er noch mit vielen Catanern verſtärkte. Unterdeſſen kamen Truppen von Gela, Himera, Selinus und Agrigent

Agrigent den Syrakuſanern zu Hülfe, und Thraſybul, der ſich geſchlagen und in ein Quartier der Stadt eingeſchloſſen ſah, ließ ſich zu der Demüthigung herab, mit den Rebellen, wie er ſie nannte, zu kapituliren. Die Sieger ſchenkten ihm das Leben auf die Bedingung, daß er Sizilien auf ewig verlaſſen würde. Der Tyrann nahm die Bedingung an, legte die höchſte Gewalt nieder, und begab ſich in einen Winkel Italiens, wo er im Verborgenen ſtarb.

In feſtlicher Freude errichteten die Syrakuſaner nun dem Jupiter, als mächtigen Schützer der Freiheit, eine koloſſaliſche Statue. Sie ſchlugen eine Denkmünze, welche den mächtigen Gott auf dem Avers, und ein ungezügeltes Pferd, als Symbol der Freiheit, auf dem Revers darſtellte.

Da die Volksregierung, welche nunmehr in Syrakus eingeführt wurde, nicht ſogleich die gehörige Stärke beſaß, um die übrigen Städte in Unterwürfigkeit erhalten zu können, ſo bildete jetzt jede Stadt, welche die Oberherrſchaft der ſyrakuſaniſchen Tyrannen anerkannt hatte, einen für ſich beſtehenden, unabhängigen Staat. Aber dieſe Unabhängigkeit ward durch gemeinſame Berathung, durch vereinigte Anſtrengungen errungen worden; folglich beſchloß man auch, das theure Kleinod ferner durch ein politiſches Band zu ſichern. Zu dieſem Endzweck ward ein Kongreß erkoren, wozu die verſchiedenen Städte Deputirte ſandten. Man beſchloß alljährlich ein gemeinſchaftliches Freiheitsfeſt zu feiern, und bei jeder Rückkehr deſſelben vierhundert und fünfzig Rinder zu opfern, deren Fleiſch unter die Bürger, welche der Feierlichkeit beiwohnten, vertheilt werden ſollte. Zum Unglück ward durch einen von den Artikeln, die der Kongreß abfaßte, verordnet, daß keiner von den Fremden, welchen Gelon das Bürgerrecht bewilligt hatte,

zu obrigkeitlichen Würden ſollte gelangen können, und die Unruhen, welche dieſer gehäſſige Unterſchied erregte, veranlaßten einen bürgerlichen Krieg, der nicht minder verderblich war, als die Tyranney des Traſybul. Die Fremdlinge verſammelten ſich, ſieben tauſend an der Zahl, bewafneten ihre Sklaven, bemächtigten ſich zweier der vornehmſten Quartiere von Syrakus, und verlangten, mit dem Degen in der Hand, daß man ſie in ihre Rechte wieder einſetzen ſollte. Das Volk wollte ſeinen Entſchluß nicht ändern; und nun kam es zu einem blutigen Treffen mitten in Syrakus, in welchem die Fremdlinge nur der überlegenen Menge der Einheimiſchen unterlagen. Sie wurden faſt insgeſammt auf dem Wahlplatze niedergehauen.

Aus ähnlichen Urſachen brachen um dieſelbe Zeit ähnliche Unruhen in Agrigent, Gela, Himera, Meſſena und Catana aus. Hier hielten ſich die Partheyen ſo ziemlich das Gleichgewicht; und die Erringung der Freiheit, wie man die Revolution nannte, diente nur dazu, eines der fruchtbarſten Länder auf der Erde, nach vielem unnützen Blutvergießen, in Mangel und Dürftigkeit zu verſetzen.

Die innerlichen Unruhen hörten gewönlich nur dann auf, wenn ein fremder Feind zu bekämpfen war. Man ſah ſich genöthigt, die Waffen wieder gegen die etruriſchen Seeräuber zu kehren, welche die Uneinigkeit unter den ſizilianiſchen Republiken ſich zu Nutze machten, und den Handel durch ihre Freibeutereyen beunruhigten. Dieſer Krieg endete bald und glücklich, und bezahlte mit reicher Beute die Koſten. Ungleich gefahrvoller, doch nicht minder glücklich, war Syrakuſens Kampf mit den Sikulern, Siziliens alten Bewohnern. Ducetius, ein Fürſt der Sikuler, wußte die Zeitumſtände ſo meiſterhaft zu benutzen, daß er der mächtigſte ſiziliſche Regent ward.

Seit

Seit langer Zeit waren die Sikuler auf feſte Poſten in den Gebürgen beſchränkt, wohin ſie aus den Thälern ſchafften, was ſie nur immer von den Früchten ihres Fleißes den räuberiſchen Händen der übrigen Einwohner entreiſſen konnten; ſie baueten daher nur diejenigen Thäler, die ihnen das Ungefähr darbot, ſelbſt auf Gefahr ihrer Freiheit an. So hatten ſie bisher unter ſich nur wenig Verbindung unterhalten, indem jedes Dorf eine beſondere und unabhängige Gemeinde bildete. Jezt beſchloß Ducetius, bisher nur König eines ſikuliſchen Diſtrikts, ſich die ganze Nation zu unterwerfen, dann die übrigen Einwohner von der Inſel zu vertreiben, und ihre Beſitzungen mit ſeinem Staate zu konſolidiren. Erſt baute er an gelegenen Orten feſte Städte, bekriegte dann die übrigen ſikuliſchen Staaten, und unterwarf ſie ſeinem Scepter; eroberte dann die griechiſche Stadt Enna im Sturme, und trieb ſelbſt Agrigent in die äußerſte Noth. Was ließ ſich gewiſſer erwarten, als daß der kühne Eroberer, nach der Unterjochung des agrigentiniſchen Staates, Syrakus angreifen würde; und was war natürlicher, als daß dieſer Staat ihm zuvoreilte!

Siegend drang die Heeresmacht der Syrakuſaner auf den Ducetius ein. Seine Sikuler wurden muthlos gegen einen Feind, dem ſie nicht gewachſen waren, und wüthend erbittert gegen ihren König, daß er ſie dem augenſcheinlichen Tode entgegen führte. Ein Theil verließ ihn, und vereinigte ſich mit den Agrigentinern; die übrigen ſchienen in jeder Minute bereit, ihn zu ermorden, und ſeinen Leichnam den Syrakuſanern zum Löſegeld ihrer Perſonen zu überliefern. In dieſer Lage nuzte Ducetius eine wolkigte Nacht, ſeinen empörten Kriegern zu entfliehen. Er eilte nach Syrakus, umfaßte die Altäre auf offenem

Markt-

Marktplatze, flehte das ſtaunend verſammelte Volk um ſein Leben, und übergab ſich ſelbſt und ſeine Nation dem ſyrakuſaniſchen Staate. Alles gerieth in Bewegung, und man war anfangs unſchlüſſig, was man mit einem Gefangenen von ſo hoher Wichtigkeit anfangen ſollte. Einige wollten, man ſollte an dem unglücklichen Fürſten Rache für das Ungemach nehmen, das ſeine Feldherrntalente bereitet hätten; allein die Majorität gab edleren Gefühlen Gehör. Da man es für bedenklich hielt, ihm den Aufenthalt in Sizilien zu geſtatten, ſo führte man ihn nach Korinth, wo er auf öffentliche Koſten der ſyrakuſaniſchen Republik anſtändig unterhalten ward. Die Liſt, mit welcher er ſich in der Folge aus Korinth weg, wieder nach Sizilien, ſtahl, und der raſtloſe Unternehmungsgeiſt, mit welchem er hier ſeine alten Plane verfolgte, ängſtigten Syrakus nicht lange. Der Tod überraſchte ihn, im Jahr vierhundert und neun und dreiſſig vor Chriſto, mitten in ſeinen kühnen Entwürfen. Sein Todesjahr ward die Epoche des zweiten Totalſieges der Syrakuſaner über die Sikuler; eines Sieges, der ſie nicht nur auf immer vor dieſen Feinden ſicherte, ſondern ſie auch zum mächtigſten Volke auf ganz Sizilien machte. Die Bewohner der kleineren Städte der Inſel hatten Gelegenheit gehabt ſich zu überzeugen, daß ihr Ringen nach Unabhängigkeit, worinn ſie ſich doch nicht behaupten konnten, ſie nur elend gemacht hatte; daß ſie nicht minder unvermögend waren, einen feſten Staatenverein unter ſich als Verbündete zu bilden, und daß ſie mithin ſich ſchlechterdings an einen wichtigeren Staat, als Theile deſſelben, anſchließen mußten. Syrakus breitete auf dieſe Art ſeine Macht immer weiter aus. Es legte allen ſizilianiſchen Städten Tribut auf, und erhöhete denſelben von Zeit zu Zeit. Vermittelſt die-

ſer

ſer Staatseinkünfte verſtärkte es ſeine Seemacht und Reuterey, und ward in wenig Jahren eine angeſehene Republik.

4.

Eroberungskrieg der Athenienſer in Sizilien.

Da der Geiſt der Volksherrſchaft immer Unterdrückung erzeugt, ſo mußten die Syrakuſaner, ſobald ſich nur Gelegenheit dazu zeigte, eine Empörung der ihnen unterwürfigen Städte befürchten. Zuerſt griefen die Leontiner zu den Waffen, und weil ſie ſich gegen das mächtige Syrakus zu ſchwach fühlten, ſuchten ſie Hülfe bei den Athenienſern. Athen ſäumte nicht, dieſe erwünſchte Gelegenheit für ſich zur Eroberung Siziliens zu nutzen, und ſandte eine bedeutende Flotte und ein beträchtliches Landheer, dem Scheine nach, die Leontiner zu retten. Den Leontinern konnte aber das eigenſüchtige Intereſſe ihres mächtigen Bundesgenoſſen nicht lange entgehen; daher verglichen ſie ſich mit den Syrakuſanern, und machten Frieden.

Eine Grenzſtreitigkeit zwiſchen den Städten Egeſta und Selinus bahnte den Athenienſern, im Jahr vierhundert und fünfzehn vor Chriſto, den Weg zum zweiten Verſuche auf Sizilien. Beide Städte lagen unfern der ſüdweſtlichen Küſte Siziliens, in der größten Entfernung von Syrakus. Die Einwohner von Egeſta würden die Selinunter mit leichter Mühe beſiegt und unterjocht haben, wenn nicht die Syrakuſaner die letztern unterſtützt hätten. Aufgebracht darüber ſchickten ſie Geſandte nach Athen, und baten um Beiſtand. Auf der einen Seite ſchilderten ſie ihre Reichthümer mit den glänzendſten Farben; auf der

andern

andern übertrieben ſie die Macht der Syrakuſaner, und zogen daraus den Schluß, daß die Athenienſer, wenn ſie ſich mit ihnen verbänden, nicht nur Syrakus ohne Schwierigkeit bezwingen, ſondern auch ganz Sizilien unter ihre Gewalt bringen könnten.

Der einflusreichſte Mann im athenienſiſchen Staate war damals Alcibiades, von der Natur in reichem Maaße ausgeſtattet mit allen den Eigenſchaften, die ihn zum einem Lieblinge des Volkes machen mußten. Seine Geſchicklichkeit in Staatsgeſchäften, ſeine ſchöne Geſtalt, die ihm die Liebe und Ehrerbietung aller derer gewinnen mußte, welche ihn ſahen; ſeine unermeßlichen Reichthümer und ſein höchſt glänzender Aufwand; die öffentlichen Feſte und Gaſtmahle, welche er dem Volke gab, und die Herrlichkeit, worinn er lebte, blendeten die Augen, und gewannen ihm die Ehrfurcht und das Zutrauen ſeiner Mitbürger. Denkt man ſich dazu noch ſeine bewundernswürdige Beredſamkeit und ſeine große Einſicht in die Geſchäfte des Kriegs, ſo läßt ſich's denken, wie er der Abgott des Volkes werden mußte. Man überſah ihm ſeine Fehler; die herriſche Mienen, die man in dieſem Freiſtaate an jedem andern Menſchen für Verbrechen gehalten hätte, wurden an ihm entſchuldiget, und ſeine wilden Ausſchweifungen nannte man mit einem glimpflichen Namen — Jugendſünden.

An ihn wandten ſich die Geſandten von Egeſta mit ihrem Anſuchen, und es wurde ihnen nicht ſchwer, ihn auf ihre Seite zu bringen. Sein Ehrgeiz und ſein vielumfaſſender Geiſt fand eine Landung in Sizilien ungemein einladend. Schon gab er in Gedanken Syrakus Geſetze und erweiterte der Athenienſer und ſeine Herrſchaft über alle andern Völkerſchaften dieſer Inſel. Er betrachtete ſogar die Eroberung von Sizilien nicht als Zweck, ſondern als Mittel zu andern

Eroberun-

Eroberungen, und dachte ſchon darauf, den Schauplatz des Krieges nach Afrika zu verſetzen, und ſich der Stadt Karthago zu bemächtigen. Er gab daher dem athenienſiſchen Volke den Rath, eine ſo günſtige Gelegenheit zur Vergrößerung ſeiner Macht nicht ungenutzt zu laſſen, und ſeinem Vorſchlage zufolge ließ man mit den Abgeſandten von Egeſta auch athenienſiſche Geſandte nach Sizilien gehen, um den Zuſtand dieſer Provinz genauer kennen zu lernen. Aber die Egeſtaner hintergiengen die Geſandten mit ſchlauer Liſt. Sie borgten von den benachbarten Städten goldene und ſilberne Gefäße und andere Koſtbarkeiten, um ihren Wohlſtand und Ueberfluß an den Tag zu legen. Die athenienſiſchen Geſandten kamen, mit klingenden Empfehlungen wohl verſehen, in ihre Vaterſtadt zurück, und auf ihren Vortrag ward beſchloſſen, ſich ohne Verzug zu der Expedition nach Sizilien anzuſchicken. In aller Eile rüſtete man eine Flotte von hundert und vierzig Schiffen aus, deren Kommando man zwiſchen zwei erfahrenen Feldherren, Namens Nocias und Lamachus, theilte. Noch ehe die Flotte unter Segel gieng, hielt der Senat eine geheime Konferenz mit den Generalen, über die Art, wie Sizilien, ſobald es eine Provinz des athenienſiſchen Reichs geworden wäre, am beſten zu adminiſtriren ſeyn würde; denn Alcibiades hatte die Magiſtratsperſonen ſo ſehr erhitzt, daß ſie ſich eines höhniſchen Lächelns nicht enthalten konnten, wenn man von dem Widerſtande ſprach, den Syrakus thun würde. Das Reſultat dieſer ſeltſamen Konferenz war, daß man die Einwohner von Selinus und Syrakus als Sklaven verkaufen, und den übrigen Theil von Sizilien, nachdem man ihn einem jährlichen Tribute unterworfen, erlauben wollte, ſich nach den Geſetzen ſeiner Ueberwinder zu regieren.

Zum

Zum Glück für die Welt ſteht das Schickſal der Staaten nicht in den Händen des erſten Ehrſüchtigen, welcher ſeinen Ruhm darinn ſetzt, ſie über den Haufen zu werfen. Die Syrakuſaner nahmen es, mit glücklichem Erfolge, mit den ſtolzen Athenienſern auf, und die Feſſeln, welche man für ſie mitgebracht hatte, mußten die vorgeblichen Eroberer Siziliens am Ende ſelbſt tragen.

Der Anblick der Flotte unter Segel erregte die Bewunderung der Bürger und der Fremden, denn noch niemals hatte eine einzige Stadt in der weſtlichen Welt eine ſo große und herrliche Seerüſtung aufweiſen können. Sie beſtund aus hundert und dreiſſig Schiffen, die ſechstauſend zweihundert und achtzig gröſtentheils ſchwer bewafnete Soldaten führten. Auſſer dieſen waren dreiſſig Schiffe mit allerlei Vorräthen beladen; und die Flotte wurde noch von hundert Barken begleitet, die Kauffahrtheyſchiffe und nachherigen Verſtärkungen nicht dazu gerechnet. Auſſer den Seetruppen führte die Flotte noch ein Korps von Landtruppen, und unter dieſen einige wenige Reuterey. Die ſämmtlichen Truppen waren auf's vollſtändigſte ausgerüſtet, und überhaupt konnte man kaum einen herrlichern oder ſchönern Anblick ſehen. An dem zur Einſchiffung beſtimmten Tage zogen mit Anbruch der Morgenröthe die Truppen in Parade auf. Die ganze Stadt begleitete ihren Marſch nach dem Hafen. Die Eingebohrnen, ſagt ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber, waren zwiſchen Furcht und Hofnung getheilt, als ſie ein ſo ſtarkes athenienſiſches Heer, in welchem eine jede Familie Verwandte oder Freunde zählte, der Wuth der Elemente und dem Kriegswechſel in einer Entfernung preis gegeben ſahen, welche für die Schiffahrt der Alten ſo groß war; dahingegen die zahlreichen Fremden ihre Neugier mit einem ſo glänzenden

und intereſſanten Schauſpiele ruhiger und angenehmer befriedigten. Sobald die Einſchiffung beendigt, und alles zur Abfahrt bereit war, wurde durch Trompetenſchall Stillſchweigen gebeten. Unter der Leitung von Herolden ſtiegen einſtimmig vom ganzen Heere, mit mehr als gewönlicher Feierlichkeit, Gebete für den glücklichen Erfolg zu den Göttern auf. Dann wurden in jedem Schiffe Gefäße, mit Wein gefüllt, aufgeſtellt; Offiziere ſowohl als gemeine Krieger goſſen aus goldenen und ſilbernen Bechern Libationen *), und tranken auf das Wohl der Flotte und der Republick; Bürger und Fremde auf dem Geſtade vereinigten ihre Wünſche mit dem Flehen der Krieger.

In Syrakus entſtanden bei der erſten Nachricht von den Kriegsrüſtungen der Athenienſer nicht geringe Streitigkeiten wegen der Anſtalten zur Vertheidigung. Kaum wollte man es glauben, daß Athen geſonnen wäre, einen Verſuch auf Sizilien zu machen. Einer der vornehmſten Einwohner, Hemokrates, der einen ſtarken auswärtigen Briefwechſel unterhielt, benachrichtigte das Volk zuerſt von der ihm drohenden Gefahr, und ſuchte es in einer langen Rede zu Ergreifung der Waffen zu bereden. Athenagoras hingegen, ein Mann, der ſehr beredt und bei dem gemeinen Manne ſehr beliebt war, weil er die Volksregierung begünſtigte, ſprach gegen den Hermokrates, und ſuchte die Syrakuſaner zu überreden, die Athenienſer könnten unmöglich ſo ohne alle Beſinnung handeln, daß ſie Sizilien angreifen, und es mit Syrakus aufnehmen wollten, da dieſe Stadt allein die Macht von

Athen

*) Eine Art Opfer, das darinn beſtand, daß man von allen Speiſen und Getränken den Göttern etwas ſpendete.

Athen aufwiegen könnte. Allein einer der Vornehmſten machte mit wenigen, aber vernünftigen, Worten, dem Streit ein Ende. Er ſtellte den Syrakuſanern vor, daß die Stadt auf alle möglichen Fälle gut verſehen wäre, daß ſie hinlängliche Truppen und guten Kriegsvorrath hätte, um den erſten Angriff abzuwehren, und daß es in der Folge ebenfalls nicht an Mitteln fehlen würde, ſich beſſer zu verſorgen und gehörig zu vertheidigen. In dieſer erſten Verſammlung der Syrakuſaner ward alſo noch kein Entſchluß gefaßt.

Inzwiſchen war die athenienſiſche Flotte an den Küſten von Italien heruntergeſegelt, und hatte ſich vergebens bemüht, die Einwohner von Tarent, Lokri und Rhegium auf ihre Seite zu bringen. Endlich landete ſie in Sizilien, und da das Glück ihre erſten Unternehmungen begünſtigte, ſo ward beſchloſſen, Syrakus ſelbſt zu belagern. Es kam zuerſt bei der Feſtung, Olympia, nahe bei der Stadt, zu einer Schlacht, worinn die Athenienſer den Vortheil hatten; aber ein fürchterlicher Sturm, der mitten in der Schlacht ausbrach, verhinderte die Sieger, dieſen Tag entſcheidend zu machen. Die Syrakuſaner wurden bei ihrem Rückzuge von ihrer Reuterey, welche an dem Treffen nicht Theil genommen hatte, bedeckt, und kamen ſo, in guter Ordnung, in ihre Hauptſtadt zurück. Die Athenienſer waren zu ſchwach, die Stadt anzugreifen, ſegelten nach Catana zurück, wo ſie ihre Winterquartiere nahmen, und ſetzten ſich vor, auf den Frühling nach Syrakus zurückzukehren. Weil es ihnen aber an Geld und Lebensmitteln fehlte, ſo ſchickten ſie um beides nach Athen, und man war um ſo bereitwilliger ihre Wünſche zu erfüllen, je ſehnlicher man die Eroberung der ſchönen Inſel wünſchte.

Nicias hatte die gewagte Expedition nach Sizilien niemals gut geheiſſen, und nur ungerne hatte er ſich entſchloſſen, das Kommando derſelben zu übernehmen. Von Natur furchtſam und vorſichtig, und mit dem veränderlichen Glück des Krieges aus Erfahrung bekannt, hätte er gerne unter einem anſtändigen Vorwande ſich und ſein Vaterland, aus dieſer gefährlichen Unternehmung herausgewickelt, und ſeine noch blühende Armee nach Hauſe zurück geführt. Es wurden deshalb verſchiedene Botſchaften von dem Lager in die Stadt, und von der Stadt wieder in das Lager geſchickt. Von beiden Seiten wurden Vorſchläge zu einem Vergleiche gethan, und Entwürfe dazu gemacht. Die Unterhandlung gedieh aber zu keinem Schluſſe, und beide Theile benutzten den Winter zur Verſtärkung ihrer Macht. Die Syrakuſaner ſchickten Geſandte nach Korinth und Lacedämon, und ließen daſelbſt um Hülfe bitten. Die letztere Stadt verſprach ihnen drei tauſend Mann Fußvolk, und zweihundert Mann Reuterey. Ehe aber dieſe Verſtärkung im Stande war unter Segel zu gehen, fieng Nicias die Belagerung von Syrakus an. Dieſe Stadt hatte damals noch keinen Archimedes unter ihren Einwohnern; aber ſie hatte ſich ſeit Kurzem zu einer Republik gebildet, und der Geiſt der Freiheit erſetzte bei ihr die Stelle des Geiſts der Maſchinen. Sie vertheidigte ſich mit unglaublichem Muth, nnd ermüdete die Belagerer durch die Menge und Kühnheit ihrer Ausfälle. Beſonders machte ſie ſich durch einen berühmt, wobei die Circumvallations-Linie durchbrochen, und Lamachus, des Nicias Gehülfe, getödtet wurde.

Die Belagerung konnte indeſſen nicht von langer Dauer ſeyn, weil der Feind im Beſitz des Quartiers von Epipolä war, welches die Stadt beherrſchte,

und die Syrakuſaner Mangel an Waſſer litten. In dem Augenblick, da eine furchtſame Menge ſchon auf Kapitulation drang, erſchien der General Gylipp, an der Spitze der lacedämoniſchen Hülfstruppen in den Ebenen von Syrakus. Er marſchirte gerades Weges auf Epipolä los, und ſtellte ſeine kleine Armee vor der Feſtung in Schlachtordnung. Hierauf ließ er, mit jener Kühnheit, welche Glück weiſſagt, und vom glücklichen Erfolge gerechtfertiget wird, einen Feind, der ihm an Anzahl weit überlegen war, auffodern, binnen fünf Tagen Sizilien zu räumen.

So ſehr auch die Athenienſer, die ſich ſchon im Beſitz von Syrakus und Sizilien glaubten, über dieß unerwartete Ereigniß betroffen waren, ſo nahmen ſie doch Gylipps Botſchaft mit Verachtung auf. Indeß blieb Nicias ohne Bewegung ſtehen, und der Herold erhielt blos den Befehl ſich wegzubegeben. Sogleich begannen die Feindſeligkeiten, die Feſtung wurde mit ſtürmender Hand erobert, und alle Athenienſer, die ſie vertheidigten, wurden niedergehauen. Dadurch bekamen die Umſtände von Syrakus eine andere Geſtalt, und ein Unglück nach dem andern traf die Athenienſer. Jetzt ſandte auch Korinth dreizehn Galeeren, mit Leuten und Geld beladen, nach Syrakus. Verſchiedene Städte Siziliens ſchickten ebenfalls Truppen zu ſeiner Vertheidigung hin. Nicias, der ſeine Kräfte von Tage zu Tage ſchwinden ſah, unterdeß die der Feinde verhältnismäßig wuchſen, der aufs neue vom Gylipp geſchlagen war, und nur aus eitler Ehrſucht die Belagerung eines jetzt unüberwindlich gewordenen Platzes fortſetzte, verlangte nun von Athen Verſtärkung und einen Nachfolger im Kommando. Alſobald rüſtete man drei und ſiebenzig Galeeren aus, und ſchickte ſie, unter Anführung des Generals Demoſthenes, dem Nicias zu Hülfe.

Kaum wurde Syrakus von allen dieſen Bewegungen benachrichtiget, als es den Plan machte, die athenienſiſche Flotte, welche die Stadt blokirte, vor ihrer Vereinigung mit dem Geſchwader des Demoſthenes, zu zerſtören. Es kam deshalb, nicht weit von dem Hafen, zu einem Seetreffen, welches beiden Theilen viel Schiffe und Menſchen koſtete. Der Vortheil war indeß auf Seiten des Nicias.

Während des Gefechtes hatten die Athenienſer, welche die Schanzen beſetzt hielten, die Unbeſonnenheit begangen, ihre Poſten zu verlaſſen, und ſich ans Ufer zu begeben, um den Manduvres der beiden Flotten zuzuſehen. Gylipp, deſſen Erfahrenheit kein Fehler eines an Anzahl ihm überlegenen Feindes entgieng, ſah nicht ſobald die Forts, welche Syrakus umgaben, ſchlecht beſetzt, als er ſie mit ſtürmender Hand einnahm, uud darauf die Athenienſer, welche, nicht anders als ob ſie einem Schauſpiel beiwohnten, ruhig am Ufer ſaßen, niederhieb. Nicias und Gylipp errichteten nun beide Trophäen zur Verkündigung ihres Sieges. Der Verluſt, den Syrakus zur See erlitten hatte, überzeugte es indeß mehr als je, wie gefährlich die Vereinigung beider feindlicher Flotten ſeyn würde. Sein Admiral machte ein ſo geſchicktes Manduvre, daß er den Nicias zwang, zum zweitenmale zu fechten. Dießmal war der Ausgang nicht zweifelhaft: die Athenienſer wurden geſchlagen, und verloren ſieben Galeeren.

5.

Schröckliche Niederlage der Athenienſer. Triumpf der Syrakuſaner.

Ein neuer Strahl der Hofnung gieng den Belagerern auf, die bereits anfiengen den Muth ſinken zu laſſen. Während Nicias nemlich ganz niedergeſchlagen darauf bedacht war, wie er den Schimpf ſeiner Niederlage wieder auswetzen möchte, ſah man die Flotte des Demoſthenes mit vollen Segeln herankommen. Alle Galeeren waren mit Blumen und fliegenden Wimpeln ausgeſchmückt, und die Verdecke ſtanden voller Muſikanten, die laute Siegeslieder anſtimmten.

Die Syrakuſaner wurden über dieſen Anblick nicht wenig beſtürzt, und ſie beſorgten von neuem einen unglücklichen Ausgang. Dieſe Beſtürzung über ſeine Ankunft beſchloß Demoſthenes ſich zu Nutze zu machen, und er ſchmeichelte ſich, die Stadt auf einmal in ſeine Gewalt zu bekommen. Der Erfolg zeigte ihm aber, daß er zu viel Vertrauen auf ſich und ſeine Macht geſetzt hätte. Umſonſt ſtellte ihm Nicias vor, die Syrakuſaner ſeyen durch Mangel an Geld und Lebensmitteln aufs äußerſte gebracht, und würden ſich ohnedem bald ergeben müſſen; dieß wiſſe er zuverläßig aus ſicheren Berichten einiger Perſonen in der Stadt ſelbſt, die ihm riethen, nur noch kurze Zeit zu verziehen. Da er dieſe Perſonen nicht nennen wollte, ſo kehrte man ſich an ſeine Vorſtellungen nicht; denn nicht nur Demoſthenes und die andern Befehlshaber, ſondern auch ſogar die niedrigern Offiziere meinten, blos die Furcht habe dem Nicias dieſen Wahn eingeflößt. Demoſthenes warf ihm ſogar ſeine

Langſamkeit vor; die andern billigten dieſe Vorwürfe, und alle mit einander äußerten die größte Ungeduld nach einem Gefechte.

Demoſthenes entſchloß ſich, ſogleich die Feſtung Epipolis anzugreifen. Er führte demnach ſeine ganze Armee des Nachts dorthin, fieng in eigener Perſon den Angriff auf die Verſchanzungen an, erlegte ihre Beſatzung und ſchlug zugleich die Truppen, die aus der Stadt einen Ausfall auf ihn machten, zurück. Von ihrem Glücke ermuntert, drangen die Athenienſer in Unordnung weiter vor, und warfen alles vor ſich nieder. Jetzt ſtießen die Böotier, die ſich unter den Alliirten der Syrakuſaner befanden, auf ſie, machten ihrem weiteren Vorrücken ein Ende, drangen in ihre Glieder ein, und hieben viele von ihnen nieder. Das ganze Heer wurde von einem paniſchen Schrecken überfallen, der durch die Dunkelheit der Nacht noch vermehrt wurde. Es hielt ſchwer, Befehle zu ertheilen; und obgleich der Mond hell leuchtete, ſo war es doch, nachdem einmal die Reihen durchbrochen waren, nicht mehr leicht, Freunde von Feinden zu unterſcheiden. Die weichenden Athenienſer wurden, indem ſie auf ihre noch im Vorrücken begriffenen Waffenbrüder ſtießen, von dieſen mit vorgehaltenen Speeren empfangen. Endlich ergrief alles die Flucht. Der einzige Weg zum Rückzuge war enge; die Flüchtigen waren zahlreich, und indem ſie dem Schwerdte ihrer Verfolger zu entkommen eilten, ſtürzten viele in Abgründe herab, und kamen auf dieſe Art um. Von den Glücklicheren, welche die Ebene erreichten, gelangten diejenigen, die unter dem Nicias gedient hatten, und folglich mit dem Terrain bekannt waren, ohne Schwierigkeit nach dem Lager; hingegen einige der neuen Ankömmlinge verfehlten des rechten Weges, und fielen am nächſtfolgenden Tage der ſyrakuſaniſchen

Reuterey

Reuterey in die Hände. Zwei tauſend Athenienſer verloren dabei das Leben. Was dieſe Armee, welche ſich anfangs eingebildet hatte, daß ſie nur in Sizilien erſcheinen dürfte, um es zu erobern, vollends zu Grunde richtete, war eine von den peſtilenzialiſchen Dünſten der Moräſte, bei welchen ſie gelagert ſtand, verurſachte Epidemie. Nun entſchloß man ſich endlich, die Belagerung aufzuheben, und die Trümmern der Flotte nach Athen zurück zu führen.

Alle Anſtalten zum Abzuge wurden mit dem lebhafteſten Eifer betrieben. Schon war das Zeichen zur Abfahrt gegeben; ſchon hatte man in der Stille die Circumvallations-Linien verlaſſen, und die Soldaten fiengen an ſich einzuſchiffen, als plötzlich ſich der Vollmond verfinſterte. Niemand beſaß damals ſo viel Kenntniß, um die regelmäßige Rückkehr dieſes Phänomens vorher ſehen zu können; und nur wenige wollten glauben, daß die Urſache deſſelben in der Ordnung der Natur gegründet ſey. Das Heer gerieth darüber in Schrecken, als über ein Naturwunder, welches dem gefaßten Entſchluſſe Unglück verkünde. Man erſuchte die Generale, den beſchloſſenen Marſch zu unterlaſſen; die Wahrſager erklärten, um den himmliſchen Mächten eine freundlichere Ausſicht abzugewinnen, bedürfe man eines Aufſchubes von dreimal neun Tagen; und Nicias, abergläubiſcher als die Uebrigen, betheuerte, bis dieſe Periode vollendet ſey, werde er nicht einmal eine Berathſchlagung über den Rückzug geſtatten. Dieſer unglückliche Aufſchub brachte ihm und ſeiner Armee den Untergang.

Eben die Naturerſcheinung, welche die Athenienſer in Schrecken ſetzte, erhöhte den Muth der Syrakuſaner. Sie ſahen ja, daß ihre Feinde ſich für den Gegenſtand des Mißfallens hielten, welches durch die Mondfinſterniß von den Göttern verkündigt ward.

Ohne

Ohne Verzug machten ſie ſich die Furcht derſelben zu Nutze, ließen eine Flotte von ſechzig Schiffen aus dem Hafen laufen, und waren kühn genug, die feindliche anzugreifen, wiewohl ſie an Anzahl ſehr überlegen war, da ſie noch aus ſechs und achtzig Schiffen beſtand. Ein falſches Manöuvre des Eurymedon, welcher den rechten Flügel der atheniensiſchen Flotte kommandirte, entſchied den Ausgang dieſes Treffens. Da er ſeine Linie zu ſehr ausgedehnt hatte, ſo wurde der größte Theil ſeiner Schiffe von der übrigen Flotte abgeſchnitten. Agatharch, einer von den ſyrakuſaniſchen Admiralen, machte ſich dieſen Umſtand zu Nutze, ihn in eine Bucht zu treiben, wo er geſchlagen und getödtet wurde. Dieß Treffen koſtete Athen achtzehn Schiffe und zwei tauſend Mann.

So groß die Beſtürzung der Athenienſer war, ſo groß war der Jubel der Syrakuſaner. Sie fiengen jetzt an, ſich nicht länger als ein unterdrücktes Volk zu betrachten, welchem ein überlegener Feind alles, was dem Menſchen theuer iſt, zu entreiſſen drohe; ſie verſprachen ſich jetzt einen ſo glücklichen Erfolg der großen Fehde, daß ſie als Sieger von Athen, und als Rächer der Freiheit Griechenlands zu glänzen hofften. Unverzüglich ſchritten ſie daher zur Blokade des Hafens, wohin ſich die Trümmern der Flotte des Nicias und Demoſthenes geflüchtet hatten, und ſuchten ſie einzuſchließen. Man verſchloß den Eingang der Rhede durch queergeſtellte, und theils durch Anker, theils durch eiſene Ketten befeſtigte Galeeren, und vier und ſiebenzig hinter dieſen neuen Damm poſtirte Schiffe mußten acht geben, daß er nicht durchbrochen würde.

Die Athenienſer, die nun, ſtatt der Belagerer, ſelbſt die Belagerten waren, litten jetzt auch den drückendſten Mangel an Lebensmitteln. Da man einmal

entſchloſſen

entſchloſſen war, die Belagerung aufzuheben, und da man anfangs nicht vermuthen konnte, daß der Feind den Rückzug zur See werde abſchneiden können, ſo war die fernere Zufuhr von Proviant aus Catana abgeſagt worden. Jetzt, da die Herrſchaft zur See verloren war, gab es auch keine Kommunikation mit Catana mehr; mithin wuchs das Verlangen nach dem Rückzug in demſelben Grade, in welchem die Mittel dazu ſchwächer wurden. Man berief einen Kriegsrath, um die mißliche Lage des Heeres zu erwägen. Einmüthig ward hier beſchloſſen, daß man ſich, mit dem Degen in der Fauſt, einen Weg durch die feindliche Flotte bahnen, oder, wenn dieß Bollwerk nicht durchbrochen werden könnte, ſeine eigenen Schiffe in Brand ſtecken, und ſich zu Lande nach der nächſtgelegenen von den verbundenen Städten begeben wolle. Nachdem dieſer Plan entworfen war, ließ Nicias den Ausbund ſeiner Truppen an Bord der Flotte gehen, und das Uebrige der Armee ſich am Ufer in Schlachtordnung ſtellen.

Dieſer Tag ſollte über das Schickſal Siziliens entſcheiden, und ganz Syrakus erwartete, auf ſeinen Mauren verſammelt, mit der Stille der Ungeduld das Zeichen zum Angriff. Sobald es gegeben war, ſah man die Athenienſer die Linie von Schiffen, welche ſie blokirt hielt, anfallen, und ſich derſelben bemächtigen. Dieſe Begebenheit, welche man von beiden Seiten vorausgeſehen hatte, machte den Soldaten des Nicias neuen Muth, ohne jedoch den Syrakuſanern das Geringſte von dem ihrigen zu benehmen. Der ſchreckliche Augenblick war der, wo man die Kette zu durchbrechen ſuchte. Zweihundert Galeeren, die in einen ſo kleinen Raum zuſammen gedrängt waren, und denen ihre nachtheilige Stellung jedes Manövre unmöglich machte, gaben ein Schauſpiel,

welches

welches der härteſte Zuſchauer kaum auszuhalten vermochte. Der Hagel von Steinen und Wurfſpießen, welchen man herankommen ſah, ohne ihm ausweichen zu können; das Gekrache der zuſammenſtoßenden Schiffe; der Kampf, um ein feindliches Schiff zu entern, unterdeß das, auf welchem man focht, ſelbſt geentert wurde; das Zuſammenſchlagen der ſchäumenden Wellen, ſo oft das Meer ein Schiff verſchlang: alles das ſtellte die mannigfaltigſten Bilder der Verzweiflung und die ſchröcklichſten Scenen der Metzelung dar. Endlich behielt die gerechteſte Sache die Oberhand: die Sizilianer blieben die Herren des Meeres, und erhoben ein Freudengeſchrey, welches augenblicklich auf den Mauern von Syrakus wiederholt wurde.

Es blieben jetzt den Athenienſern nur zwei Auswege übrig; entweder noch einmal ihr Glück zur See zu verſuchen, da ſie noch ungefähr ſechzig Schiffe übrig hatten, oder den Weg zu Lande zu wählen, und ſich in eine Gegend zu begeben, wo ſie ausruhen und durch Unterſtützung einer freundſchaftlich geſinnten Stadt Schiffe zur Ueberfahrt nach Griechenland bekommen, oder auch neue Verhaltungsbefehle aus Athen abwarten könnten. Die Seeleute, die durch die vorherigen Niederlagen ermattet, niedergeſchlagen und muthlos geworden waren, wollten nichts davon wiſſen, daß ſie wieder zu Schiffe gehen und gegen einen Feind fechten ſollten, der in ihren Augen ſchröcklich geworden war. Man mußte alſo auf den Rückzug zu Lande denken. Es ward Befehl gegeben, daß ein jeder von den Sachen, die er beſäſſe, nur das unentbehrlichſte mitnehmen ſollte: denn es waren keine Wagen, und nur wenige Pferde zum Transport vorhanden. Die übrige Bagage und die Schiffe mußten unvermeidlich entweder den Flammen geopfert, oder eine Beute der Feinde werden.

Mit

Mit welcher Gemüthsfaſſung die Athenienſer unter dieſen Umſtänden ſich entſchloſſen, ihr Lager zu verlaſſen, und einen unſicheren Marſch anzutreten, läßt ſich leicht denken. Bei der unmenſchlichen Weiſe jener Zeiten, Krieg zu führen, mußten ſich der Einbildungskraft der Beſiegten alle Schreckniſſe darſtellen, welche der Körper nur immer zu erdulden, oder der Geiſt ſich vorzuſtellen vermag. Ganz beſonders quaalvoll ward für die Athenienſer der Gedanke, daß eine ſo mächtige Flotte, anſtatt die hohen Erwartungen des Feldzuges zu erfüllen, gänzlich vernichtet worden; daß der unglückliche Ausgang der Unternehmung ſogar ihrem Vaterlande den Untergang drohe; und daß, ſtatt als Eroberer Siziliens, wie ſich noch vor Kurzem mit Grund hoffen ließ, zurückzukehren, eine ſchimpfliche Flucht ihr einziges, und faſt hofnungsloſes Mittel werde, der Sklaverey oder dem Tode zu entgehen. Aber ſelbſt bei dieſer Flucht ſtellten ſich ihnen tauſend ſchräckliche Gedanken, tauſend niederſchlagende Gegenſtände dar, welche auf das Gefühl eines jeden außerordentlich wirken mußten. Noch lagen die Todten unbeerdigt; und die Erinnerung, ja nicht ſelten der Anblick eines ſo vernachläßigten Verwandten oder Freundes, erfüllte das Gemüth nicht nur mit Betrübniß, ſondern ſelbſt mit Schrecken. Aber die Stimmen und die Handlungen der vielen noch Lebenden, die durch Wunden oder Krankheiten vom Marſche zurückgehalten wurden, ihre Klagen, ihre Vorwürfe, ihre Bitten, ihre Umarmungen, und die ſchmerzlichen, wiewohl fruchtloſen Bemühungen Mancher, ihren aufbrechenden Freunden nachzufolgen; dieß alles wirkte noch weit mehr, als das für den religiöſen Griechen ſo furchtbare Gefühl, welches aus der unvermeidlichen, und in ſofern verzeihlichen Vernachläßigung der ſtillen Todten entſprang. Gegenſei-

tige

tige Vorwürfe ſowohl als Selbſtvorwürfe wegen des Antheils, den jeder an dem öffentlichen Unglück hatte, erhöheten gelegentlich die Bitterkeit der Leiden. Kurz, die Laſt des Elendes drückte ſo ſchwer, daß das ganze Heer in Thränen ausbrach; und indem man größere Uebel nicht fürchten konnte, verſchwand faſt der Wunſch und ſelbſt das Vermögen, den Marſch zu beginnen.

So ſtellte der Aufbruch der Athenienſer einen der traurigſten Auftritte dar, den man ſich denken kann. Auf jedem Geſichte herrſchte Schrecken und Verzweifſlung. Ungeachtet Nicias von Krankheit abgezehrt und von den gemeinſten Lebensnothwendigkeiten entblößt war, ſo gab er ſich doch alle Mühe, ſeine Leute zu beruhigen und zu ermuntern. An der Spitze der Linie erſuchte er mit ruhiger Miene und mit der angeſtrengteſten Stimme, damit er ſo weit als möglich gehört würde, die Truppen, ſeine eigene Lage zu beherzigen. „Ihr ſeht es ſelbſt, ſprach er, in welchen Zuſtand mich Krankheit verſetzt hat: an Körper bin ich sehr weit entfernt, der ſtärkſte unter euch zu ſeyn. Einſt, als ich mich der Segnungen des Glücks zu erfreuen hatte, ſtand ich keinem nach; aber jetzt muß ich alle gegenwärtigen Uebel ertragen, alle drohenden Gefahren fürchten, ſo gut wie der niedrigſte unter meinem Kommando. Ein ſolches Loos hab' ich erhalten; ich, der ich immer in allen Pflichten gegen die Götter eifrig, und gegen die Menſchen nicht nur, ſoweit es auf mich ankam, ſtreng gerecht, ſondern auch liberal und wohlwollend war. Darum heg' ich aber auch zutrauungsvoll die Hofnung, daß es ſich mit uns beſſern werde. Das Unglück, welches wir jetzt leiden, iſt von uns gewiß nicht in dieſem Grade verſchuldet; das Glück hat bereits unſere Feinde hinlänglich begünſtigt; und wenn unſere Unternehmung wider die-

ſes

ſes Land eine Gottheit beleidigte, ſo ſind wir durch unſere jezigen Leiden zur Genüge beſtraft worden. Denn wir ſind nicht die erſten, die das Schwerdt in der allerdings nicht löblichen Abſicht gezogen haben, unſere Nebenmenſchen zu unterjochen, in die Sklaverey zu verſezen, und uns ihrer Güter zu bemeiſtern. Für dieſes bei Menſchen ſo gewönliche Vergehen haben Andere nicht mehr büßen müſſen, als menſchliche Kräfte erdulden konnten. Wir haben alſo auch allen Grund zu hoffen, daß die Götter endlich ihre jezt gewiß übertriebene Rache gegen uns mäßigen werden; gegen uns, die wir nun eher das Mitleiden als den Unwillen der zürnenden Gottheiten verdienen. Indem wir daher der göttlichen Milde in ſofern uns verſichert halten können, wollen wir erwägen, in welcher Lage wir uns, blos menſchliche Dinge in Betrachtung gezogen, eigentlich befinden; und wahrlich in dieſer Rückſicht haben wir keinen Grund, uns der Verzweifluug dahin zu geben. Im Beſiz einer ſolchen Macht und einer ſo großen Menge regulairer Truppen, machen wir, wo wir uns auch niederlaſſen, nicht blos ein furchtbares Heer, nein, wir machen einen Staatskörper aus. Sicher wird uns kein ſizilianiſcher Staat, Syrakus ausgenommen, ſo leicht von einem Poſten, welchen wir beſezen, vertreiben, oder auch nur hindern können, uns, wo es uns gefällt, anzuſiedeln. Zu unſerer Rettung bedarf es ja weiter nichts, als daß wir das Gebiet der Sikuler erreichen; denn ihre Furcht vor den Syrakuſanern iſt uns Bürge, daß wir auf die Freundſchaft der Barbaren mit Zuverſicht rechnen dürfen. Standhaftigkeit und Klugheit ſind mithin die Stüzen eures Wohls; und nicht des eurigen allein, ſondern auch des Wohls von ganz Athen: denn ſo ſehr auch das Vaterland durch euer Unglück gebeugt worden, ſo werden wir

es

es doch wieder aufrichten können, da die Stärke eines Staates nicht in Städten, in Gebieten und in Schiffen, ſondern in Menſchen beſteht.“

So ſprach Nicias, und trat darauf an der Spitze des Heeres den traurigen Rückzug an. Die erſte Abſicht der beiden Generale war geweſen, ſich nach Catana, einer freundſchaftlich geſinnten und ſichern Stadt zu ziehen, wenn ſie mit allen den Truppen, mit welchen ſie aus dem Lager bei Syrakus ausmarſchirten, dahin gelangen könnten. Da ſie aber alle Tage von den Feinden, die ihnen nachſetzten, beunruhiget wurden, ihre Anzahl täglich geringer ward, und ihnen keine Hofnung übrig blieb, jenen Zufluchtsort zu erreichen, ſo änderten ſie ihr Vorhaben, und beſchloſſen, ſich nach einer andern Seite gegen das Meer hin, nach Camarina, Gela und andern Städten von griechiſcher und fremder Abſtammung zu ziehen, wo ſie aufgenommen und mit den nothwendigſten Bedürfniſſen verſorgt zu werden hoften. Um die verfolgenden Feinde zu täuſchen und auf den Gedanken zu bringen, daß ſie ein Lager geſchlagen hätten und ſich zu verweilen gedächten, zündeten ſie die gewöhnlichen Wachtfeuer an, zogen ſich in der Stille zuſammen, und rückten in aller Eile weiter. Die Dunkelheit der Nacht, Eile und Furcht vor dem nahen Feinde, verurſachten Tumult und Unordnung unter der Armee, das in ſolchen Fällen durchaus nicht verhütet werden kann. Der Zuſtand der Fliehenden ward immer trauriger. Während ein großer Theil des Heeres an den Wunden litt, welche die Soldaten in den zahlreichen Scharmützeln empfingen, drückte die geſammte Armee ein faſt gänzlicher Mangel an Proviant und den übrigen Bedürfniſſen. Brach man aus dem Lager auf, ſo war es nicht ungewönlich, daß die ſyrakuſaniſche Reuterey und leichte Infanterie auf allen Seiten

ten einen Angriff that. So oft man Halt machte, um den Feind zurück zu treiben, zog ſich dieſer ſogleich zurück; aber in dem Augenblicke, da man fortmarſchirte, ward auch der Angriff erneuert. Gewiß, eine ſchröckliche Lage!

Der Theil der Armee, den Nicias kommandirte, marſchirte demungeachtet einige Zeit in guter Ordnung weiter, und legte eine anſenliche Strecke Weges zurück. Aber die Abtheilung, welche Demoſthenes anführte, und die ungefähr die Hälfte des ganzen Heeres ausmachte, rückte ohne Ordnung und zerſtreut weiter. Dieß beſchleunigte ihren Untergang; ſie ward von den Syrakuſanern in einen engen Paß getrieben und umringt. Die Athenienſer wehrten ſich zwar mit der verzweifeltſten Tapferkeit, bis ſie, von Hunger und Ermüdung entkräftet, ſich endlich nebſt ihrem Befehlshaber Demoſthenes zu Kriegsgefangenen ergeben mußten. Es ward weiter nichts bedungen, als daß niemand, weder gewaltſam, noch durch Mangel an Nahrung, getödtet werden ſollte. Die Gefangenen, gegen ſechs tauſend an der Zahl, führte man ſogleich nach Syrakus ab.

Nicias, der auf ſeinem Marſche mehr Sorgfalt und Aufmerkſamkeit für die Erhaltung der Ordnung zeigte, beſchleunigte indeſſen ſeinen Marſch, und befand ſich beinahe ſchon in Sicherheit, als ihn der Feind einholte, und ihm befahl, das Gewehr zu ſtrecken. In dieſer Lage erbot er ſich, ihm Geiſel zum Unterpfand dafür zu geben, daß den Syrakuſanern alle Kriegskoſten vergütet werden ſollten, wofern ſie ihn und ſeine Mannſchaft aus Sizilien abziehen ließen. Die Syrakuſaner verwarfen ſeinen Antrag und griefen ſogleich ſeine Truppen an, die ſich immer noch ſehr tapfer wehrten. Unter beſtändigem Fechten kamen ſie an den Fluß Aſinarus. Die Athenienſer, die

von

von der Hitze und einem unerträglichen Durſte noch heftiger gequält wurden, als von den Waffen der Feinde, ſtürzten ſich in den Fluß, um ihren unerträglichen Durſt zu ſtillen. Allein die Syrakuſaner rannten ihnen immer auf dem Fuße nach, mordeten viele im Trinken, beſetzten beide Ufer des Fluſſes, und benahmen den Unglücklichen alle Mittel, weiter zu kommen. Beim Anblick des ſchröcklichen Gemetzels bequemte ſich Nicias endlich die Waffen zu ſtrecken, wenn man des Ueberreſtes ſeiner Leute ſchonen wollte. Sie wurden demnach alle gefangen gemacht, und im Triumphe nach Syrakus geführt.

6.

Berathſchlagungen über die gefangenen Athenienſer. Der edle Nikolaus. Hinrichtung der Generale. Schickſal der übrigen Gefangenen.

Die Freude der Syrakuſaner war ohne Grenzen, über die glückliche Abwendung eines Ungewitters, das bei ſeinem Ausbruche ihren Tod und Verderben gedroht hatte. Gänzlich vernichtet waren nun alle Plane ihrer Feinde, und ſie weideten ihre Augen an dem traurigen Einzuge der Gefangenen. Sobald man die Unglücklichen in ſichere Verwahrung gebracht hatte, lenkte ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das endliche Schickſal, das dem gefangenen Heere und ſeinen Anführern bereitet werden ſollte. Da ſich die Häupter der ſyrakuſaniſchen Regierung darüber nicht vereinigen konnten, ſo ward das Volk zu einer Verſammlung berufen, um über dieſen wichtigen Gegenſtand zu berathſchlagen.

Es

Es iſt eines der größten Uebel in einer Demokratie, daß der Pöbel, wenn er eben einer großen Gefahr entgangen iſt, im Taumel ſeiner Freude eben ſo unbarmherzig zu ſeyn pflegt, als der unmenſchlichſte Deſpot. Dieß bewieſen jetzt die Syrakuſaner. Zuerſt trat in der öffentlichen Volksverſammlung einer der angeſehenſten Bürger, Namens Diokles, öffentlich auf, und that den barbariſchen Vorſchlag, daß alle Athenienſer und ihre Bundesgenoſſen aus Sizilien, wenn ſie von freiem Stande wären, ins Gefängniß geſteckt, die übrigen aber als Sklaven verkauft, und die beiden Generale öffentlich mit Ruthen geſtrichen und hingerichtet würden.

Dieſer grauſame Vorſchlag erregte ein Schaudern bei allen Mäßigung liebenden und weiſen Perſonen. Einer von ihnen, der edle Hermokrates, der durch ſeine Tapferkeit und Erfahrung im Kriege, ſeine Einſichten in die Regierungskunſt und ſeine Beredſamkeit ſich ein vorzügliches Anſehen erworben hatte, ſuchte das Volk zu bewegen, daß es ſich in ſeinem gegenwärtigen Glücke mit Mäßigung betragen, und nicht allein gegen die beiden Generale nicht grauſam verfahren, ſondern ihnen vielmehr das Leben laſſen, ja unter gewiſſen Bedingungen die Freiheit zugeſtehen möchte. So groß aber auch des Hermokrates Anſehen, ſo wichtig die Verdienſte waren, die er ſich beſonders in dieſem ſo glücklich geendigten Kriege erworben hatte, ſo ward doch ſein Rath kaum angehört, geſchweige denn befolgt. Da man in der ganzen Stadt von nichts als von dem Schickſal der beiden Generale und der nahen Entſcheidung deſſelben hörte, ſo erfuhr auch ein bejahrter Bürger, mit Namen Nikolaus, der in den vorigen Zeiten an den Staatsgeſchäften großen Antheil gehabt, und ſie mit vielem Ruhme verwaltet hatte, die Geſinnungen, welche das

Volk in Anſehung dieſer Unglücklichen hegte. Er hatte in dem letzten Kriege ſeine beiden Söhne verloren; aber ſo ſehr ihn dieß beugte, ſo verleugnete er dennoch die Gefühle der Menſchlichkeit nicht. Daher trat er, von zwei Sklaven geführt, in die öffentliche Verſammlung, um einen Verſuch zu machen, dem Staat die Reue wegen eines übereilten Entſchluſſes zu erſparen. Das Volk, welches nicht zweifelte, daß er es in ſeiner Wuth beſtärken würde, ward bei ſeiner Erſcheinung ganz ſtille. Nun fieng Nikolaus ſeine Rede an.

„Meine Mitbürger, ſprach er, ihr ſeht in mir ein bedaurenswürdiges Beiſpiel von dem Elend des Krieges. Ich hatte zwei geliebte Söhne, und beide ſind mir durch die Feinde des Vaterlandes entriſſen; ihr wißt es, auf dem Schlachtfelde ſtarben ſie den Tod der Ehre, einer unſeligen Ehre, wenigſtens für den unglücklichen Vater, der ſie überlebt. Wie viel Urſache hätte ich, dieſe Athenienſer zu haſſen, welche Schuld ſind, daß ich neunzigjähriger Greis jetzt von Sklaven, nicht von geliebten Kindern, die mir einſt hätten die Augen zudrücken ſollen, geſtützt, vor euch erſcheinen muß! Allein, nicht um meine Sache, um die Sache des menſchlichen Geſchlechts iſt es hier zu thun; und der Wunſch, daß Syrakuſens Ruhm in den Augen der Nachwelt nicht befleckt werde, giebt meiner erſtorbenen Stimme noch einige Kraft. Laßt euren Zorn auf einen Augenblick ruhen, und würdigt mich anzuhören, bevor ihr über das Schickſal eurer Opfer entſcheidet.“

„Athen hat einen tollen Krieg gegen uns angefangen; aber ſchröcklich iſt es dafür beſtraft. Wer hätt' es denken können, daß, nachdem es zehen tauſend Talente aus dem Schatze zu Delos gehoben; nachdem es eine Flotte von zweihundert Segeln ausgerüſtet

gerüſtet, und eine Armee von vierzig tauſend Mann auf die Beine gebracht, dieſe Republik, welcher die Herrſchaft über den Peloponnes viel zu wenig für ſich dünkte, ſich vor einer Stadt von Sizilien zu Grunde richten, und daß, von einer ſo furchtbaren Rüſtung, ihr ſogar nicht einmal ein Bote übrig bleiben würde, um ihr die Nachricht von ihren Niederlagen zu überbringen! Iſt nun der Himmel gegen eure Feinde gerecht geweſen, glaubt ihr denn, daß er es nicht auch gegen euch ſelbſt ſeyn wird? O meine Mitbürger, denkt einmal mit kaltem Blute über die Rache nach, die ihr im Sinne habt. Welche Ehre werdet ihr davon haben, wehrloſe Leute, die ihre Arme gegen euch ausſtrecken, zu ermorden? Der Feind, der um ſein Leben fleht, iſt nicht mehr Feind, und ihr ſeyd den Göttern, die ſeinen Stolz brachen und ihn zitternd zu euren Füßen warfen, Rechenſchaft von ſeinem Leben ſchuldig."

„Sollte meine Menſchlichkeit euch etwa verdächtig ſeyn, ſo ſchlagt die Bücher der Geſchichte auf. War es nicht die Barbarey der Deſpoten Mediens, was ihr Reich unter die Gewalt der Perſer brachte? Cyrus ſelbſt, der Ueberwinder der Meder, wird er wohl die erſte Monarchie des Orients geſtiftet haben, wenn er ſeine Trophäen durch Hinrichtung des Crôſus entweiht hätte? Doch wir dürfen die Beiſpiele zu dieſer Wahrheit nicht erſt bei Völkern, die unſere Eitelkeit Barbaren nennt, aufſuchen; wir können ſie in unſerm Syrakus ſelbſt finden. Hier ſehen wir, wie Gelon, ohne Rechte auf den Thron gebohren, dazu gelangte, der Regent des einen Theils von Sizilien, und das Orakel des andern zu werden. Blos ſeine Gelindigkeit und Sanftmuth machte ſeinen Ruhm und den unſrigen. Das Vergnügen, welches er fand, allenthalben, wohin ſeine Wohlthaten reichen konnten,

 Elend

Elend zu mindern und zu verſüßen, ſchien alle Menſchen zu ihm einzuladen. O Syrakuſaner, laßt doch Europa, deſſen Augen auf euch gerichtet ſind, nicht ſagen, daß ihr nicht würdig geweſen ſeyd, einen Gelon zum Könige gehabt zu haben. Ihr habt die Athenienſer mit den Waffen in der Hand überwunden; was euch jezt noch übrig bleibt, iſt, daß ihr ſie eben ſo ſehr an Gnade, als an Tapferkeit übertreffet. Bedenket, daß dieß Volk ſich rühmt, zuerſt der Barmherzigkeit einen Altar errichtet zu haben. Welch eine Ehre für euch, wenn es, in der drohendſten Gefahr, den nemlichen Altar in euren Mauern findet. Dann wird ſeine Reue euch aufs edelſte wegen alles des Uebels, welches es euch zugefügt hat, rächen, und wehe ihm, wenn es keiner Reue fähig wäre."

„Das Geſetz der Natur vereinigt ſich hier mit den Grundſätzen der geſunden Politik. Dieß Geſetz, von dem das verderbteſte Herz, wider ſeinen Willen, unauslöſchliche Spuren trägt, will, daß im Augenblick des Sieges aller Haß aufhöre. Der Barbar, welcher ihn weiter verfolgt, ſtraft nicht ſeinen Feind, er beſchimpft die menſchliche Natur. Nach dieſem Grundſatze verboten die Griechen, von welchen wir abzuſtammen uns zur Ehre machen, aus Marmor oder Erz Trophäen zu errichten. Der erſte beſte Baum ſchien ihnen zu dieſem Ende hinreichend. Sie wollten, daß die Zeit, indem ſie dieſe vergänglichen Denkmäler des Stolzes zerſtörte, nach und nach den Nationalhaß, welchen ſie gewönlich verewigen, ausrotten ſollte. Nach dieſen großen Grundſätzen der allgemeinen Moral würd' es euch wenig Ehre beweiſen heiſen, wenn ich mich über die beſondere Achtung, die ihr den Generalen, welche in euren Feſſeln ſind, ſchuldig ſeyd, ausbreiten wollte? Was haben ſie mehr gethan, als ihrem Vaterlande gehorcht? Ni-

cias beſonders, hat er nicht ein Recht auf eure Erkenntlichkeit? Hätt' es von ihm abgehangen, ſo wäre nie Krieg zwiſchen Athen und Syrakus geweſen. Er hat ſich einen Theil ſeiner Mitbürger verhaßt gemacht, weil er ſich eurer angenommen; und ihr wolltet ihn dafür ſtrafen? Nein, eine ſolche Unthat kann euch nicht in den Sinn kommen. Nimmer wird Gelons und mein Vaterland — verzeiht mir's, daß ich es wage, mich neben dieſem großen Manne zu nennen — nimmer, ſag' ich, wird es dem wilden Xerxes nachahmen, welcher den Leichnam des Leonidas an einen Pfahl hängen ließ, weil er bei Thermopylä für ſein Volk geſtorben war."

So ſprach Nikolaus. Mit herzlicher Freude über die ſchwere, und doch vollendete Bekämpfung des Vaterſchmerzes, zum Beſten der Menſchlichkeit und des Vaterlandswohles, ſtieg er nun, auf ſeine Sklaven geſtützt, von der Rednerbühne. Die erhabene Begeiſterung des reinſten Edelſinns hatte den trefflichen Alten, in der Nähe der Todesſtunde, noch ſo ſehr mit dem Feuer eines beredten Staatsmannes erwärmt, daß er, bei aller anſcheinenden Unordnung ſeiner Rede, für die gute Sache alles Weſentliche vollſtändig und eindringlich genug vortrug, und das ganze Volk von heiſſer Rachgier zum wehmüthigſten Mitleid mit den Gefangenen umzuſtimmen. Schon waren alle Bürger im Begriffe, dieſen Gefangenen bis zu ihrer Auslöſung ein mildes Schickſal zu bereiten, als Gylipp von Sparta noch einmal auftrat, und ſo lange lakoniſche Blitze unter das Volk ſchleuderte, bis das erloſchene Gefühl die Erbitterung in Allen wieder aufflammte, und zwar mehr noch, als der ſpartaniſche Redner es wollte. Sein Wunſch, die beiden athenienſiſchen Feldherren lebendig mit nach Sparta zu nehmen, wurde vergeſſen, und ohne län-

gern Aufſchub ward ihr Todesurtheil ausgeſprochen und vollzogen. Das traurige Schickſal der unglückli- chen Feldherren wurde von jedem Redlichen bedauert; insbeſondere das Schickſal des Nicias, der ſich die- ſem verderblichen Kriegszuge immer ſtandhaft wider- ſetzt hatte.

Das Schickſal der andern gefangenen Athenien- ſer erregte nicht minder den Unwillen jedes Syraku- ſaners, der noch nicht alles menſchliche Gefühl verlo- ren hatte. Der ganze Ueberreſt des einſt ſo blühen- den Heeres, des größten, das je von irgend einem griechiſchen Staate auswärts geſchickt worden, wurde unter den ſchröcklichſten Quaalen vernichtet. Die Syrakuſaner erblickten in den Athenienſern nicht edel- müthige Feinde, ſondern Unterdrücker, welche ſie, wenn es ihnen nur möglich geweſen wäre, in das äußerſte Elend verſetzt haben würden. Hatte aber das ſyrakuſaniſche Volk Treue und Glauben gegen die Generale ſo ſchändlich verletzt, ſo durften die Ge- fangenen von niedrigerem Stande ſich nur wenig Scho- nung von ihren Ueberwindern verſprechen. Die Stim- me der Menſchlichkeit ſchwieg, und die Rachſucht fand ſich erſt dann befriedigt, nachdem der größte Theil der armen Gefangenen unter den ſchröcklichſten Martern das Leben ausgehaucht hatte.

Nahe bei Syrakus waren gewiſſe Felſenhöhlen, woraus ſeit manchen Jahren die Materialien zu den Gebäuden der Stadt genommen worden; man nannte ſie mit einem ſehr paſſenden Namen Lithotomien, wel- ches in unſerer Sprache ſo viel heißt als Steinbrüche. Da durch das Aushauen und Wegführen der Steine nach und nach eine weite und tiefe Hölung entſtanden war, ſo ließ irgend einer von den Tyrannen, die vor Einführung der republikaniſchen Verfaſſung herrſchten, den Boden derſelben ebnen, und die Seitenwände

durch

durch viereckt gehauene Steine gerade machen und beſeſtigen, wie bei Fiſchteichen und künſtlichen Seen in Gärten und Thiergärten zu geſchehen pflegt. Dieſe große ausgetrocknete Grube ward zu einem Gefängniſſe gebraucht; denn man konnte aus derſelben nicht anders als vermittelſt einer Leiter oder eines ähnlichen von auſſen angelegten Werkzeuges herauskommen. An dieſen Ort brachte man nun die gefangenen Griechen, wenigſtens acht oder zehen tauſend Mann, in Verwahrung. Hier geriethen die Unglücklichen bald in die verzweifeltſte Lage. Zwar verweigerte man ihnen keineswegs Nahrungsmittel, aber man gab ihnen nicht mehr, als was eben zur Erhaltung des Lebens nothdürftig hinreichte. Der Ort war wegen ſeiner Tiefe feucht, und lag unter freiem Himmel ohne irgend einige Bedeckung; die Herbſtwitterung war unbeſtändig und abwechſelnd: ſie wurden folglich am Tage von brennenden Sonnenſtrahlen geſänget, und in den langen und feuchten Nächten erſtarrten ſie faſt vor Kälte. So weitläuſtig auch dieſe ausgemauerte Grube war, ſo war ſie doch unſtreitig zu enge für ſo viele tauſend Menſchen. Dieſe Armen, die eingekerkert, mit weniger und übel verdauter Nahrung und elendem Getränke verſorgt, ohne Obdach, und weder mit Betten noch mit irgend einem andern für die Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens unentbehrlichen Geräthe verſehen waren, fanden ſich bald in ihrem eigenen und fremden Unflathe, unter ſiechen Körpern, und, da alle Tage einige von ihnen hinfielen, unter ſtinkenden Leichnamen begraben, die nicht herausgezogen wurden, auch nicht bei Seite geſchafft und verſcharrt werden konnten. Sie mußten folglich Hunger, Durſt, Anſteckung, Mattigkeit, kurz alles Ungemach leiden, das nur irgend ſterbliche Menſchen treffen kann.

Acht Monate lang dauerte der Aufenthalt der Unglücklichen in dieſen Höhlen des Jammers, und die Meiſten fanden in dieſer Zeit im langerſehnten Tode das Ende ihrer Quaalen. Die Uebrigen wurden herausgezogen und als Sklaven verkauft.

II. Neue Revolutionen in Sizilien.

Im vierten Jahrhundert vor Chriſti Geburt.

I.

Neuer Eroberungskrieg der Karthaginenſer in Sizilien. Zerſtörung von Agrigent.

Es giebt kein Land der Erde, das nicht von einer Zeit zur andern die Schreckniſſe des Krieges erfahren, und unter ſeinen Verwüſtungen geſeufzet hätte. Es läßt ſich aber kein Krieg denken, der nicht zahlloſes Ungemach in ſeinem Gefolge hätte. Er macht alle Theile des menſchlichen Glücks unſicher. Durch ihn werden Tauſende genöthigt, ihr Leben und ihre Geſundheit in die augenſcheinlichſte Gefahr zu ſetzen, und entweder Menſchen zu tödten, oder ſich von ihnen tödten zu laſſen. Er ruft Männer und Jünglinge, Gatten und Söhne, denen blutige Thränen nachgeweint werden, in das Schlachtfeld hin, wo ſie jeden Augenblick einen gewaltſamen Tod, oder, was eben ſo traurig iſt, den Verluſt ihrer Glieder und ein nachmaliges elendes Leben fürchten müſſen. Selbſt das Leben und die Geſundheit der Nichtſtreitenden

wird von ihm bedroht, und noch immer wurden da, wo ſeine Schrecken wütheten, auch Wehrloſe, oft in betrübter Menge, ein Opfer der Grauſamkeit, des Hungers, oder des nagenden Grams und Kummers. Der Krieg hebt alle Sicherheit des Eigenthums und der Gerechtſame auf. Wider ſeine Gewaltthätigkeiten ſchützen keine Geſetze. Raub und Verluſt und ängſtliche Beſorgniſſe ſind überall ſeine ſchröcklichen Begleiter. Der Krieg macht jeden Landesbewohner, vom Vornehmſten bis zum Geringſten, für ſeine Ehre und Freiheit beſorgt. Welche Härte, welche Kränkungen und Bedrückungen kann man da nicht erfahren, die weder Rechtſchaffenheit noch Klugheit abzuwenden vermag! Wie viele Unruhe, Sorgen und Bekümmerniſſe der peinlichſten Art müſſen da nicht empfunden werden. Die unausbleiblichen Folgen des Krieges ſind immer Verarmung des Volks und Hemmung alles Fleißes in den Geſchäften des Geiſtes und Körpers.

Von allen dieſen Uebeln weiß das Volk nichts, das mit ſeinen Nachbarn und unter ſich im Frieden lebt. Da kennt man keine andere Lebensgefahren, als die von der ſterblichen Menſchennatur unzertrennlich ſind. Gattinnen, Väter und Mütter ſehen ſich im ungeſtörten Beſitz der Ihrigen. Fern ſind da die Schreckenbilder von einbrechenden feindlichen Heeren, von blutigen Schlachten und mit Leichen überdeckten Feldern, von Verpflegháuſern, die mit unglücklichen Verſtümmelten angefüllt ſind, von belagerten, in Schutthaufen verwandelten Städten und verwüſteten Dörfern, von unſchuldig erwürgten oder gemishandelten, beraubten und aus ihren Wohnungen vertriebenen Menſchen. Statt dieſer Angſt und Grauen erregenden Vorſtellungen erfüllt eine glückliche Stille die Gemüther, wie das Vaterland. Im Schooße der Seinen freuet ſich jeder furchtlos ſeines und ihres Lebens

bens. Jeder betrachtet ſein Eigenthum als ihm durch den Schutz der Geſetze zugeſichert. Der Bürger genießt die Früchte ſeines Fleißes; der Landmann ſäet in der angenehmen Hofnung, zu erndten. Seine blühenden Saaten gewähren ihm einen erfreulichen Anblick, den nicht der Gedanke trübt, daß ſie von Feinden vernichtet werden möchten, und den Ertrag ſeiner Aecker ſammelt er ohne Beſorgniß, ihn als Beute fremden Händen überlaſſen zu müſſen. In einem friedlichen Lande ſind alle Stände der ihnen gebührenden Ehre und Freiheit und ihrer Gerechtſame gewiß: denn die Geſetze wachen für alle. Giebt es gleich Uebeldenkende und Boshafte, ſo können doch dieſe nicht ſo ihr Haupt empor heben, als zur Zeit allgemeiner Unruhe und Geſetzloſigkeit. Die Unſchuld hat unendlich weniger Unterdrückung und ſelbſt Verführung zu befürchten. Ruhig legt jeder ſich nieder, im Pallaſt und in der Hütte; ruhig ſieht jeder, dem kommenden Tage und der künftigen Zeit entgegen. Nur einzelne Leiden unterbrechen hie und da den frohen Genuß des Lebens; Leiden, die das unabänderliche Loos der Menſchheit ſind, und die das Volk gerne mit Gelaſſenheit erträgt, welches einmal das größere und allgemeine Unglück des Krieges erfahren hat. O wie iſt es ſelbſt bei allen übrigen Unvollkommenheiten der Welt ſo ſicher und glücklich da wohnen, wo die Palme des Friedens weht!

Sizilien genoß dieſes Glück nur wenige Jahre. Es hatte ſeinen Feinden, die es zu unterjochen gedachten, ein ſchröckliches Schickſal bereitet. Es hatte die furchtbarſte griechiſche Macht vernichtet; es hatte vorher eine große Armee der Karthaginenſer aufgerieben. Noch hatten die letztern dieſen Verluſt nicht vergüten können, und ſchon richteten ſie von neuem ihre lüſternen Blicke nach der ſchönen Inſel. Da ſich ihr

Hauptge-

Hauptgewerbe auf Schiffahrt und Handlung gründete, ſo war es in Rückſicht derſelben für ſie nicht vortheilhaft genug, ſich auf dem feſten Lande des großen Welttheils Afrika weiter auszubreiten; vielmehr mußten die im mittelländiſchen Meere befindlichen Inſeln ihre Aufmerkſamkeit deſto ſtärker auf ſich ziehen. Keine von dieſen Inſeln konnte ſie aber nach ihrem Beſitze lüſterner machen, als Sizilien, die ihnen einen ſo großen Reichthum köſtlicher Produkte darbot, und zugleich die Herrſchaft auf dem mittelländiſchen Meere zuſicherte. Die Uneinigkeit, die zwiſchen den kleinen Staaten Siziliens fortdauernd herrſchte, und die beſtändigen Unruhen, welche die Bewohner der Hauptſtadt Syrakus entzweyten, dienten ihnen zu einer reitzenden Aufmunterung, ihre Eroberungsentwürfe auf Sizilien von neuem ins Werk zu ſetzen. Nebenbei gedachten ſie auch den Tod des Hamilkar, und die Schande des karthaginenſiſchen Namens bei der unglücklichen Belagerung von Himera zu rächen.

Die Führung dieſes Krieges, welche im vierhundert und zehenten Jahre vor Chriſti Geburt anfieng, und, unter kurzen Friſten, bis zum Jahre vierhundert und vier dauerte, wurde dem Hannibal, einem Enkel des Hamilkar, anvertraut. Die einheimiſchen Kriegsvölker der Karthaginenſer wurden durch ihre afrikaniſchen Bundesgenoſſen verſtärkt, und anſenliche Werbungen unter den Bewohnern Spaniens und Italiens angeſtellt. Das vereinte Heer belief ſich über hundert tauſend Mann, und wurde in einer angemeſſenen Anzahl von Frachtſchiffen und Galeeren glücklich nach Sizilien hinübergeführt.

Der Plan des karthaginenſiſchen Feldherrn war, die kleinen und vertheidigungsloſen Städte nach und nach zu erobern, ehe er vor Syrakus rückte, deſſen Stärke gewaltſamen Anfällen Troß bot, und das nur

durch

durch Sperrung erobert werden konnte. Sein erſter Feldzug wurde durch die Eroberung von Selinus und Himera merkwürdig; der zweite, durch die Zerſtörung von Agrigent; der dritte durch die Wegnahme von Gela. Mehrere kleinere Städte ergaben ſich den Karthaginenſern entweder freiwillig oder ohne Widerſtand; und dieſe hätten zu der Belagerung von Syrakus, dem Hauptgegenſtande ihrer Unternehmung, ſchreiten können, wofern nicht auf das blutige Getümmel des Krieges eine Peſt gefolgt wäre, welche Sieger und Beſiegte ohne Unterſchied zum Tode wegraffte. Nicht allein der Feldherr, ſondern auch der zahlreichſte Theil ſeiner Kriegsvölker, wurde eine Beute dieſes Trübſals, und Hamilkar, der Nachfolger des Hannibal, begnügte ſich, Beſatzungen in die neu eroberten Städte zu legen, kehrte dann, mit den geſchwächten Ueberbleibſeln ſeines Heeres nach Afrika zurück, und theilte dieſes anſteckende Uebel der Stadt Karthago mit, wo es lange Zeit mit zerſtörender Heftigkeit wüthete.

Der Aberglaube ſchrieb dieſe Leiden der Karthaginenſer der beiſpielloſen Grauſamkeit und Ruchloſigkeit zu, mit der ſie, in ihren verſchiedenen Verheerungen, die ſchöne Geſtalt Siziliens geſchändet hatten. Alle Scheußlichkeiten, welche von der ſittenloſen Ausgelaſſenheit der Bewohner Italiens erfunden, von der fühlloſen Härte der Spanier gebilliget, und von der unbarmherzigen Rache der Afrikaner auferlegt werden konnten, wurden in den unglücklichen Städten Siziliens ausgeübt. Als Hannibal ſich der Stadt Selinus bemächtigt hatte, übte er eine kalte Grauſamkeit an Weibern und abgelebten Greiſen, die nie mit jemanden im Kriege ſeyn können. Noch barbariſcher verfuhr er gegen Himera, welches er durch Sturm eroberte. Nachdem er die Stadt von Grund aus geſchleift hatte, ließ er drei tauſend Gefangene

auf

auf die Ebene bringen, wo Hamilkar umgekommen war, ließ ihnen hier alle möglichen Martern und Beſchimpfungen anthun, und ſie dann niederhauen.

Agrigent, eine der ſchönſten und reichſten Städte in Sizilien, erfuhr jeẓt den traurigſten Umſturz ſeines Glücks. Die natürlichen Schönheiten dieſer Stadt waren durch feſte Stärke geſichert, und durch Zierlichkeit der Kunſt verſchönert. Wer die unzähligen Vorzüge der Stadt ſelbſt, oder den blühenden Anbau der ſie umgebenden Gefilde, welche einen Ueberfluß an allen Köſtlichkeiten des Lebens hervorbrachten, betrachtete, der war geneigt, die Agrigentiner für die glücklichſten Menſchen auf Erden zu erklären. Die übermäßige Fruchtbarkeit des Bodens, vorzüglich der üppige Wachsthum ſeiner Weinſtöcke und Olivenbäume, übertraf alles, was von den glücklichſten Himmelsſtrichen erzählt wird, und verſchaffte die Materialien zu einem einträglichen Handel mit der volkreichen Küſte von Afrika, welche ſehr ſpärlich mit dieſen ſchäẓbaren Gewächſen verſehen war. Der außerordentliche Wohlſtand der Agrigentiner zeigte ſich in der Pracht ihrer öffentlichen Gebäude, und in dem glänzenden Genuſſe ihrer Glücksgüter. Sie hatten den berühmten Tempel des Jupiters, der für eines der Wunderwerke der alten Welt gelten konnte. Auſſerhalb der Stadt war ein künſtlicher See, dreiſſig Fuß tief und etwa eine halbe Stunde im Umfang, angelegt, welcher beſtändig mit der ſeltenſten Mannigfaltigkeit köſtlicher Fiſche verſehen war, um dem koſtbaren Aufwande bei öffentlichen Gaſtereyen ſichere Zufluchtsmittel zu geben. Aber nichts kam der Zierlichkeit und Schönheit der Grabmäler bei, welche von den Agrigentinern, zur Verewigung des Ruhms ihrer Wettrenner, errichtet worden waren. Eine Menge thätiger Sklaven mußte die Aecker beſtellen und Handwerke

werke treiben. Von dem blühenden Wohlſtande der Bürger erzählt man auffallende Beiſpiele. Kurz vor der Belagerung der Stadt kam ein gewiſſer Hexenitus triumphirend von Olympia zurück, und hielt ſeinen Einzug in die Stadt mit dreihundert Wagen, wovon jeder mit zwei milchweißen Pferden von ſizilianiſcher Zucht beſpannt war. Ihn an Pracht hatte ein gewiſſer Antiſthenes bei der Hochzeitfeier ſeiner Tochter übertroffen. Aber alle Bewohner von Agrigent wichen an Glanz dem gaſtfreundlichen Gellias, deſſen Pallaſt fünfhundert Gäſte faſſen und bewirthen konnte, welche vorher aus ſeiner Kleiderkammer mit Röcken und Mänteln beſchenkt worden waren. Seine in Felſen gehauenen Weinkeller, welche dreihundert große Fäſſer enthielten, ſtunden jeden Tag für Freunde und Einheimiſche zum fröhlichen Genuſſe offen.

Als die Karthaginenſer gegen Agrigent anrückten, ſetzten ihnen die Einwohner anfangs einen muthvollen Widerſtand entgegen. Ihre Vorraths- und Waffenhäuſer waren mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen verſehen. Stolz durch die Zuverſicht, welche das Glück einflößt, hielten ſie den erſten Anfall mit vieler Tapferkeit aus, aber es fehlte ihnen an Beharrlichkeit. Indeſſen hielten ſie doch, mit Hülfe ihrer Bundesgenoſſen, die Belagerung acht Monate lang aus, während welcher die Karthaginenſer alle Hülfsmittel der Stärke und des Erfindungsgeiſtes anwandten. Aber endlich ſetzte Furcht vor Hungersnoth die Bewohner in eine ſolche Beſtürzung und Angſt, daß ſie den ſchröcklichen Entſchluß faßten, ihre wohlthätigen Sitze ſelbſt zu verlaſſen, und den Feinden preis zu geben. In der Dunkelheit der Nacht ward der verzweifelte Vorſchlag ausgeführt. Die troſtloſen Mütter ſchleppten ihre unmündigen Kinder, welche das Schwerdt der Sieger nicht verſchont haben würde,

mit ſich fort. Entkräftung, Hunger und Gram, ſchröcklicher als beide, tödtete eine Menge dieſer Flüchtlinge auf dem Wege. Die Ueberlebenden kamen nach Gela, wo ſie Menſchen fanden.

Sobald die Karthaginenſer durch die auf den Mauern von Agrigent herrſchende Stille, von dieſer Flucht unterrichtet wurden, rückten ſie mit dem Degen in der Hand in die Stadt. Das erſte, was ſich ihren Augen darbot, waren die Greiſe und die Kranken, denen ihr Zuſtand ſowohl Flucht als Gegenwehr unmöglich machte; die unbarmherzigen Sieger ließen ſie alleſammt niederhauen, und gaben ſodann Agrigent der Plünderung preis. Die Barbaren hegten eben ſo wenig für das, was heilig war, Ehrfurcht, als für das Weltliche. Die geweihten Statuen, Altäre und Opfer wurden den niedrigſten Dingen gleich geachtet, und alles wurde geplündert und verheert. Die Beute war unermeßlich, denn dieſe Stadt, die an Reichthum nur Syrakus nachſtund, hatte zweimal hundert tauſend Einwohner, und war bis jezt noch nie belagert worden. Man fand hier Gemählde und Statuen, in denen jenes Schöne der Natur herrſchte, welches man faſt nur in den Werken der griechiſchen Künſtler findet. Als die ganze prächtige Stadt ausgeplündert war, wurde ſie völlig zerſtört.

2.

Dionyſius der ältere macht ſich mit Gewalt zum Herrn von Syrakus.

Zu eben der Zeit, da Sizilien Gefahr lief, den Waffen der Karthaginenſer zu unterliegen, wurde es durch

durch innerliche Partheyen zerriſſen. Beſonders war Syrakus der Schauplatz revolutionairer Gährungen, und dieſe wurden durch einen Mann genährt, der den Plan entworfen hatte, die Freiheit ſeines Vaterlandes zu unterdrücken, und ſich ſelbſt zum Oberherrn empor zu ſchwingen. Dieß war der berüchtigte Tyrann Dionyſius der ältere.

Es fehlte ihm an keiner der Eigenſchaften, durch die man fähig wird, eine große Rolle zu ſpielen. An Muth war er der erſte ſeiner Zeitgenoſſen; ſeiner Beredtſamkeit kam nichts gleich; unverrückt beharrlich in der Verfolgung ſeiner Zwecke, und zu rechter Zeit biegſam in der Wahl ſeiner Mittel, wußt' er ſich, durch einen Anſchein von Vaterlandsliebe, die Gunſt des Volkes zu erwerben. Einige ſagen, er ſey von vornehmer Geburt geweſen; nach andern war ſein Vater ein Eſelſtriegler, und er ſelbſt ſoll ſeinen erſten Unterhalt mit den unbedeutenden Geſchäften eines Schreibers verdient haben. Dann nahm er Kriegsdienſte, und zeichnete ſich in verſchiedenen Treffen, unter andern noch neulich bei Agrigent, ſehr rühmlich aus. Der Fall dieſer Stadt hatte ganz Sizilien in Schrecken geſetzt. Faſt allgemein ſchob man die Schuld davon auf die Unerfahrenheit der Obern von Syrakus, welche bei der Hülfe, die ſie dieſer unglücklichen Stadt leiſteten, nicht Eifer und Thätigkeit genug bewieſen. Dionyſius, welcher die Umſtände für die Rolle, die er ſpielen wollte, günſtig fand, erſchien mit einem mal in einer Volksverſammlung, klagte mit ungeſtümmer Beredtſamkeit die Oberhäupter der Republik des Hochverraths an, und trug darauf an, daß man ſie auf der Stelle abſetzen ſollte. Dieſe ließen den Aufrührer nicht zu Ende reden, ſondern bedienten ſich des Rechts, welches ihnen die Geſetze gaben, und verdammten ihn, als Störer der öffentlichen Ruhe, zu einer Geldbuße. Die-

Dieſes Urtheil warf alle Entwürfe des Dionyſius über den Haufen; denn er wurde dadurch, ſo lange die Geldbuße nicht bezahlt war, des Ranges eines Bürgers entſetzt. Allein es ſtand ſogleich ein reicher Syrakuſaner auf, der auf der Stelle die ganze Summe für ihn bezahlte. Nun vollendete Dionyſius ſeine Rede, und ihre Wirkung entſprach ſeinen kühnſten Wünſchen; denn alle obrigkeitlichen Perſonen wurden abgeſetzt, und er ſelbſt an die Spitze derer geſtellt, die man an ihre Stelle erwählte.

Dionyſius hatte jetzt aber erſt Einen Schritt auf dem krummen Wege der Tyranney gethan. Er mußte nun auch Soldaten unter ſeinen Befehlen haben, mit denen er, im Fall der Noth, ſeine Gewaltthätigkeiten unterſtützen konnte. Zu dem Ende ſuchte er auch die Generale der Republik um das Kommando der Armeen zu bringen, und er bediente ſich hiezu jeder möglichen Argliſt und Betrügerey. Er ſagte dem Volke: anſtatt ſich fremder Truppen zu bedienen, würde es weit vernünftiger und ſicherer handeln, wenn es ſeine Beſchützung ſeinen eigenen Landesleuten anvertrauen, und zu dem Ende diejenigen von ihnen, welche aus der Stadt verwieſen wären, zurückrufen würde. Man hörte dieſen Rath deſto aufmerkſamer an, je unruhiger die Syrakuſaner eben damals über die Eroberungen der Karthaginenſer wurden. Allein des Dionyſius Abſicht bei dieſem Vorſchlage war, ſich aus dieſen Verbannten eben ſo viele Anhänger zu machen, die ihm ihre Zurückberufung zu danken haben, und daher aus Dankbarkeit geneigt ſeyn würden, ſeine Vortheile zu befördern. Das Volk fiel ſeinen Vorſtellungen bei, und befahl, die Verbannten zurückzurufen.

Die Einſichtsvollen in Syrakus erriethen die Abſichten des Dionyſius, und ermahnten ihre Freunde

und Bekannten zur Vorſicht. Aber ein Volk, leichtſinnig und enthuſiaſtiſch, wie die Syrakuſaner, kann ſich ſo wenig im Haſſen als im Lieben mäßigen, und läßt ſich auch in ſeinem blinden Eifer ſo leicht nicht aufmerkſam auf ſeinen wahren Vortheil machen. Immer lauter und immer einſtimmiger pries es den Dionyſius als ſeinen treueſten und einzigen Beſchützer, als den ſicherſten Vertheidiger der Freiheitsrechte.

Um dieſe Zeit bat die Stadt Gela um ein Korps Syrakuſaner zum Dämpfen bürgerlicher Unruhen. Syrakus ſandte ſeinen Dionyſius mit zwei tauſend Mann Fußvolk und vierhundert Reutern. Er ſtellte die Ruhe in Gela wieder her, und verwendete die Strafgelder der ſchuldigen Parthey, den ſyrakuſaniſchen Truppen die Rückſtände ihres Soldes zu bezahlen und ihren Sold noch zu erhöhen. Dadurch machte er ſich hoch beliebt im Heere. Nach ſeiner Rückkunft ſtellte er ſich höchſt bekümmert und betrübt, und meldete endlich dem Volke, er habe einen verrätheriſchen Verkehr zwiſchen dem ſyrakuſaniſchen Feldherrn und dem Oberbefehlshaber der Karthaginenſer entdeckt. Dieſe vorgebliche Entdeckung ſtürzte das Volk in die äußerſte Furcht und Schrecken. Viele riefen, man ſollte den Dionyſius an die Spitze der Armee ſtellen, weil die Gefahr keinen Verzug zu leiden ſchien. Der Pöbel, der immer weder Urſachen noch Folgen ſieht, und nur auf das Gegenwärtige achtet, wählte ihn demnach ſogleich zum Oberbefehlshaber mit unumſchränkter Gewalt, ſo ſehr auch viele von den verſtändigſten und klügſten Bürgern behaupteten, daß ſie durch einen ſolchen Schritt in der That ihre Freiheit aufopfern würden. Beharrliche Freigebigkeit ſetzte den ſchlauen Uſurpator in der Gunſt des Heeres feſt, und ſtimmte das Volk, ihm den Zug gegen Leontini aufzutragen, gegen eine Rotte von Fremdlingen und

Verbannten,

Verbannten, welche ſich da feſtgeſetzt hatten. Hier ſtellte er ſich verfolgt von Verſchwornen, die ihn morden wollten, und bat das Volk auf's beweglichſte, ſich zur Sicherheit ſeines Lebens eine Leibwache von ſechshundert Mann wählen zu dürfen. Es gewährte ihm ſeine Bitte, und anſtatt ſechshundert, wählte er ſich tauſend Mann, die er vom Kopf bis zu Fuß bewafnete, auf's prächtigſte kleidete, und denen er doppelten Sold gab. Syrakus wurde bald inne, daß es dem Dionyſius eine Wache gegen ſich ſelbſt, und nicht gegen Mörder, gegeben hatte. Er zog mit ſeinem ganzen Gefolge öffentlich in die Stadt ein, warf die Maske endlich ab, und zeigte ſeinen Landsleuten, daß Gehorſam nun ihre einzige Sicherheit ſey. So ward er, in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre, Tyrann der mächtigſten Stadt in Sizilien.

Jedes Herz zitterte, und zu ſpat bereute man jetzt das Geſchehene. Indeſſen ward doch noch nicht alles Freiheitsgefühl ſo erſtorben, daß man nicht verſucht haben ſollte, den neuen Thron umzuſtürzen. Der erſte Sturm, den Dionyſius auszuhalten hatte, brach los, während er der Stadt Gela zu Hülfe zog, die von den Karthaginenſern belagert wurde. Da er ſich zu ſchwach ſah, dem Feinde die Spitze zu bieten, befahl er den Einwohnern von Gela, die Stadt des Nachts zu verlaſſen, und begleitete ſie, um ihren Rückzug zu decken. Auf dieſem Zuge empörte ſich ein Trupp ſyrakuſaniſcher Reuter, und machte einen ſo wüthenden Anfall auf den Tyrannen, daß er nur mit Mühe von ſeinen Trabanten geſchützt wurde. Zu gleicher Zeit brachen in Syrakus Unruhen aus, wo der Adel die Gemüther erhitzt hatte. Da dieſer es unmöglich fand, den dicken Haufen der Leibwache des Tyrannen zu durchdringen, ſo rächte er ſich an ſeinem Pallaſte, den er plünderte, und an ſeiner Frau, die er ſo übel behandelte, daß ſie ſtarb.

Dionyſius eilte ſogleich mit vierhundert Mann zu Fuß und hundert Reutern nach Syrakus, kam gegen Mitternacht vor einem Thore an, und ſteckte es, da er es verſchloſſen fand, in Brand. Die Patrioten eilten auf den Tumult herbei, die ſterbende Freiheit zu vertheidigen, und wurden insgeſammt niedergemacht. Nun drang Dionyſius über ihre Leichname in die Stadt, bemächtigte ſich aller Quartiere derſelben, wo die Republikaner ſich etwa verſteckt halten konnten, ließ darauf die Soldaten in die verdächtigen Häuſer fallen, ihre Herren ermorden und ſie ausplündern. Syrakus hatte in dieſer unglücklichen Nacht das Anſehen einer durch Sturm eroberten Stadt. Der Tyrann ſchlief an dem Tage, der auf dieſe ſchröckliche Nacht folgte, und er erwachte nur, um Todesurtheile über alle die Bürger, welche ihm noch verdächtig ſeyn konnten, abzufaſſen. Das koſtbarſte Blut floß auf den Schaffoten, wie es auf dem Wahlplatze gefloſſen war, und die unglücklichen Syrakuſaner fühlten alle Greuel und alles Elend der Tyranney. Da Dionyſius die Gefahr kannte, die ſeinem Leben ohne Unterlaß drohte, ſo beſchloß er, alles, was ihn auch nur im geringſten beunruhigte, ſeiner Sicherheit aufzuopfern, und ſuchte ſeine Unterthanen durch die Strafen, womit er ſie täglich heimſuchte, in Schrecken zu ſetzen; ließ einige Bürger enthaupten, andere verbrennen, und aus Blutdurſt Leute von jedem Alter und jedem Stande hinrichten.

Als der Tyrann die Syrakuſaner durch ſeine Grauſamkeit gebändigt und unterjocht hatte, fieng er an, zu ſeiner künftigen Sicherheit auch andere Maaßregeln zu nehmen. Unter andern ließ er den Theil der Stadt, den man die Inſel hieß, befeſtigen, damit er im Nothfall ihm zur Zuflucht dienen könnte. Sodann war er auf die Unterjochung der noch übrigen

gen freien Einwohner Siziliens bedacht, und beſchloß zu dieſem Ende, die Stadt Herbeſſus zu belagern. Dieſer Plan hätte ihm aber beinahe den Untergang bereitet. Sobald die ſyrakuſaniſchen Truppen, die er bewafnet hatte, um ſie bei dieſer Expedition zu gebrauchen, ſich im Stande ſahen, ihr Vaterland wieder in Freiheit zu ſetzen, empörten ſie ſich wider den Tyrannen, und ſetzten einen Preis auf ſeinen Kopf. Man verſprach den Fremden, welche ſeine Fahne verlaſſen würden, das Bürgerrecht, und ließ die Kriegsmaſchinen herbeibringen, um die Mauern der Feſtung zu berennen. Jetzt, da ſich Dionyſius aufs Aeußerſte getrieben ſah, verſammelte er ſeinen Kriegsrath, um mehr über die Art des Todes, die er zum Beſchluß ſeiner Laufbahn wählen ſollte, als über die Mittel, ſeine Tyranney zu behaupten, zu berathſchlagen. Man bemühte ſich, ſeinen niedergeſchlagenen Muth aufs neue zu beleben. Nun ſchickte er insgeheim an die Karthaginenſer, welche in den Plätzen, die Karthago unterworfen waren, in Beſatzung lagen, und erſuchte ſie, ihn aus der Gefahr, worinn er ſich befand, zu retten; und um Zeit zu gewinnen, ließ er, noch an dem nemlichen Tage den Belagerern vorſchlagen, daß ſie ihm erlauben möchten, Sizilien zu verlaſſen. Syrakus nahm, um des Menſchenbluts zu ſchonen, den Traktat an, und bewilligte dem Dionyſius fünf Schiffe, um auf denſelben ſeine Freunde, ſeine Familie und ſeine Güter aus der Inſel wegzuſchaffen. Sobald die Präliminarien unterzeichnet waren, legten die Belagerer, im Vertrauen auf die Ehrlichkeit des Tyrannen, ihre Waffen nieder. Aber ihre Leichtgläubigkeit kam ihnen theuer zu ſtehen. Zwölfhundert Karthaginenſer kamen, während die Transportſchiffe ausgerüſtet wurden, plötzlich an, ſchlugen die Außenpoſten der Republikaner, und

drangen bis zu den Belagerten durch. Dionyſius that zu gleicher Zeit einen Ausfall, verbreitete ſich durch die wehrloſe Stadt, und ſetzte ſich, mächtiger als je, in derſelben feſt.

Das beſtürzte Syrakus erwartete jetzt, daß ſein Deſpot, kraft des ſchröcklichen Rechts der Waffen, es mit dem Blute ſeiner Bürger überſchwemmen würde. Glücklicherweiſe irrte es ſich. Dionyſius ließ den Entwichenen ſagen, ſie könnten ruhig in die Stadt zurück kehren, und er werde ihnen das Geſchehene vergeſſen. Weil er aber bemerkte, daß er den Syrakuſanern nicht trauen dürfte, ſo ergrief er jede mögliche Vorſicht zu ſeiner Sicherheit. Er umgab ſeine Citadelle mit einer neuen Mauer, verdreifachte ſeine Leibwache, und entwafnete die Syrakuſaner, ohne daß das geringſte Murren darüber entſtand. Hierauf rüſtete er eine ſtarke Flotte aus, warb eine große Anzahl ausländiſcher Truppen an, und entſchloß ſich zu irgend einer Unternehmung, wodurch er ſeine Macht und Herrſchaft erweitern möchte. Verſchiedene Städte unterwarfen ſich freiwillig ſeinem Scepter, und andere mußten hart für den Widerſtand büſſen, den ſie hm entgegen ſetzten.

3.

Glückliche Unternehmungen des Dionyſius gegen ſeine Feinde, beſonders gegen die Karthaginenſer.

Dionyſius behauptete ſich mit der beharrlichſten Staatsklugheit acht und dreiſſig Jahre lang auf einem von äußern und innern Feinden wild beſtürmten Throne.

ne. Selten konnte er die Waffen aus den Händen legen, und mehrmals war er in Gefahr, Krone und Leben zu verlieren. Sobald er ſich nur einigermaßen auf ſeinem Throne befeſtiget hatte, beſchäftigte ihn der kühne Entwurf, die Macht der Karthaginenſer in Sizilien gänzlich zu zerſtören. Zwar hatte er mit ihnen einen Traktat unterzeichnet, wodurch ſie nach Afrika zurück gewieſen, und ihnen dagegen der ruhige Beſitz ihrer Eroberungen zugeſichert wurde. Allein er hatte nur darum den Löwen eingeſchläfert, damit er deſto ungehindert Maaßregeln ergreifen könnte, ihn zu feſſeln.

In allen ſeinen Unternehmungen bewies Dionyſius eine ſeltene Klugheit und Bedächtlichkeit. Zuerſt lockte er durch große Aufmunterungen eine Menge geſchickter Arbeitsleute zur Verfertigung alles deſſen, was zu großen Kriegsrüſtungen zur See und zu Land erfodert wurde, nach Syrakus, und damit ihre Arbeit deſto eifriger und ordentlicher gefördert würde, ſetzte er verſtändige Männer als Aufſeher über ſie, theilte oft mit eigener Hand beträchtliche Belohnungen an diejenigen aus, die ſich durch ihren Fleiß und ihre Geſchicklichkeit am meiſten hervorthaten, und ſprach zum öftern mit ihnen liebreich und freundlich. Alle Straßen in Syrakus waren mit Künſtlern und Arbeitsleuten angefüllt, und allenthalben war nichts als das Getöſe ihrer Arbeiten zu hören. In ſehr kurzer Zeit wurde daher eine erſtaunliche Menge Waffen aller Art fertig, und eine große Anzahl Galeeren von drei bis fünf Ruderbänken gebaut, eine Flotte von zweihundert Galeeren vollſtändig ausgerüſtet, und eine ſeinen andern Zurüſtungen gemäße Anzahl von Kriegsmaſchinen vollendet. Unter ſeiner Leitung wurden die ſogenannten Katapulten, die größten Schleudermaſchinen der Alten, entweder zu.erſt erfunden,

oder wenigſtens weit brauchbarer eingerichtet. Auch verdunkelte er die korinthiſche Erfindung der dreirudrigen Schiffe durch die Erfindung der ſchnelleren Schiffe mit vier bis fünf Ruderbänken.

Sobald die Seemacht ausgerüſtet war, warb Dionyſius ein Heer an. Der hohe Sold, den er anbot, lockte Soldaten aus allen Gegenden, beſonders aus Griechenland, nach Syrakus, und Dionyſius ließ kein Mittel unbenutzt, die Liebe dieſer Soldaten zu gewinnen. Ueberhaupt hatte ſich ſein Sinn jetzt ſehr gemildert. Statt des grauſamen Tyrannen erblickte man in ihm einen milden Regenten.

Als die ſämmtlichen Kriegsrüſtungen vollendet waren, entdeckte Dionyſius den Syrakuſanern ſein Vorhaben, die Karthaginenſer zu bekriegen, und er wußte ſie für ſeine Plane ſo zu begeiſtern, daß ſie ihm jede Art von Unterſtützung zuſicherten. Er hatte bereits ein ſtarkes Heer auf den Beinen, das ſich auf achtzig tauſend Mann zu Fuß, und drei tauſend Mann Reuterey belief, und täglich noch anwuchs, und ſeine Flotte beſtand aus zweihundert Galeeren. Der Anfang der Feindſeligkeiten wurde in Syrakus ſelbſt gemacht, wo ſich der Handelſchaft wegen viele Karthaginenſer aufhielten. Dieſe riß man aus ihren Häuſern, überhäufte ſie mit allen möglichen Gewaltthätigkeiten und Beſchimpfungen, und richtete ſie hin. Dieß war das Signal zu einer allgemeinen Metzelung durch den größten Theil von Sizilien, und bald war kein Karthaginenſer mehr auf der Inſel zu finden, die Beſatzungen der Citadellen ausgenommen.

Um dem Feinde nicht Zeit zu laſſen, ſich in Verfaſſung zu ſetzen, belagerte Dionyſius unverzüglich die Stadt Motya, welche, ſeit dem Untergange von Gela und Agrigent, der Waffenplatz der Karthaginenſer geworden war. Dieſe Belagerung iſt wegen der Kriegs-

maſchinen

maſchinen merkwürdig, deren Dionyſius ſich dabei bediente. Er näherte den Mauren eine Menge Thürme von ſechs Stockwerken, die auf Rädern fortbewegt wurden, und mit Soldaten angefüllt waren. Oben auf denſelben hatte man Katapulten angebracht, welche große Steine mit aller Gewalt fortſchleuderten, und den Karthaginenſern nicht erlaubten, ſich auf den Mauern ſehen zu laſſen. Gegen einen ſo fürchterlichen Angriff konnte der Ort ſich nicht halten; er wurde durch Sturm erobert, und alle Einwohner wurden niedergehauen, diejenigen ausgenommen, welche ihre Zuflucht in den Tempeln nahmen. Als die Sieger des Mordens und Zerſtörens müde waren, kehrten ſie nach Syrakus zurück.

Karthago ließ indeſſen Dionyſens Gewaltthaten nicht ungeſtraft: es ſandte den Imilkon nach Sizilien, um dort die Fahne der Rache aufzuſtecken. Dieſer General landete, an der Spitze einer mächtigen Armee, zu Panormus, nahm Motya wieder ein, und rückte vor Syrakus.

Da Dionyſius keine Flotte hatte, welche die Stadt von der Seite des Meeres vertheidigen konnte, ſo ließ Imilkon ſeine Schiffe im Triumph in den großen Hafen einlaufen. Zu gleicher Zeit ſah man ſeine Landarmee, die ſich, wie man ſagt, auf dreimal hundert tauſend Mann belief, um die Mauern herziehen, und ihr General ſchlug im Tempel Jupiters ſelbſt ſein Zelt auf. Die Karthaginenſer, die durch ihre ehemaligen Unglücksfälle noch nicht von ihrer unmenſchlichen Art, Krieg zu führen, zurückgebracht waren, verheerten das Feld umher dergeſtalt, daß es einer großen Wüſteney ähnlich ſah; ſie ſteckten darauf die Tempel der Ceres und Proſerpina in Brand, und riſſen am Ende noch alle Grabmäler der ſyrakuſaniſchen Könige nieder. Die Natur ſelbſt

beſtrafte

beſtrafte dieſe Zerſtörungswuth. Eine fürchterliche Peſt, die durch die faulen Ausdünſtungen ſo vieler geöffneten Gräber hervorgebracht, oder wenigſtens vergiftet wurde, verwüſtete Imilkons Lager. Die Symptomen dieſer Peſt waren heftiger Schmerz in den Eingeweiden, hitziges Fieber und Anfälle von Raſerey. Die Truppen fielen Schaarenweiſe hin; und die Anzahl der Todten wuchs bald ſo ſehr an, daß man nicht mehr im Stande war, alle Leichname zu beerdigen, wodurch die Seuche immer mehr Nahrung bekam. Man ſollte glauben, daß Leute, die ſich in einer ſo bedaurenswürdigen Lage befanden, vor allen Feinden würden ſicher geweſen ſeyn; aber die Karthaginenſer waren es nicht. Dionyſius fiel mit dem Degen in der Hand in dieß mit Todten angefüllte Lager, und hieb alles nieder, was der Peſt entronnen war. Von da drang er in den Hafen, und ſteckte den größten Theil der feindlichen Flotte in Brand. Blos die Nacht machte der Metzelung und der Feuersbrunſt ein Ende. Imilkon ließ, mit Anbruch des Tages, den Dionyſius um Erlaubniß bitten, die Belagerung aufzuheben, und die Ueberbleibſel ſeiner dreimal hundert tauſend Mann nach Karthago zurückzubringen. Dionyſius willigte darein, doch blos in Anſehung der Karthaginenſer, für die er ſich gleichwohl noch ein Löſegeld von dreihundert Talenten bezahlen ließ. Imilkon reiſte, der Kapitulation zufolge, welche ihn die Belagerten hatten unterzeichnen laſſen, ab, und überließ alle ſeine Miethvölker der Diſkretion der Sizilianer, welche ſie niederhieben.

So wurde der Stolz der Karthaginenſer zu eben der Zeit gedemüthiget, da ſie ſich die größte Hofnung machten, die ganze Inſel Sizilien zu unterjochen. Allein dieſer neue harte Schlag konnte ihren Muth und ihre Beharrlichkeit nur beugen, nicht brechen.

Da

Da ſie ihr Geldreichthum in den Stand ſeʒte, eine verlorne Armee immer wieder durch eine neue zu erſeʒen, ſo gaben ſie ihre Verſuche, Sizilien zu erobern, keineswegs auf. Es erſchien ein neues karthaginenſiſches Heer in Sizilien, und Dionyſius ſah ſich endlich, weil er von den übrigen Staaten Siziliens zu wenig unterſtüʒt wurde, genöthiget, mit ihnen Friede zu machen. Allein die Verträge der Ehrgeizigen und Herrſchſüchtigen gelten nur ſo lange, als Noth oder Politik ſie beobachten heißt. Es brachen immer wieder neue Feindſeligkeiten zwiſchen den beiden Staaten aus, und mit der äußerſten Anſtrengung waren die Sizilianer nicht im Stande, die Karthaginenſer gänzlich aus ihrer Inſel zu vertreiben.

Zuweilen machte auch Syrakus wieder einen Verſuch, ſich in Freiheit zu ſeʒen, und mit Gewalt die Feſſeln zu zertrümmern, die ihm Dionyſius angelegt hatte. Seine Wachſamkeit und Klugheit vereitelte aber alle Plane der Gegner, und erſtickte ihre Unternehmungen in der Geburt. Da ihn wiederholte Erfahrungen überzeugt hatten, daß er die Syrakuſaner durch Strenge eher noch mehr erbittern, als beſänftigen würde, ſo war er eifrig bemüht, ſeine Unterthanen weniger durch Furcht zu ſchrecken, als durch Liebe zu gewinnen. Er beflies ſich eines ſanftmüthigen und gefälligen Betragens, theilte anſenliche Geſchenke unter das Volk aus, und lud verſchiedene von ihnen an ſeine Tafel. Allein er erreichte ſeinen Zweck doch nicht ganz, und er ſchwebte in beſtändiger Furcht vor Angriffen auf ſein Leben. Da er ſeinen ausländiſchen Truppen nicht traute, ſo legte er ſie in Leontium in Beſaʒung, und vertraute die Bewachung ſeiner Perſon einem Haufen von Sklaven an, die er in Freiheit geſeʒt hatte.

So glänzend im Ganzen der Poſten war, auf dem Dionyſius ſtund, ſo betrachtete er ihn doch blos als eine Stufe zu höherer Größe. Seine Eroberungsplane dehnten ſich bis auf Griechenland und Italien aus, und er kehrte ſeine Waffen zuerſt gegen Rhegium, den Schlüſſel Italiens. Er empfand einen wüthenden Haß gegen die Einwohner dieſer Stadt, ſeitdem ſie ſeine Anträge, ihm ein Frauenzimmer ihrer Stadt zur Ehe zu geben, auf eine höchſt beleidigende Art abgewieſen hatten. Seine Geſandten waren mit der Antwort entlaſſen worden: man könnte ihm kein anderes Frauenzimmer zukommen laſſen, als die Tochter des Henkers, die ihm auf Befehl zu Dienſten ſtünde. Zur Rache dafür belagerte Dionyſius ihre Stadt. Da die Belagerten ſich ſeiner nicht erwehren konnten, ſo ſchlugen ſie eine Kapitulation vor. Weil aber Dionyſius ſie ganz zu Grunde richten wollte, ſo hob er die Belagerung nicht anders, als unter der Bedingung auf: daß ſie ihm eine Geldſumme, die ſich auf ungefehr achtzig tauſend Pfund Sterling belief, bezahlen, ihm alle ihre Schiffe ausliefern, und ihm hundert Perſonen als Geiſeln geben ſollten. Als er ſie dadurch außer Stand geſetzt hatte, ihm ferner mit einigem Nachdrucke zu widerſtehen, erſann er einen Vorwand, ſie nächſtes Jahr aufs neue anzugreifen, und belagerte ihre Stadt noch einmal. Da die Einwohner einſahen, daß der Tyrann auf nichts geringeres als ihren gänzlichen Untergang bedacht war, ſo wehrten ſie ſich ſehr hartnäckig. Als ſie aber die Belagerung eilf Monate lang ausgehalten hatten, und in die äußerſte Hungersnoth geſtürzt waren, mußten ſie ſich ihm endlich auf Willkühr ergeben. Der Hunger hatte die Elenden in die ſcheuslichſten Geſpenſtergeſtalten verwandelt, und ihr Anblick erregte Entſetzen. Dionyſius machte ſechs tauſend von ihnen zu

Gefangenen, und zwang diejenigen, die noch einiges Geld oder Geldeswerth im Vermögen hatten, ihm ein Löſegeld zu bezahlen. Allein ſeine Grauſamkeit begnügte ſich damit noch nicht. Er beſchloß, ſich am Philo, dem oberſten Magiſtrate der Stadt, wegen ſeines tapferen Widerſtandes, zu rächen. Deswegen ließ er den Sohn des verdienten Mannes vor des Vaters Augen ins Meer ſtürzen, und den Vater ſelber hierauf in der Stadt herum peitſchen, ihn auf die abſcheulichſte Art mißhandeln, und ſodann ebenfalls ins Meer ſtürzen.

Wahrſcheinlich würde Dionyſius einen beträchtlichen Theil von Italien in ſeine Gewalt bekommen haben, wenn nicht erneuerte Feindſeligkeiten der Karthaginenſer, und friſche Unzufriedenheiten daheim die Fortſchritte ſeiner Waffen gehemmt hätten. Dem abermal hereinbrechenden Ungewitter widerſtand er eben ſo ſiegreich als vorhin, und erhob ſeine Herrſchaft zu einem Gipfel von Macht, der allen benachbarten Ländern gefährlich zu werden drohte.

4.

Blicke auf den Charakter und die ganze Regierung des Tyrannen Dionyſius.

So glänzend die Regentenlaufbahn war, die Dionyſius durchwanderte, ſo gab ſie ihm doch wenig reinen und frohen Lebensgenuß. Der Tyrann kann ſich dem Haſſe der Menſchen, die ihn umgeben, entziehen, aber ſich ſelbſt entwiſcht er nie. Dionyſius, welcher ſo oft den Dolch des Deſpotiſmus gegen ſeine Mitbürger gezogen hatte, ſah den Dolch der Rache unaufhörlich über ſeinem Haupte ſchweben. Wie ſein

Schatz

Schatten begleitete ihn argwöhniſche Aengſtlichkeit vor Menchelmördern. Beſtändig trug er einen ehernen Panzer unter ſeinem Kleide, um gegen einen plötzlichen Anfall geſichert zu ſeyn. Nicht ſeinen Freunden und Verwandten, ſondern gutbezahlten Sklaven und Ausländern vertraute er die Wache ſeiner Perſon. Die Zimmer ſeiner Gemahlinnen ließ er immer erſt durchſuchen, bevor er zu ihnen gieng; ſelbſt ſeinen Sohn und Bruder mußte die Wache immer erſt durchſuchen, ehe er einen von ihnen zu ſich kommen ließ. Den unſchuldigſten Scherz, den irgend jemand, auch ſein beſter Freund, über ſeine Lebensgefahr machte, beſtrafte er wie Todesverbrechen; hatte ihm auch nur geträumt, es wolle ihn irgend jemand ermorden, ſo ließ er ihn auch gleich beim Erwachen zum Tode führen. Selten wagte er ſich aus ſeinem Pallaſte, und nur von einer Thurmſpitze herab ſprach er zu dem verſammelten Volke, in der Meinung, ſich ſolchergeſtalt durch Unzugänglichkeit unverwundbar zu machen.

Mit ſeinem Alter nahmen ſeine Beſorgniſſe, in eben dem Verhältniſſe, wie ſie gegründeter wurden, auch an Lebhaftigkeit zu. Da der Sklav, welcher ihn raſirte, ſich rühmte, daß er, ſo oft es ihm beliebe, dem Tyrannen das Meſſer an die Kehle ſetze, ſo mußte er dieſe Unbeſonnenheit mit dem Leben büßen. Von dieſem Augenblicke an vertraute er ſeinen Kopf und ſeinen Bart weiter niemanden, als ſeinen Töchtern oder ſich ſelbſt an. Beſonders in der Nacht, wenn Gewiſſensbiſſe in ſeiner unruhigen Seele aufwachten, quälte ihn die Furcht vor Verſchwörungen; und jemehr ſeine Beſorgniſſe wuchſen, deſto mehr Vorſicht gebrauchte er zu ſeiner Sicherheit. Das Bette, auf dem er zu ſchlafen ſuchte, war mit einem Graben umgeben, und hatte nur vermittelſt einer Zugbrücke mit ſeinen Zimmern Gemeinſchaft; und doch

fuhr

fuhr er beim geringſten Geräuſche ſchreckenvoll vom Schlafe auf.

Für eine ſo ſchröckliche Lage konnte die unumſchränkte Gewalt nur eine ſchlechte Schadloshaltung ſeyn. Dionyſius ſelbſt erkannte ſein Unglück gut genug, und es entwiſchten ihm von Zeit zu Zeit Geſtändniſſe, die ſelbſt von der ruhigſten Tyranney abſchrecken könnten. Einer ſeiner Höflinge, Namens Damokles, welcher den Gemüthszuſtand des Deſpoten nach der Pracht ſeiner Paläſte, nach dem Golde, welches er in ſeinen Gewölben zuſammenhäufte, nach den mannigfaltigen Vergnügungen, die er um ſich her verſammelte, beurtheilte, wurde nicht müde, ihn den glücklichſten Sterblichen zu nennen. Der Tyrann wollte alſo dem Damokles zu erkennen geben, für welchen Preis er dieß flüchtige Glück erkaufen müſſe. Er ließ ihn auf ein goldenes, mit purpurnen Teppichen bedecktes Bett ſetzen; die köſtlichſten Eſſenzen waren um ihn her verſchwendet; Sklaven von ſeltener Schönheit ſuchten in ſeinen Augen zu leſen, um allen ſeinen Wünſchen zuvorzukommen; aber mitten in dieſer Bezauberung, da er von ohngefehr ſeine Augen nach der Zimmerdecke warf, erblickte er einen bloßen Degen, der an einem dünnen Faden über ſeinem Kopfe hieng: alſobald brach ihm ein kalter Schweis aus allen ſeinen Gliedern; das goldene Bette, die künſtlichen Rauchwerke, die halbnackten Mädchen, alles verſchwand vor ſeinen Augen; er ſah nun nichts mehr, als den ſchröcklichen Degen; von Furcht und Angſt überwältigt bat er endlich den Dionyſius um Erbarmen, und geſtund, daß er auf dieſe Weiſe nicht länger glücklich zu ſeyn wünſche.

Der Degen des Damokles hieng acht und dreiſſig Jahre über dem Kopfe des Dionyſius. Er war recht unglücklich im Leben auf dem Throne, und behauptete

hauptete ſich doch mit der größten Anſtrengung in dieſer Lebensweiſe. Zu welchem Zwecke? Aus Pflichtgefühl und Sorge für das wahre Wohl der Bürger? — Was wußte Dionyſius von Pflicht und Bürgerwohl! Nein, aus blinder Herrſchſucht, die, bei wirklich ſeltener Geiſtesgröße, doch ihr eigenes Hauptintereſſe nicht verſtand.

Der Fürſt, der ſo klug, ſo liſtig dem Volke tauſend Fantome vorzugaukeln wußte, um ſich in deſſen Gunſt recht feſtzuſetzen, war doch unklug genug, daſſelbe durch Verſpottung ſeiner Götter auf das empfindlichſte zu kränken und gegen ſich zu erbittern. Er bewies bei vielen Gelegenheiten, daß er ganz und gar keine Religion hatte, und ſchien durch die Scherzreden, womit er ſeine ruchloſen Thaten begleitete, die Götter noch höhnen zu wollen. Als er eines Tages einen Tempel Jupiters ausplünderte, zog ein goldener Mantel, den man dieſem Gotte umgehangen hatte, ſeine Augen beſonders auf ſich. Er befahl ſogleich, man ſollte ihm denſelben abnehmen, ſagte, ein ſolcher Mantel ſey im Sommer zu ſchwer, und im Winter zu kalt, und ließ ihm an deſſen Statt einen wollenen umhängen, der, wie er ſagte, für alle Jahreszeiten recht wäre. Eben ſo ſpaßte er über den goldenen Bart des Aeſkulap, den er ihm gleichfalls abnehmen ließ, und ſagte, dem Sohne des Apollo gezieme es nicht, einen Bart zu haben, da ſein Vater keinen hätte. Allen Götterſtatuen nahm er die goldenen Schalen, Kronen, Siegesbilder, die ſie in den Händen trugen: „denn, ſagte er luſtig, ſie bieten ja ihr Gold an, warum ſoll ich es nicht nehmen?“ Die bei Proceſſionen herumgetragenen ſilbernen Tiſche mit der Innſchrift: den guten Göttern, raubte er unter dem ſpöttiſchen Vorwande, er wolle ſich die Güte der Götter zu Nutze machen. Dann verkaufte er ſeinen Tempel-

raub und zwang die Käufer, alles ohne Schadenerſatz in die Tempel wieder abzuliefern. Einſt, als er, nach der Plünderung eines berühmten Tempels der Proſerpina in Lokri, mit dem günſtigſten Winde über die Meerenge zwiſchen Italien und Sizilien ſegelte, ſagte er zu ſeinen Freunden mit frecher Ruchloſigkeit: „Seht, wie gnädig die Unſterblichen die Fahrt der Tempelräuber begünſtigen." — Wie konnte ein ſo kluger Fürſt ſein unruhiges Volk ſo ſehr erbittern: Blinde Habſucht und verachtend lachender Deſpotenſtolz waren ſeine Führer.

Eigenſüchtig war Dionyſius im höchſten Grade; und doch entzückte ihn die würdige Freundſchaftsprobe, welche Damon und Pithias einander gaben, ſo ſehr, daß er ſich in den Bund der beiden mitaufnehmen ließ. Selbſt ohne allen Edelſinn, vermochte er es doch nicht über ſich, hohen Edelſinn nicht bezaubernd ſchön zu finden.

Tyrannen haben, wenn ſie glücklich ſind, zuweilen gute Zwiſchenzeiten, und auch Dionyſius war nicht immer die Geiſel Siziliens. Bald konnte er keine Wahrheit hören, die ſeine Fehler traf, ohne wüthend den ſchnellen Tod deſſen zu beſchließen, aus deſſen Munde eine ſolche Wahrheit gieng; und bald nahm er gleichgültig jede perſönliche Kränkung hin, wenn er nur Wahrheit und Recht auf der Seite deſſen ſah, deſſen Aeußerung ihn kränkte. Seine Schwiegermutter ausgenommen, welche er als Zauberinn hinrichten ließ, findet man nicht, daß er je der Tyrann ſeiner Familie geweſen wäre. Alle ſeine Gemahlinnen liebte er aufrichtig. Selbſt die Frauen derer, die ſich gegen ihn verſchworen hatten, ließ er ſelten das Verbrechen ihrer Männer entgelten. Ein denkwürdiges Beiſpiel davon ſah man bei einer der Empörungen in Syrakus. Polyxenus, einer von den Schwägern des Tyrannen,

hatte

hatte an dem Komplott, welches ihn vom Throne ſtürzen wollte, Theil genommen, und war, als er den ſchlechten Erfolg des Unternehmens geſehen, durch eine ſchnelle Flucht der ihn erwartenden Todesſtrafe entgangen. Dionyſius ließ ſeine Schweſter kommen, und beklagte ſich gegen ſie, daß ſie ihm die Einmiſchung ihres Mannes verhehlt habe: „du haſt alſo eine ſehr ſchlechte Meinung von mir, ſprach die kühne Gattinn, wenn du glaubſt, daß ich die Flucht meines Mannes wiſſen konnte, ohne ihn auf derſelben zu begleiten. Wiſſe, daß ich lieber, fern von hier verbannt, des Polyxenus Frau, als in meinem Vaterlande die Schweſter eines Tyrannen heiſſen will.“ Dionyſius, als ob er ſich auf Größe der Seele verſtände, lobte dieſe dreiſte Antwort; fuhr aber, als hätte ſie ihm äußerſt mißfallen, fort, der Tyrann von Syrakus zu ſeyn.

Während einmal alle Syrakuſaner den Deſpoten verwünſchten, hörte er, daß ein ſehr altes Weib täglich zu den Göttern um ſeine Erhaltung flehte. Auf ſeine Frage: warum ſie ſo warmen Antheil an ihm nehme? antwortete ſie: „Seit Tyrannen herrſchen, war der letzte immer grauſamer als alle vorigen, und du biſt der Aergſte von allen, die da waren. Muß ich nun nicht die Götter flehentlich bitten, dich zu erhalten; denn wie könnte Syrakus einen noch ſchlimmern ertragen, als du biſt!“ Und Dionyſius ließ dieſes Weib nicht morden, bewies ihr vielmehr aufrichtiges Wohlwollen. — Dagegen ließ er zu einer andern Zeit um eines einzigen, nichts weniger als verbrecheriſchen Wortes willen, einen Freimüthigen morden; und faßte ſelbſt gegen den weiſen Plato Mordanſchläge, weil ihm dieſer Wahrheiten ſagte, die ſeiner ſelbſtgefälligen Eigenſucht nicht ſchmeichelten. Großmüthig verzieh er bald große Beleidigungen, und rächte

bald

bald kleinere ſelbſt an Unſchuldigen mit unerhörter Rache. Einmal gab er die ganze eingefangene Verſchwörungsrotte des Heloris ohne Strafe frei; einandermal machte ihn die höhniſche Antwort des Magiſtrats von Rhegium ſo unverſöhnlich wüthend, daß ſeine Rache gegen die Stadt Rhegium alle Schranken überſchritt.

Ein auffallender Zug im Charakter und der Denkungsart des Dionyſius war ſeine große Liebe zur Dichtkunſt. Die Dichter, deren Talent ſich ſo natürlich zur Schmeicheley bequemt, genoſſen ſeine ganze Gunſt. Er zog ſie an ſeine Tafel, fragte ſie zum Schein über Regierungsangelegenheiten um Rath, und nach der Feinheit des Weihrauchs, womit ſie ihn berauſchten, maß er ſeine Achtung für ihre Werke. Er ſelbſt hielt es nicht zu gering, mit ihnen um den Preis zu ſtreiten. Ohne die dazu nöthigen Talente zu beſitzen, wollte er ſelbſt Gedichte machen, und äußerte eine größere Freude darüber, wenn er einige wenige elende Verſe gemacht, als wenn er den wichtigſten Sieg erfochten hatte. Schwerlich kann jemand dieſe Art von Thorheit höher treiben, als Dionyſius. Er wandte ſeine Zeit auf Verfertigung von Trauerſpielen, wollte ſeine Stücke ſchlechterdings für vortrefflich gehalten wiſſen, und in dieſem Falle keinen Mitwerber dulden. Man kann alſo ſagen, er habe ſogar den Verſtand tyranniſirt. Es war eine beklagenswerthe Thorheit, daß ein Mann ſeines Standes ſich einbilden konnte, ſeine Ehre leide dabei, wenn man ihn nicht für einen großen Dichter halte. Er bedachte nicht, daß gewiſſe Talente, die an einer Privatperſon ſehr hochzuſchätzen ſind, einem Fürſten ſchlecht kleiden, wenn er ſich darinn ganz beſonders hervorthun will.

Wie es an allen Höfen eine Menge Schmeichler giebt, ſo fand Dionyſius auch an dem ſeinigen viele Leute, die ſeiner lächerlichen Eitelkeit in dieſem Stücke fröhnten, und alle ſeine dichteriſchen Erzeugniſſe bis an den Himmel erhoben. Er begnügte ſich aber nicht damit, für den beſten Dichter in ſeinem eigenen Königreiche gehalten zu werden. Als die Dichter, die in ſeinem Solde ſtanden, ihn überredet hatten, daß er ein Mann von erhabenem Genie ſey, beſchloß er, mit ſeinen Talenten vor ganz Griechenland zu glänzen. In dieſer Abſicht ſandte er ſeinen Bruder Thearides zu den olympiſchen Spielen, um daſelbſt, in ſeinem Namen, zugleich in der Poeſie und im Wettrennen um den Preis zu kämpfen. Er erſchien mit einer Menge koſtbarer Wagen, und ſein mit Gold und Silber prächtig geſticktes Zelt zog aller Augen auf ſich. Aber der Bevollmächtigte des Dionyſius ſah die Erwartung ſeines Bruders ſehr getäuſcht. Der Redner Lyſias eröffnete die Sitzung durch eine heftige Rede, worinn er die Griechen ſchamroth darüber zu machen ſuchte, daß ſie einen Tyrannen, der durch ſeine Regierung blos Unglück unter den Menſchen ſtifte, zur Feuer ihrer Spiele zugelaſſen. Man gab dem Lyſias Beifall, wagte es aber doch nicht, den Dionyſius vom Wettkampfe auszuſchließen. Dieſe Schwachheit von Seiten der Griechen diente blos dazu, die Eitelkeit des Deſpoten von Syrakus noch tiefer zu demüthigen. Zwar tönten deſſen Verſe, von herrlichen Stimmen abgeſungen, ſehr ſchön in die Ohren; als man aber auf den Bau und den Innhalt derſelben genauer merkte, fand man ſo viel unrichtiges und lächerliches in denſelben, daß die Verſammlung in ein lautes Gelächter ausbrach, und im Unwillen ſogar das koſtbare Zelt in Stücke zerrieß. Das Wagenrennen endigte ſich eben ſo unglücklich.

unglücklich. Die Pferde waren in dieſer Uebung eben ſo ungeſchickt als ihr Herr in der Dichtkunſt; ſie rannten mit einem unbändigen Ungeſtümme davon, und zerbrachen den Wagen am Ziele in Stücken. Das Unglück voll zu machen kam die Galeere, welche die Zeugen dieſer Demüthigung zurückbrachte, da ſie bei der Ueberfahrt von einem ſchröcklichen Sturme ergriffen wurde, halb zertrümmert an den Küſten Siziliens an; und die Piloten, welche dem Dionyſius nicht gut waren, verbreiteten allenthalben, daß an allen den Gefahren, die ſie ausgeſtanden, nichts Schuld ſey, als der Einflus der elenden Verſe des Tyrannen von Syrakus.

Dieſe Beſchimpfung kränkte den eitlen Fürſten ſo gewaltig, daß ſie ſeine Laune zur Schwermuth; ja bis zum Wahnſinn umſtimmte. Er glaubte ſich von jedermann beneidet, von Freunden und Feinden verfolgt. Mancher von ſeinen Vertrauten wurde verbannt, oder gar hingerichtet. Indeſſen ward er durch dieſe Demüthigung keineswegs von ſeiner Thorheit geheilt. Er hielt ſich noch immer ſo zuverſichtlich als jemals für einen vortrefflichen Dichter. Seine Einbildung war in dieſem Stücke ſo ausſchweifend, daß es für jedermann etwas ſehr gefährliches war, ſeine Aufſätze zu tadeln, oder ſich auch nur beim Vorleſen derſelben nicht ganz entzückt zu ſtellen. Dies erfuhr unter andern der vortreffliche Dichter Philoxenus. Da ihm Dionyſius einſt ein ſehr ſorgfältig ausgearbeitetes Gedicht vorgeleſen hatte, und in ihn drang, ihm ſeine Meinung darüber zu ſagen (das heißt in der Sprache der gnädigen Gönner, es zu loben), ſo machte er, weit entfernt ſeiner Erwartung zu entſprechen, eine zugleich ſtrenge und einleuchtende Kritik darüber. Durch dieſe Dreiſtigkeit ward der Tyrann ſo ergrimmt, daß er ſeine Wache rief, und den

Staatsverbrecher in das fürchterliche Gefängniß der Steingruben bringen ließ. Zum Glück hatte Philoxenus nie jemanden, außer Dionyſens Eitelkeit, beleidigt, er war am Hofe beliebt; und da ſich daher alles vereinigte, um ſeine Begnadigung zu bitten, ſo wurde er ſchon am andern Tage wieder auf freien Fuß geſetzt, und ſogar wieder in die Gunſt des gekrönten Dichters von Syrakus aufgenommen. Bei dem erſten Gaſtmahle, welches Dionyſius nach dieſer Ausſöhnung gab, wurde wieder eines ſeiner vorgeblichen Meiſterſtücke vorgeleſen. Das Entzücken und Lobpreiſen der Gäſte war ohne Grenzen; nur Philoxenus ſchwieg. Der König, der nicht zweifelte, daß das Gefängniß ſeinen Geſchmack geläutert haben würde, wagte es, ihn um ſein Urtheil zu fragen; aber er wandte ſich mit edlem Stolz gegen die Wache, und rief: „Bringt mich nur wieder in die Steingruben." Der Fürſt verſtund den Sinn dieſer Worte, hielt aber ſeinen Zorn zurück, und ſetzte dem Philoxenus nicht ferner zu.

Die Luſt des Dionyſius zum Verſemachen nahm je länger je mehr überhand, und man ſagt, er habe noch einmal einige von ſeinen Verſen nach den olympiſchen Spielen geſchickt, wo ſie nicht günſtiger als die vorigen aufgenommen wurden. Die Nachricht von dieſer Schande ſtürzte ihn in eine Art von Wuth, die er an einigen von ſeinen beſten Freunden ausließ, welche er beſchuldigte, daß ſie ſich mit denjenigen, die ſeinen Dichterruhm geſchändet, verbunden hätten; und er ließ verſchiedene derſelben hinrichten. Um ſeine Schwermuth zu zerſtreuen, entſchloß er ſich zu einem neuen Kriegszuge, wodurch er ſich zugleich auch Geld zur Beſtreitung ſeines Aufwandes auf die öffentlichen Gebäude verſchaffen wollte, die er in und um die Stadt und den Hafen von Syrakus aufführen

ließ.

ließ. Er machte alſo den Anſchlag, Epirus anzugreiſen, in der Hofnung, ſich der im Tempel zu Dodona verwahrten unermeßlichen Schätze zu bemächtigen, und fieng mit einem Einfalle in Toſkana an, wo er einen ſehr reichen Tempel plünderte. Er ſcheint aber dieſe Unternehmung nicht weiter fortgeſetzt zu haben. Nachher that er verſchiedene Verſuche, die Karthaginenſer aus Sizilien ganz und gar zu vertreiben, die ihm aber fehlſchlugen, indem er eine Hauptſchlacht verlor, die alle ſeine Plane in dieſer Hinſicht vereitelte. Doch wurde er für dieſes Unglück durch den Preis, den die Athenienſer ihm für eines ſeiner Trauerſpiele zuerkannten, das an einem ihrer öffentlichen Feſte aufgeführt worden war, überſchwenglich getröſtet. Dieſer Preis beweist, daß Dionyſius durch den unermüdeten Fleiß, den er auf die Dichtkunſt wandte, endlich einige Vollkommenheit darinn erhalten haben mochte. Die Nachricht von dieſem Siege erfreute ihn ſo ſehr, daß er beſchloß, die ganze Stadt ſollte ſich mit ihm darüber freuen, und zu dieſem Ende öffentliche Freudenbezeugungen anſtellen ließ. Auch gab er bei dieſer Gelegenheit ſeinen Freunden ein ſehr prächtiges Gaſtmahl, war aber vor Vergnügen im Eſſen und Trinken ſo ausſchweifend, daß er ſich eine Indigeſtion zuzog, woran er in wenig Tagen, drei hundert und ſechs und achtzig Jahre vor Chriſti Geburt, ſtarb.

Es giebt und gab von jeher in der Menſchengeſchichte viele Dionyſe; viele Menſchen auf Thronen und im Privatſtande, die mit ihren ungezügelten Begierden ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen, ihre eigene Ruhe und Zufriedenheit vergiften, und dem thörichten Wanderer gleichen, der zu ſeinem Leitſterne ein Irrlicht wählt, bis der ſumpfige Boden unter ſeinen Füßen weicht, und er im Elende rettungslos verſinkt.

5.

Die Rolle, welche Dion und Plato unter der Regierung des jüngern Dionyſius ſpielten.

Es lebte damals in Syrakus ein Mann, der ſich durch Edelmuth der Geſinnungen und Reinheit des Wandels preiswürdig über diejenigen erhob, unter denen er wandelte. Sein Name war Dion. Die Glücksgöttinn hatte ſich mit ihren köſtlichſten Gaben freigebig genug gegen ihn bewieſen, um ihn in den tiefſten Strudel der Lüſte zu ziehen, wäre es überhaupt möglich geweſen, einen Dion in Sinnenluſt zu verſenken. Sein Körper war männlich ſchön, und für die höchſten Genüſſe reitzbar. Die Geburt hatte ihn dem Throne ganz nahe gebracht, denn ſein Vater Hipparinus war einſt mit Dionyſius Oberbefehlshaber der Truppen, und ſeine Schweſter Ariſtomache war des Tyrannen Gemahlinn. Gefährlicher noch für ſeine Moralität, als alle dieſe Verhältniſſe, war ſein unermeßlicher Reichthum, der Luxus des Hofes, an welchem er ſeine erſte Jugend verlebte, und von ſeinem früheſten Knabenalter an, die Gunſt des Tyrannen, in dem ſo ſeltenen Bunde mit der Gunſt des ſyrakuſaniſchen Volkes.

Glücklicher Weiſe bekam Dion ſchon in dem Alter, wo die noch neue Seele ſich den Eindrücken, die man ihr geben will, ſo leicht öffnet, einen Mann zum Lehrer, der in jeder Hinſicht einer der edelſten und weiſeſten war, die das alte Griechenland erzeugte. Es war der unſterbliche, in ſeinen Schriften noch jetzt wohlthätig wirkende Plato, der berühmteſte unter den Schülern des Sokrates. Er kam auf ſeinen Reiſen nach Sizilien, und Dion, der ihn bald

kennen

kennen lernte, ward ſein wärmſter Verehrer, und der eifrigſte ſeiner Schüler. Der Unterricht des Weiſen nährte ſeinen Geiſt mit den erhabenſten Wahrheiten, und gab zugleich ſeinem Herzen eine feſte Richtung zu allem Guten und Schönen. Die Wonne, welche der Jüngling empfand, wenn er den Weiſen hörte, ließ ihn glauben, daß auch Dionyſius nicht unempfindlich dagegen ſeyn würde, und er bat ihn daher um Erlaubniß, den Philoſophen zu ihm führen zu dürfen. Die Zuſammenkunft hatte aber nicht den erwünſchten Erfolg. Das Geſpräch betraf den großen moraliſchen Satz, daß keiner, als nur der Gerechte, glücklich ſeyn könne; und Dionyſius ward unwillig über die Wahl eines ſolchen Gegenſtandes, den er für eine Satyre hielt; er unterbrach den Philoſophen mitten in einer Periode, und fragte ihn: warum er denn nach Sizilien gekommen ſey. „Ich bin gekommen, ſagte Plato, um einen rechtſchaffenen Mann zu ſuchen.“ — „Bei allen Göttern, rief der Tyrann zornig, wer dich ſo anhörte, ſollte glauben, du hätteſt ihn bis dieſen Augenblick noch nicht gefunden.“ Damit drehte er dem Philoſophen den Rücken zu, und dieſer durfte ſich glücklich preiſen, daß er bald nachher ohne Gefahr aus der Inſel entkam.

Der Haß, den der Tyrann auf den Plato warf, dehnte ſich doch nicht bis auf deſſen Schüler aus. Vielmehr faßte er immer mehr Zuneigung zu dem edlen Jünglinge, und dieſer war der einzige, den er wirklich liebte, deſſen Talente er aufrichtig achtete, und deſſen Redlichkeit er unerſchütterlich traute. Er vermählte ihm ſeine Tochter Arete, ein ſchönes Weib von zarter Weiblichkeit, bald nach dem Tode ihres erſten Gatten und Bruders Theorides, unternahm nichts mehr ohne ihn, und übertrug ihm die wichtigſten Geſandſchaften. Aufrichtig freute ſich Dionyſius

der

der hohen Achtung, in welcher Dion, auf Veranlaſſung ſeiner Geſandſchaftspoſten, bei auswärtigen Nationen kam; er vertraute ihm die erſten Geſchäfte bei jedem Friedensſchluſſe mit Karthago, und befahl ſeinen Schatzmeiſtern, ihm ſo viel Geld aus der Staatskaſſe auszuzahlen als er fordern würde, und ihm, dem Dionyſius, nur immer an demſelben Tage zu melden, wie viel Dion verlangt und erhalten habe.

Wie freimüthig Dion ſeyn durfte, ohne den Dionyſius zu beleidigen, davon giebt folgende Anekdote ein merkwürdiges Beyſpiel. Einſt war bey Hofe über Tafel die Rede vom Könige Gelon. Dionyſius ſpottete über die Regierung dieſes Königs, vorzüglich über deſſen Abdankung vor dem verſammelten Volke, und ſchloß mit den Worten: „Mit Recht heißt er Gelon *), denn ſeine Wunderlichkeiten waren in ganz Sizilien zum Gelächter.“ Alle Höflinge bewunderten das Treffende und Feine dieſes Witzes; aber Dion ſagte mit ernſtem Stolze: „Haſt du vergeſſen, Dionyſius, daß du alles Zutrauen des Volkes jenem Gelon verdankſt? Oder meinteſt du, man hätte deine eigenmächtige Thronerhebung zugelaſſen, wenn man nicht das Beiſpiel eines Gelon vor Augen hätte, und die Hofnung nährte, du werdeſt jenen nachahmen? Wiſſe, wie ſich das Volk um Gelons Willen deinem Scepter anvertraute, ſo wird es ſich um deinetwillen keinem Scepter mehr anvertrauen.“ — Wer, außer Dion, hätte dem Tyrannen das ſagen dürfen, ohne ſogleich mit allen Todesmartern hingerichtet zu werden! Aber Dion ſagte es und Dionyſius ſchwieg.

So

*) Gelao heißt im Griechiſchen lachen, und Gelos, das Gelächter.

So dauerte Dions Verhältniß zum ältern Dionyſius, bis zu des letztern Tode. Jetzt nahm ſein Sohn, Dionyſius der jüngere, ſo ruhig von dem väterlichen Throne Beſitz, als wäre er der Erbe einer langen Reihe von Monarchen geweſen. Der Eindruck von Schrecken, welche die letzte Regierung gemacht hatte, war noch nicht verſchwunden, und hätte der neue König die Triebfedern der Regierung, die das Genie ſeines Vorgängers ſo lange geſpannt gehalten hatte, nicht erſchlaffen laſſen, ſo wäre es auf immer um die Freiheit von Syrakus geſchehen.

Dionyſius der jüngere zeigte aber bald, daß er die Krone nicht mit Ehren tragen würde. Er erbte und übertrieb ſeines Vaters Laſter, ohne deſſen Fähigkeiten zu beſitzen. Seine Regierung war unrühmlich und zerrüttend. Gleich aus dem erſten Staatsrathe, der unter ihm gehalten wurde, ſah man, was für einen Charakter ſeine Regierung haben würde. Dion entwickelte in demſelben die einleuchtendſten Grundſätze der Politik; man hörte ihn, dem Anſchein nach, mit Bewunderung, und keiner ſeiner großen Entwürfe wurde ausgeführt. Die Verwaltung des Staats wurde argliſtigen Leuten anvertraut, welche durch Schmeicheleyen und Niederträchtigkeiten ihre Gunſt erkauft hatten. Nach dieſer Rathsverſammlung ſchloß ſich Dionyſius in das Innere ſeines Pallaſtes ein, und überließ ſich daſelbſt den Wollüſten. Er machte ſich ein Serail auf Art der Deſpoten des Orients, und gab prächtige Gaſtmähler, zu denen er blos die Diener ſeiner Ausſchweifungen, oder die Unglücklichen, welche die Opfer derſelben ſeyn ſollten, einlud. Eines von dieſen Bacchanalen dauerte gegen drei Monate lang. Während dieſer Zeit erfuhr Syrakus die Exiſtenz ſeines Beherrſchers nicht anders, als durch tyranniſche Edikte, die vom Throne zu kommen ſchienen,

nen, die aber Dionyſius, der immer von Wein und Wolluſt trunken war, nur unterzeichnete, ohne ſie zu leſen. Das Volk war aufgebracht; aber ſein Geſchrey drang nicht bis zum Pallaſt; es gab zu viel kleine Tyrannen, denen daran gelegen war, es zu erſticken. Niemand empfand darüber mehr Kummer als Dion. Dieſer große Mann, der zugleich den Thron und den Staat in Gefahr ſchweben ſah, wollte beide durch ſeinen rettenden Arm ſtützen. Er richtete ſeine Verbeſſerungs-Entwürfe zuerſt auf den Thron. In dieſer Abſicht gieng er zum Dionyſius, hinterbrachte ihm die Klagen der Nation, und öffnete ihm die Augen über die blutgierigen Bedrückungen ſeiner Miniſter. Der junge König, deſſen weiche Seele allen Eindrücken, die man ihm geben wollte, offen war, lobte Dions Eifer, aber ſein Pallaſt blieb darum nicht weniger ein großes Serail, und die kleinen Tyrannen, welche das Volk unter die Füße traten, behielten nach wie vor ihre Stellen.

Um dieſe Zeit fieng der Krieg mit Karthago ſich aufs neue zu entzünden an. Dion wollte ſehen, ob Ausſichten auf Ruhm den Dionyſius nicht aus ſeiner Schlafſucht zu wecken vermöchten. Er that ihm den Vorſchlag, eine Landung in Afrika zu machen, und bot ihm fünfzig Galeeren an, die er auf ſeine eigene Koſten unterhalten wollte, bis Syrakus einen glorreichen Frieden geſchloſſen hätte. Dieſe Großmuth rührte den Deſpoten; er verſprach ſeine Armee ſelbſt anzuführen, aber ein ausgelaſſenes Gaſtmahl, das bis an den andern Morgen dauerte, ließ ihn ſein Wort vergeſſen.

Da Dion nach wiederholten Verſuchen ſah, daß es ihm für ſich allein unmöglich wäre, einen ſo ſchwachen Monarchen auf den rechten Weg zu bringen, ſo ſuchte er mit Hilfe ſeines großen Lehrers

Plato

Plato eine heilſame Veränderung in dem Leben des Tyrannen zu bewirken. Oft ſprach er mit ihm von den Verdienſten des erhabenen Weiſen, den ganz Griechenland verehrte, und entzündete dadurch in ihm ein Verlangen, denſelben kennen zu lernen, und ſich von ihm in der Regierungskunſt unterweiſen zu laſſen. Plato erhielt eine feierliche Einladung, an den ſyrakuſaniſchen Hof zu kommen; aber erſt nach langem Bedenken entſchloß er ſich, der Einladung zu folgen. Er wußte, wie ſchwer es ſey, den Sohn eines Tyrannen, der ſelbſt Tyrann iſt, für die Tugend zu erobern; aber man ſtellte ihm vor, daß, wenn er den Dionyſius auch nur von Einem Verbrechen abhielte, die Welt ihm für ſeine Reiſe Dank wiſſen würde, und ſo reiste er nach Syrakus.

Der Empfang des Philoſophen war der glänzendſte. Dionyſius ſandte ihm ein geweihtes Schiff entgegen. Er ſelbſt führte ihn aus demſelben auf ſeinen, mit vier weiſen Pferden neben einander beſpannten prächtigen Wagen, begleitete ihn durch die zahlloſe Volksmenge nach ſeinem Pallaſte, und rief dabei im Freudentaumel den homeriſchen Vers: „Die Achſe des Wagens, wie knarret ſie unter der ſchweren Laſt! ſie trägt den Mann vom größten Gewichte, den trefflichſten Menſchen.“ Er erlaubte ihm, unangemeldet zu jeder Stunde des Tages ihn zu beſuchen, und brachte den Göttern ein feierlich dankendes Opfer für die Wohlthat, welche ſie der ganzen Inſel mit der Gegenwart des größten Weiſen erzeigten.

Plato hatte von Natur gefällige, ſanfte Sitten, und der Umgang mit dem Sokrates hatte ſeine Urbanität noch vermehrt. Er bemühte ſich, das Vertrauen des jungen Deſpoten zu gewinnen, indem er ſich hütete, ſeine Leidenſchaften vor den Kopf zu ſtoſſen, und indem er der Tugend jene finſtere Miene

nahm,

nahm, wodurch ſie ſich nur allzu oft verhaßt macht. So ſehr es die Wahrheit ſeines Charakters verſtatte-te, blieb er dem Grundſatze treu: wer den Menſchen nützen will, muß damit anfangen, ſich ihnen ange-nehm zu machen! und es gelang ihm wirklich, dem jungen Fürſten Luſt zur Tugend einzuflößen, und ihn davon zu überzeugen, wie wenig ſein voriger Wan-del ſich für einen König ſchicke, der ſich beſtändig be-eifern ſollte, ſein Volk glücklich zu machen. Seine Neigungen nahmen alſo eine andere Wendung, und er ſtudirte nun nichts ſo eifrig, als die Kenntniß ſei-ner Pflichten. Da er endlich Männer von Genie ſchätzen lernte, ſo ergötzte er ſich an keiner andern Ge-ſellſchaft mehr, und im Umgange mit ſolchen Män-nern erwarb er ſich bald einige der wichtigſten Kennt-niſſe. Seine Höflinge, Leute, die ſich vornemlich beſtrebten, ihrem Herrn nachzuahmen, folgten bald ſeinem Beiſpiele, und dadurch wurde das Studium der Künſte und Wiſſenſchaften die herrſchende Mode am ſyrakuſaniſchen Hofe. Alles gewann nun ein an-deres Anſehen, und in Kurzem verſchwanden Pracht und lärmende Luſtbarkeiten. Frugalität herrſchte bei der Tafel, und ſtatt wollüſtiger Tänzerinnen würzten lehrreiche Geſpräche die Speiſen; ſtrenge Enthaltſam-keit trat an die Stelle des üppigen Sinnengenuſſes, und das geſchäftige Nichtsthun war durch philoſophi-ſches Studieren verdrängt. Wie Plato's Schüler im Garten der Akademie zu Athen, ſo wandelten hier im Schloßgarten die Höflinge, in ernſte Betrachtun-gen vertieft, paarweiſe auf und ab in den Laubergän-gen und Baumwegen; und in ihren Häuſern, wie in allen Zimmern des Schloſſes, waren die Fußböden mit feinem Sande beſtreut, und in der Sand waren geometriſche Figuren gezeichnet. So ſehr man ſich ſonſt am Hofe und in der Stadt nach immer neuen

Lüſten

Lüſten ſehnte, ſo war jetzt eine Unterredung mit Plato oder Dion das Ziel der höchſten Wünſche. Dieſe beiden waren des Dionyſius ausſchließende Lehrer, Rathgeber und Freunde; alle andern Bürger ſeine Brüder, welche er bei jeder Gelegenheit ermahnte, den beiden Weiſen zu folgen. Wie ein Bürger unter Bürgern gieng Dionyſius unter ſeinen Syrakuſanern umher, unterſtützte alle Zweige nützlicher Volksthätigkeit, und half, ſo gut es angieng, jeder gerechten Beſchwerde und jedem Elende ab.

Allmählich wurde aber den Höflingen das Spiel zu ernſthaft. Enthaltſamkeit und Strenge war nicht ihre Sache, und ſie ſahen, daß ihr Einfluß ganz aufhören würde, wenn nicht Dion und der verhaßte Philoſoph je eher je lieber aus der Reſidenz entfernt würden. Darauf waren nunmehr alle ihre Beſtrebungen gerichtet, und ſie ergriefen jede Gelegenheit, dem Regenten ſeine Lieblinge verdächtig zu machen. Sie unterbrachen das Lob der Favoriten durch ein bedeutendes Schweigen, durch Mienen und Geberden, und als dieß bemerkt wurde, und Dionyſius die Urſache davon wiſſen wollte, eröffneten ſie erſt nach wiederholtem Sträuben, wie ſie gehört hätten, Dion gehe damit um, einem ſeiner Neffen den Thron zuzuwenden, was ihnen jedoch nicht wahrſcheinlich dünkte. Ein andermal ließen ſie ihre Minen gegen den Plato ſpielen, und gaben dem Fürſten zu verſtehen, der Weltweiſe trachte nach einer ungeziemenden Gewalt über ihn, und verleite ihn zu einer Lebensart, die weder ſeinem Stande noch ſeinen Jahren gemäß ſey. Ueberhaupt, meinten ſie, dürfte es nicht überflüſſig ſeyn, wenn man ſich vor den beiden Männern in acht nähme, um auf jeden Fall Thron und Leben zu ſichern.

Dieſe und viele andere ähnliche Vorſpiegelungen wirckten nur allzuſtarck auf die ſchwache Seele des Dionyſius,

Dionyſius, und machten ihn bald äußerſt argwöhniſch. Jetzt war es den Höflingen leicht, ihre Plane weiter zu verfolgen. Ganz beſtürzt kamen ſie zu dem Regenten, und eröffneten ihm, daß ſie Briefe entdeckt hätten, welche Dion nach Karthago geſchrieben, und aus denen deutlich hervorgehe, daß er verrätheriſche Abſichten gegen ſein Vaterland im Sinn habe. Dionyſius erſchrack und zitterte an allen Gliedern. Gerne hätte er den Angeklagten auf der Stelle ſeinem Zorne aufgeopfert, allein er mußte einen Auflauf im Volke fürchten, weil Dion deſſen Liebling war. Er nahm daher ſeine Zuflucht zur Verſtellung, berief den Dion zu ſich, unterhielt ſich mit ihm aufs wohlwollendſte, und machte in ſeiner Geſellſchaft einen Spaziergang längs einem Meerbuſen, über welchem die Citadelle lag. Hier nahm er mit einem mal einen ganz andern Ton und eine andere Miene an, zeigte ihm die verrätheriſchen Briefe, und warf ihm vor, er habe ſich zum Untergange Siziliens mit Karthago verbunden. Dion wollte ſich rechtfertigen, aber Dionyſius hörte ihn nicht an, ſondern ließ ihn augenblicklich auf eine Schaluppe bringen, und befahl den Matroſen, ihn an den Küſten Italiens auszuſetzen.

Das Komplot wurde nicht ſo geheim ausgeführt als es angelegt war; auch gerieth ganz Syrakus darüber in Allarm. Die Frauenzimmer des Pallaſtes zeigten ſich nicht anders als in Trauer, gleichſam als hätten ſie den Vater des Vaterlandes verloren. Das Volk rottete ſich haufenweiſe am Ufer des Meeres, und um die Citadelle her zuſammen, und Dionyſius, welcher einen Aufruhr befürchtete, ſah ſich genöthiget nachzugeben. Er erklärte öffentlich, Dion ſey nicht verbannt, aber aus Staatsurſachen habe er ihn bewogen, ſich auf eine Zeitlang zu entfernen; damit

ſein Ehrgeitz die Ruhe von Sizilien nicht ſtören möge. Zu gleicher Zeit gab er der Familie dieſes groſsen Mannes zwey Schiffe, um die unermeßlichen Reichthümer, die er in Sizilien zurückgelaſſen hatte, darauf fortzubringen.

Seit Dions Entfernung konnte Plato mit Anſtand nicht länger an dem Hofe des Dionyſius bleiben. Zwar kehrte er noch einmal an denſelben zurück, weil er ſich mit der Hofnung ſchmeichelte, die Zurückberufung des Dion auszuwirken; aber er ſah ſeine Erwartung getäuſcht. Als Dionyſius der weiſen Rathſchläge des vortrefflichen Philoſophen beraubt war, verfiel er nach und nach wieder in ſeine vorige Lebensart, und ſein Hof wurde nun bald wieder ein Wohnſitz der Lüſte und Schwelgerey. An Dions Zurückberufung war unter dieſen Umſtänden nicht zu denken, vielmehr wurden ſeine Güter eingezogen, und ſeine Gattinn Arete mußte auf Befehl des Tyrannen ihre Hand einem andern geben.

6.

Revolution in Syrakus.

Dion wählte nach ſeiner Verbannung Athen zum Orte ſeines Aufenthaltes, und da er der reichſte Privatmann in ganz Griechenland war, ſo zog er aller Augen auf ſich, und das Volk bewunderte die Pracht und den Aufwand, den er zu beſtreiten im Stande war. Indeſſen äuſſerte ſich ſeine Prachtliebe nur in Anſehung öffentlicher Feſte und Spiele, die er veranſtaltete, denn in ſeinem Privatleben war er der ſimpelſte, frugalſte und beſcheidenſte Mann. Er bereiste nach einiger Zeit die vornehmſten griechiſchen

Städte, machte ſich durch ſeine Beſcheidenheit, Mäßigung und moraliſche Lebensart überall bewundert und beliebt, und erhielt von verſchiedenen wichtigen Staaten die glänzendſten Ehrenbezeugungen. Unter andern nahm ihn Sparta durch ein förmliches Dekret unter die Zahl ſeiner Bürger auf.

Dion konnte aber unter allen Huldigungen, die ihm zu Theil wurden, ſein Vaterland nicht vergeſſen; der Gedanke an die Sklaverey ſeiner Mitbürger vergiftete ihm jedes Vergnügen. Allmählich reifte in ihm der Entſchluß, den Tyrannen zu ſtürzen, und ſeinem unglücklichen Vaterlande die Freiheit wieder zu geben. Er hatte unter den Syrakuſanern, und auch unter den Einwohnern des übrigens Siziliens viele Freunde und Anhänger, auf deren Unterſtützung er rechnen konnte. Indeſſen war es doch ein außerordentlich kühnes Wageſtück, daß ein Mann an der Spitze eines kleinen Heeres es wagen wollte, einen König anzugreifen, der von einer Seemacht von vierhundert Kriegsſchiffen, einem Heere von hunderttauſend Mann, einer ungeheuren Menge von Kriegsvorrähten und Lebensmitteln, unterſtützt wurde, und Meiſter von einer der feſteſten Städte war, die es damals in der Welt gab. Doch Dions heroiſcher Entſchluß ward durch keine Bedenklichkeit wankend gemacht. Er warb insgeheim ungefehr achthundert ausländiſche Soldaten, lauter alte, erfahrne und vollſtändig bewafnete Krieger, ſchiffte ſie nach einander und in kleinen Partheyen ein, und beſtimmte die Inſel Zazynthus zum allgemeinen Sammelplatze. Zwei Schiffe waren hier gerüſtet, um die Mannſchaft aufzunehmen; und noch ein kleineres mit zwei Barken, den Mundvorrath und die Belagerungsmaſchinen zu transportiren.

Jetzt erſt, erfuhren die Krieger, daß ſie den Staat von Syrakus erobern ſollten. Beſtürzung

feſſelte

feſſelte ihre Sinne; unwillig ſahen ſie in Dion einen tollkühnen Abentheurer, der das Aeußerſte wage, weil er nichts mehr zu verlieren hätte; und ſie machten denen, die ſie unter ſein Kommando geworben hatten, die bitterſten Vorwürfe. Dion zeigte ihnen die ſchwachen Stützen des Tyrannenthrons; ſagte ihnen, daß nicht ſie das Heer, daß ſie nur die Führer jenes großen Heeres ſeyn ſollen, welches ihn und ſie in Syrakus erwartete, den Tyrannen zu entthronen. Von neuem Muthe entflammt, drangen ſie jetzt alle auf die Abfahrt.

Es war in der Mitte des Sommers, und ein gleichmäßig wehender Oſtwind verkündigte eine glückliche Ueberfahrt. Dion brachte, an der Spitze ſeiner Helden, dem Apollo ein großes Opfer, und gab dann ein prächtiges Feſt. Hier bewunderten die Krieger ſeinen Reichthum an goldenen und ſilbernen Gefäßen, und verloren darüber die Idee eines Abentheurers ganz aus ihrer Seele. „Ein ſo reicher Mann von geſetztem Alter wird ſich doch nicht, ohne gegründete Hofnung, in ein ſo gefährliches Unternehmen verwickeln; er muß ſich doch auf ſeine Freunde in Sizilien verlaſſen können." So redeten ſie unter einander, und wünſchten ſehnlichſt, abzureiſen. In dem Augenblicke, da die kriegeriſche Trompete das Zeichen zur Einſchiffung gab, entſtand plötzlich eine Mondfinſterniß, wodurch die kleine Armee in großes Schrecken gerieth. Aber Dion hatte nicht vergeſſen, auch einen berühmten Wahrſager anzuwerben. Dieſer trat in ihre Mitte mit den Worten: „Erſchrecket nicht; freuet euch vielmehr, denn nun ſeyd ihr des glücklichſten Erfolges gewiß. Die Götter verkünden euch eine Verfinſterung des höchſten Glanzes. Was glänzt jetzt mehr als des Dionyſius Tyranney! Ihr werdet ihren Glanz verlöſchen, ſobald ihr an Siziliens Küſte gelandet ſeyd."

 Die

Bayerische Staats... Mü...

Die Rede wirkte. Unter andern ſogenannten Vorbedeutungen ſetzte ſich nun auch ein Bienenſchwarm auf Dions Schiff; da nahm der Wahrſager den Dion und deſſen Freunde auf die Seite, und ſagte ihnen heimlich: er ahnde daraus, daß ſie ſich der Früchte ihres Sieges nicht lange freuen würden. Dion lächelte in ſeiner Seele, und ließ das Signal zur Abfahrt geben.

Am fünften Tage liefen die Schiffe in den Hafen von Minoa ein, einer kleinen Küſtenſtadt des ſizilianiſch-karthaginenſiſchen Gebiets. Vergebens ſuchte der Kommandant die Reiſenden an der Landung zu hindern. Mit den Waffen in der Hand beſtiegen ſie das Ufer, und ohne nach Dions Ordre einen Mann zu tödten, drangen ſie, zugleich mit den fliehenden Karthaginenſern, in die Stadt, und bemeiſterten ſich des Platzes. Mit freudigem Erſtaunen erkannte Dion bei der Zuſammenkunft mit dem karthaginenſiſchen Geſandten in dieſem ſeinen getreuen Freund und Gaſtfreund Synalus. Er gab ihm die Stadt zurück, und Synalus ließ den Kriegern ſeines Freundes bequeme Wohnungen anweiſen, ihren Unterhalt beſorgen, und ihnen bei ihren Vorbereitungen zur großen Expedition thätig helfen.

Dionyſius war eben nicht in Sizilien, als ſein Nebenbuhler landete. Er war, an der Spitze einer Flotte von achtzig Segeln, nach Italien abgeſchifft, und hatte, zur Verwaltung der Regierung in Syrakus, einer ſeiner Günſtlinge, Namens Timokrates, zurückgelaſſen, den nemlichen, welcher ſich unterſtanden hatte, Dions Gemahlinn noch bei ſeinem Leben zu heurathen. Die Abweſenheit des Tyrannen war für das kühne Unternehmen äußerſt günſtig, und Dion ſäumte nicht, dieſe frohe Bothſchaft ſeinen Kriegern mitzutheilen, deren Enthuſiasmus dadurch neue

Nahrung

Nahrung erhielt. Das kleine Heer brach voll guter Hofnungen auf, und bekam während des Marſches aus verſchiedenen Städten ſo viel Verſtärkung, daß es in Kurzem bis zu fünf tauſend Mann anwuchs.

Sobald man in Syrakus erfuhr, daß der Befreier des Vaterlandes nahe ſey, wurden die Zungen, welche der Deſpotismus bisher gefeſſelt gehalten hatte, gelößt. Die republikaniſchen Redner beſtiegen die Rednerbühne, das Volk griff zu den Waffen, und Timokrates, welchem man den Weg zur Citadelle verſperrte, behielt nur ſo viel Zeit, ſich zu Pferde zu ſetzen, um dem Tode zu entrinnen. Unterdeß der Adel dem Dion an den Thoren entgegen gieng, fieng das Volk an, ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen. Die an den königlichen Pallaſt grenzenden Häuſer waren von den Angebern und Spionen bewohnt, den ſchändlichen Leuten, ſagt ein alter Schriftſteller, die bei Göttern und Menſchen verhaßt ſind. Dieſe niederträchtigen Geſchöpfe wanderten in der ganzen Stadt herum, miſchten ſich in alles, hinterbrachten dann dem Tyrannen, was ſie geſehen und gehört hatten, und ſchwärzten beſonders diejenigen bei ihm an, die ihm irgend Verdacht machen konnten. Man rieß ſie aus ihren Häuſern, mißhandelte und tödtete ſie.

Dion zog mit Blumen umkränzt an der Spitze ſeines in Schlachtordnung geſtellten Heeres in die Stadt ein, und wurde auf der einen Seite von ſeinem Bruder Megacles, und auf der andern von dem Athenienſer Kalippus, ſeinem Freunde, begleitet. Man empfieng ihn und ſeine Begleiter, wie eine heilige Prozeſſion, auf welche ſelbſt die Götter mit Wohlgefallen niederblicken, und welche dem Staate, nach acht und vierzig jährigem Tyrannendrucke *), die Freiheit wie-

*) Vom Jahre vierhundert und fünf vor Chriſto an ge-

der ſchenkte. Auf beiden Seiten der Straße, welche der Freiheitsgründer mit ſeinem Trupp durchzog, ſtunden Tiſche mit Pokalen zu heiligen Libationen, und Altäre, von denen Weihrauch dampfte, und an deren Stufen Opferthiere bluteten. Und aus den Häuſern flogen Blumen und Früchte dem Dion und den Seinen zu, und die beſten Wünſche und Gebete, wie man ſie an die Götter richtet, ſchallten ihm entgegen.

Als der Zug auf dem Marktplatze angekommen war, ließ Dion durch einen Herold bekannt machen: er ſey mit ſeinem Bruder gekommen, Syrakus und ganz Sizilien vom Tyrannenjoche zu befreien. Dann hielt er ſelbſt eine Rede, in welcher er das Volk ermahnte, zum Erringen und Behaupten ihrer Freiheit kraftvoll mitzuwirken, und den Enthuſiasmus, mit dem ſie ihn empfiengen, für die große Sache ihrer Freiheit aufzuſparen. Im Freudentaumel ihrer Liebe und Dankbarkeit wählten die Bürger ſogleich ihn und ſeinen Bruder zu Oberfeldherren des Staats mit unumſchränkter Macht. Allein Dion ſchlug die unumſchränkte Würde aus, weil ſie ſich mit der neuen Freiheit nicht vertrüge, und bewirkte es, daß ihm und ſeinem Bruder noch zwanzig redliche Bürger an die Seite geſetzt wurden. Die erſte Thätigkeit der Neugewählten beſchränkte ſich darauf, die innere Ruhe herzuſtellen, alle Furcht vor dem Tyrannen zu entfernen, die Burg Epipolis für das Volk zu beſetzen, mit einer feſten Mauer zu umziehen, und alle vom Dionyſius hier unſchuldig Eingekerkerten auf freien Fuß zu ſtellen; ferner, die Hauptcitadelle, in welcher des Tyrannen Krieger Dions Schweſter, deſſen geraubte

rechnet, da ſich der ältere Dionyſius zum Könige aufwarf.

te Gattinn und deſſen Sohn eingeſchloſſen hielten, und das vom Meer umſpülte, ebenfalls von den Tyrannenfreunden noch beſetzt gehaltene Stadtviertel Ortygia, zur Uebergabe aufzufordern, und da ſich beide Plätze nicht ergeben wollten, auch die Hauptcitadelle von der Stadtſeite her mit einer feſten Mauer zu umſchließen.

7.

Vergebliche Verſuche des Dionyſius, ſich wieder auf den Thron zu ſetzen. Undankbarkeit gegen Dion, den Retter ſeines Vaterlandes.

Sieben Tage waren ſeit der Revolution verfloſſen, als Dionyſius von ſeiner Reiſe nach Italien zurückkam, mit ſeiner Flotte in den Hafen einlief, und ſich in die Hauptcitadelle warf. Der Tyrann ſetzte zuerſt durch Kundſchafter, die er unter dem ehrenvollen Titel von Geſandten an Dion ſchickte, ſeine Treue auf die Probe. Der Held aber merkte die Schlingen, die man ihm legte, und erklärte, daß, da Syrakus eine freie Stadt ſey, des Dionyſius Abgeordnete ſich nicht an ihn, ſondern an die Bürgerſchaft wenden müßten.

Es erſchienen darauf aus der Citadelle förmliche Geſandte an das Volk, mit dem Verſprechen des Königs: er wolle in Zukunft mit Gerechtigkeit und Liebe regieren, das Wohl der Bürger ſtets im Auge haben, allen gerechten Beſchwerden abhelfen, alle drückende Abgaben aufheben, das ganze Steuerſyſtem auf den allermäßigſten Fuß ſetzen, und keinen Bürger zu Kriegen anwerben, zu denen das Volk nicht

Rath

Rath und Einwilligung gegeben habe; dafür fodere er denn, daß Alle ihre Waffen niederlegen, und die Stadt ihm übergeben ſollen. — Die Volksverſammlung verlachte ſein Verſprechen, und ſeinen Wahn, das Volk werde ſich ſo leicht wieder in eine Lage locken laſſen, in welcher Dionyſius von ſeinen ſchönen Worten halten könne, was ihm beliebte. Dion ſagte noch insbeſondere den Geſandten: „Dionyſius ſende Niemanden mehr, mit dem Volke zu unterhandeln, er habe denn zuvor der Tyrannenherrſchaft förmlich und feierlich entſagt; dann aber wird Dion redlich mitwirken, daß alle ſeine gerechten und billigen Vorſchläge angenommen werden; wird ihm, in freudiger Erinnerung ihrer ehemaligen Freundſchaft, ein angenehmes und ehrenvolles Privatleben bereiten."

Eine abermalige Geſandtſchaft von Dionyſius willigte in die Foderung, und bat, das Volk möchte Deputirte in die Citadelle ſchicken, mit denen Dionyſius das Nähere verabreden, und alle Punkte des Vertrags zum Vortheil beider Theile freundſchaftlich beſtimmen könne. Die Bitte wurde gewährt, und eine Geſandtſchaft gieng in die Citadelle. Sobald dieſe vor dem Tyrannen erſchienen war, ließ er ſie in Feſſeln legen, und mit der frühesten Dämmerung des nächſten Morgens, da noch die tiefſte Ruhe über die Stadt verbreitet war, ſtürmten ſeine, im Wein berauſchten Söldlinge mit unglaublicher Tollkühnheit und entſetzlichem Geſchrei die Mauer, mit welcher die Citadelle auf Dions Rath umſchloſſen war.

Syrakus erwartete nichts weniger als dieſe Verrätherey. Die Mauer wurde daher ſogleich erſtürmt, und die ſyrakuſaniſchen Wachen, welche dieſen Poſten beſetzten, geriethen ſo in Schrecken, daß ſie ſogleich zurückwichen. Die Barbaren fiengen an die Stadt zu überſchwemmen, als Dion erſchien. Mit der äußerſten

ſten Anſtrengung bemühte er ſich, ſeine Truppen wieder zum Stehen zu bringen; aber umſonſt. Er ſtürzte ſich hierauf mitten unter den Feind hinein, und richtete ein fürchterliches Blutbad unter demſelben an; ſein Muth trieb ihn aber zu weit, er wurde an der Hand verwundet, niedergeſtürzt, und nur mit genauer Noth noch von ſeinen Soldaten aus der Mitte der Mannſchaft des Tyrannen herausgebracht. Da aber ſeine Wunde nicht gefährlich war, rannte er ſogleich fort, ſeine fremden Truppen herbei zu holen, und führte ſie zum Angriffe. Dieſer friſche Succurs entſchied. Den Barbaren, denen ſo viel Widerſtand ganz unerwartet war, verſchwand der Rauſch im Gefühle der Ermattung, und in den Schmerzen der erhaltenen Wunden; es entſank ihnen der Muth beim Anblicke des mit friſchen Truppen rückkehrenden Dion. Sie zogen ſich in die Citadelle zurück. Hitzig verfolgt, waren ſie froh, die innere Mauer zu erreichen, und die Brücke hinter ſich aufzuziehen. Die dankbaren Einwohner beſchenkten den Sieger mit einer goldenen Krone.

Dionyſius erſchrack über dieſen Sieg des Dion, ohne ſich dadurch aus ſeiner Faſſung bringen zu laſſen. Er ſchickte einen Herold an den Befreier von Sizilien, der ihm verſchiedene Briefe brachte. Einer derſelben hatte die Aufſchrift: An meinen Vater, und ſchien von der Hand ſeines Sohnes Hyparinus zu ſeyn. Die Obern von Syrakus wollten, aus Ehrerbietung für den großen Mann, an welchen er gerichtet war, nicht, daß er öffentlich vorgeleſen würde; aber dieſer, welcher kein Geheimniß für ſeine Republik hatte, erbrach ihn, und gab ihn an die Sprecher. Der Brief war von Dionyſius ſelbſt. Er hatte darinn alle mögliche Künſte angewandt, den Dion verhaßt zu machen: er erinnerte ihn an alles,

was

was er im Anfange der Regierung gethan habe, um zu verhindern, daß Syrakus nicht zu einer Ariſtokratie würde, er bemerkte, wie gefährlich es für ihn ſeyn würde, wenn er Leute frei machte, die ſo viele Urſache hätten ihn zu haſſen, und ermahnte ihn am Ende, ſich doch nicht zu ſtellen, als ob es ihm um Vertilgung der Tyranney zu thun wäre, da er ja blos die Abſicht hätte, ſie ſelbſt an ſich zu reiſſen.

Dieſer Brief machte auf ein argwöhniſches Volk einen ſtarken Eindruck, und die Syrakuſaner fielen in die Schlinge, die ihnen Dionyſius gelegt hatte. Der große Hauſe glaubte, der Tyrann ſchreibe das alles an ſeinen Feind in vollem Ernſt; und ſelbſt die aufgeklärteren Bürger, die ſich durch einen ſolchen Kunſtgriff nicht hintergehen ließen, bildeten ſich doch ein, der Held könne nicht umhin, Schonungen gegen die Tyrannen zu beweiſen, unter welchen die Republik leiden würde. In dieſen Umſtänden erſchien einer der Verbannten der vorigen Regierung, Namens Heraklides, mit einem Geſchwader von zehen Schiffen, vor dem Hafen von Syrakus, um ſeinen Mitbürgern wider den Dionyſius beizuſtehen. Er war ein ſehr tapferer Mann, der ſich ſehr beliebt zu machen wußte, war aber zugleich insgeheim ein Feind von Dion, zu deſſen Unſtern er gerade in dieſer kritiſchen Zeit nach Syrakus geführt worden zu ſeyn ſchien, um dem großen Manne tauſenderlei Hinderniſſe in den Weg zu legen, und den Glanz ſeiner Thaten zu verdunkeln. Das Volk ernannte ihn ſogleich nach ſeiner Ankunft im Taumel der Freude zum Admiral. Schon nahm er die Glückwünſche ſeiner Freunde an, als Dion erſchien. Er erinnerte, daß die Stelle, welche man dem Heraklides übertragen hätte, eine Zerſtückelung der ſeinigen ſey. Nun ſchämte ſich das Volk ſeiner Uebereilung, und wiederrief das Dekret. Heraklides

raklides ward zum Admiral von Syrakus ernannt, aber Dion ward ihm von der Zeit an der verhaßteſte Nebenbuhler, zu deſſen Sturz er insgeheim alles vorbereitete.

Da Dionyſius immer mehr zweifelte, die Stadt wieder in ſeine Gewalt zu bekommen, ſo ſuchte er einen vortheilhaften Vergleich zu bewirken. In dieſer Abſicht that er dem Dion den Vorſchlag, er wollte die Citadelle nebſt der Beſatzung, den Waffen und andern Dingen, die darinn waren, den Syrakuſanern übergeben, wenn man ihn im Frieden nach Italien abziehen laſſen, und ihm den Ertrag gewiſſer Ländereyen zu ſeinem Lebensunterhalt anweiſen wollte. Da die Syrakuſaner dieſe Vorſchläge verwarfen, ſo ergrief er bald darauf die Gelegenheit eines günſtigen Windes, mit allen ſeinen Schätzen und Koſtbarkeiten nach Italien abzuſegeln, und vertraute die Vertheidigung der Citadelle ſeinem Sohn Apollodorus.

Syrakus, welches nun von Seiten des Tyrannen ruhig war, wurde jetzt, mehr als je, ein Raub innerlicher Zerrüttung. Heraklides, welcher das Volk durch ſeine Trabanten und Redner beherrſchte, überredete es, das große Werk ſeiner Freiheit, durch Achtserklärung der ganzen Familie des Dionyſius, zu vollenden. Dion ſah, woher der Hieb kam und nach welchem Kopfe er zielte; da er aber das Herz aller Menſchen nach ſeinem eigenen beurtheilte, ſo hielt er es ſeiner unwürdig, gegen die Undankbarkeit ſeiner Mitbürger Maaßregeln zu ergreifen. Seine tugendhafte Leichtgläubigkeit ſtürzte ihn ins Verderben. Man war niederträchtig genug, die fremden Truppen, die er mitgebracht hatte, von ihm abwendig machen zu wollen. Allein dieſe Fremdlinge waren ihrem Anführer weit getreuer, als ſeine eigenen Lands-

leute,

leute, denen er ſo wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Sie verwarfen die Vorſchläge der Syrakuſaner, drängten ſich rings um ihren General, und beſchloſſen, ihn ſicher aus der Stadt zu führen. Dion beſtrebte ſich mit ausgebreiteten Armen und den rührendſten Gebehrden, das Mitleiden ſeiner Mitbürger zu erregen. Als er aber alle ſeine Bitten fruchtlos ſah, und befürchten mußte, ihrem Undanke möchten Gewaltthätigkeiten folgen, ſo befahl er ſeinen Truppen, mit enge geſchloſſenen Reihen und Gliedern, und als Männer zu marſchiren, die bereit wären, ihre Feinde anzugreifen. So kam er aus der undankbaren Stadt, und nahm ſeine Zuflucht zu den Leontinern, die ihn ſehr gütig und freundſchaftlich aufnahmen.

Mit dem Dion verlohr Syrakus ſeine ſtärkſte Schutzwehr gegen die Tyranney, und es währte nicht lange, ſo fand man Urſache genug, den ungerechten Schritt zu bereuen. Einige Vortheile, die man über die Feinde erhielt, verleitete zu einer Sicherheit, als ob nun nichts mehr zu fürchten wäre. Im Taumel der Freude achtete man weniger auf die Feinde in der Citadelle, uud vernachläßigte alle Regeln der Vorſicht. Dieſe Unbeſonnenheit machte ſich der Kommandant des Dionyſius in der Citadelle, Namens Nipſius, klüglich zu nütze. Im tiefſten Dunkel der Nacht ſtürmte er die Belagerungsmauer, durchbrach ſie an mehreren Orten, drang in die Straßen der Stadt, und gab die Häuſer der Plünderung, und jeden Bewohner der beliebigen Willkühr ſeiner Krieger preis. Die überraſchten Bürger wußten nicht, wo ſie ſich ſammeln; ihre Oberfeldherren nicht, wohin ſie ſie kommandiren ſollten. Heulen und Wehklagen tönte in das Steingepraſſel der einſtürzenden Mauer. Hier ſchleppten die bewaffneten Feinde geplündertes Geld, Mundvorrath, Kleider, Koſtbarkeiten,

keiten, dort die weinenden Weiber und Kinder der vornehmsten Bürger, als Geiſeln, in die Citadelle; und in allen Straßen lagen Leichen erſchlagener Bürger, und Verwandte, die ſich nicht aufhelfen konnten, und die niemand beachtete, weil jeder für ſein eigenes Leben und Eigenthum zitterte.

In dieſer äußerſten Noth ſahen die Syrakuſaner kein anders Rettungsmittel aus ihrem Elend, als daß ſie den Dion zurückriefen. Sie ſchikten alſo Abgeordnete an ihn, die ſich ihm zu Füßen warfen, und ihn mit Thränen um Hülfe anflehten. Kein Gedanke an Rache kam in die Seele des Edeln; er hätte den Abgeordneten ſagen können, ihr Unglück ſey eine verdiente Strafe des an ihm verübten Unrechts, allein ſeine Seele war über ſolche Geſinnungen weit erhaben. Er nahm vielmehr die Abgeordneten aufs gütigſte auf, wurde zugleich von dem Elende ſeiner Mitbürger und von den Bitten ſeiner fremden Truppen gerührt, und eilte augenbliklich nach Syrakus. Auf die Nachricht von ſeinem Anmarſche brach Nipſius zum zweitenmale, und zwar mit weit zahlreicherer Mannſchaft, aus der Citadelle hervor, durch die nothdürftig ausgefüllten Lücken der Belagerungsmauer. Seine Krieger durchrannten die Straßen. Plünderung war ihnen dießmal zu wenig. Mord war ihre Loſung, und alles, was ihnen begegnete, ſelbſt Greiſe, Weiber und Kinder wurden grauſam niedergehauen. Auch dieſe Verwüſtung gieng dem Nipſius zu langſam. Er ließ nun die Häuſer mit Fackeln zünden, Feuerbrände werfen, und Pfeile mit brennenden Materien abſchießen. Was dem Feuer entfloh, wurde in den Straßen ermordet; was vor den Schwerdtern und Spießen floh, oder was Alter und Krankheit auf dem Lager hielt, kam in den Flammen oder im Rauche um, oder wurde von einſtürzenden Balken erſchlagen.

Während

Während dieſer ſchröcklichen Auftritte langte Dion mit ſeinen Getreuen vor der unglücklichen Stadt an. Die Flammen öffneten ihm die Thore. Sogleich ließ er ſeine Leichtbewafneten einen verſtellten Angriff auf die Citadelle thun, damit die Bürger ſeine Ankunft erfahren und Muth faſſen möchten. Dann ſtellte er ſeine Schwerbewaffneten, zugleich mit den kampfluſtigen Bürgern, die ſich von allen Seiten unter ſein Kommando ſammelten, in Schlachtordnung, und theilte ſie in mehrere Korps, um den Kampf nach allen Seiten hinlenken zu können. So geordnet führte er ſein Heer der Citadelle zu. Freudengeſchrei und Siegeswünſche, Ermahnungen und Bitten empfiengen ihn in jeder Straße, durch welche ſein Weg gieng; überall nannten ihn die Syrakuſaner ihren Retter, ihren Gott, und ſeine Krieger ihre Mitbürger, ihre Brüder. In der ganzen Stadt war auch nicht ein einziger Menſch, der jeʒt nicht mehr um Dions Leben, als um ſein eigenes, bange geweſen wäre; der nicht größere Sorge um ihn, als um alle ſeine Krieger, im Herzen genährt hätte; um ihn, der da vorangieng, der erſte zu den größten Gefahren, durch das Blut der Erſchlagenen, über gehäufte Leichen, Steine und glühende Balken. Jeʒt kamen ſie in eine Straße, die ſich mehr und mehr erweiterte, der Citadelle am nächſten lag, und noch ganz im Feuer ſtund. Am Ende derſelben eröffnete ſich ihnen die Anſicht des Feindes. Da ſtund er, längs der niedergeriſſenen Belagerungsmauer, deren Trümmer ſeine Bruſtwehre waren, Muth und Verzweiflung im Auge. Mitten durch den fürchterlichen Schimmer der Flammen, über rauchenden Schutt und bebende Breter, unter halbverbrannten einſtürzenden Häuſern hinweg, klimmten ſie dem Feinde entgegen, und durch die dichteſten Rauch- und Staubwolken hindurch, behaupteten ſie

ihre

ihre geordneten Reihen. Das ringsum wüthende Feuer, und die gehäuſten Denkmahle ſeiner Verwüſtung, begränzten den Raum der Wahlſtatt ſo enge, daß nur wenig Waffen von beiden Seiten einander begegneten. Endlich erklimmten Dions Helden und die Syrakuſaner die Trümmern der Belagerungsmauer. Was von Nipſius Kriegern die Citadelle erreichte, trug das Leben davon, was ſich im Fliehen verirrte, wurde von den verfolgenden Siegern in Stück gehauen. Die ganze Nacht gieng darauf hin, den weiter um ſich greifenden Flammen zu wehren, und die nächſten Tage, die vielen Todten zu begraben.

8.

Letzte Handlungen Dions zum Wohl ſeines Vaterlandes. Neuer Undank. Verſchwörung. Tod.

Dion war jetzt wieder der Abgott des Volkes, und alles wetteiferte, ihm den Tribut des Dankes und der Verehrung darzubringen. Man erkannte in ihm den großmüthigen Retter des Vaterlandes, der mit ſeltenem Edelmuthe den ſchnödeſten Undank mit Wohlthun erwiedert hatte. Seine Feinde verſtummten, und viele von ihnen, von ihrem böſen Gewiſſen gejagt, verließen die Stadt. Es war jetzt dem Retter des Vaterlandes ein leichtes, ſeine Widerſacher zur Strafe zu ziehen; aber in ſeine edle Seele kam kein Gedanke der Rache. Seine Freunde ſelbſt erinnerten ihn, wenigſtens den Heraklides nach der Strenge der Geſetze richten zu laſſen, weil er, von der niederträchtigſten Bosheit geſpornt, das meiſte dazu beigetragen

tragen hatte, ſeine Mitbürger gegen ihn aufzuwiegeln. Allein der große Mann ſagte ihnen: „in Plato's Schule habe ich gelernt, meine Leidenſchaften zu bezähmen, und der ſicherſte Beweis, daß man dieſen wichtigen Sieg erkämpft hat, iſt dieß, daß man ſeinen Beleidigern und Feinden ſanftmüthig begegnet und verzeiht.“ Er verzieh ſeinem Gegner nicht nur, ſondern beſtätigte ihn ſogar in der Admiralsſtelle. Leider war der Unedle einer ſolchen Großmuth nicht werth; er fieng von neuem an, Ränke gegen ſeinen Wohlthäter zu ſchmieden, wiegelte die Seeleute gegen ihn auf, und ließ ſich ſogar in eine ſtrafbare Korreſpondenz mit dem vertriebenen Dionyſius ein. Allein alle ſeine boshaften Bemühungen verfehlten ihres Zweckes, und das Volk brachte ſeinem Retter den Tribut der Verehrung um ſo bereitwilliger dar, je weniger er denſelben forderte.

Die Citadelle war inzwiſchen noch in den Händen der Soldaten des Dionyſius, und der Sohn des Tyrannen Apollokrates ſuchte ſich im Beſitz derſelben zu behaupten. Allein ſeine Anſtrengungen waren vergebens. Es entſtand in Kurzem ein fühlbarer Mangel an Lebensmitteln, die Beſatzung empörte ſich, und da Apollokrates durch die Eintracht der Belagerer alle ſeine Hofnungen vernichtet ſah, ſo entſchloß er ſich zu kapitulieren. Mit ſeiner Mutter und Schweſtern, und allen ſeinen Kriegern, ohne Waffen und anderes Kriegsgeräthe, doch mit allen beweglichen Gütern, räumte er die Citadelle; und mit fünf Galeeren fuhr er, unter lautem Jubel des freien Volkes, dahin, den unteritaliſchen Beſitzungen ſeines Vaters zu.

Es folgte jetzt eine rührende Scene des Wiederſehens zwiſchen Dion und den Seinigen. Die gute Arete hatte mit ſich ſelbſt nicht einig werden können, ob ihr guter Gatte die dem Timokrates gezwungen An-

vermählte noch lieben, noch Gattinn nennen könne. Mit welcher Freude ſah ſie jetzt, daß Dions Liebe höherer Art ſey, als daß ſie ſich bis zur phyſiſchen Eiferſucht erniedrigen könnte. Feierlich übergab er ihr ſeinen Sohn, und entzückt führte er beide in ſeine Wohnung.

Frohe Tage verlebte nun der Befreier ſeines Vaterlandes im Schooße der Seinigen, und im Genuſſe der allgemeinſten Huldigung. Das Volk ſchenkte ihm einen beträchtlichen Theil der eingezogenen Krongüter; und er belohnte damit die Helden, welche ihm den Tyrannen überwinden halfen; bereicherte damit ſeine Freunde und die ſorgfältig ausgewählten Syrakuſaner, von deren Geiſt und Charakter er den wohlthätigſten Einfluß auf feſte Gründung des Bürgerwohls im neuen Staate hoffte. Und da die Volksgeſchenke ſeiner edlen Freigebigkeit noch zu enge Grenzen ſetzten, that er von ſeinem eigenen Vermögen ſo viel hinzu, daß er von einem der reichſten Bürger zur Lage eines kaum mittelmäßig begüterten hinabſtieg. Nach dem Wunſche des Volkes ſollte er den Pallaſt der Könige in der Citadelle bewohnen, und ſeine Leibwache behalten; allein er belehrte es, daß dieſe Auszeichnung keinem Bürger eines Freyſtaats zieme, und ſomit dankte er ſeine Leibwache ab, und bewohnte mit ſeiner Familie ein kleines Haus. Umringt von Kriegern, die ſich im Frieden durch ausſchweifende Lüſte für die beſtandenen Gefahren und Beſchwerden des Krieges entſchädigen wollten, gab er ihnen durch die Frugalität ſeiner Tafel, durch die Einfachheit ſeiner Kleidung und Wohnung, durch die genügſamſte Nüchternheit in allen Genüſſen, das trefflichſte Beiſpiel eines Mannes, der ſich im Kriege den Lorbeer des Helden, im Frieden den Ruhm eines Weiſen verdient. Plato ſchrieb ihm: „Alle gebildeten Nationen der

Erde

Erde richten ihre Augen auf Dion!" und er glaubte nur die Aufmerkſamkeit einiger weniger Freunde zu beſchäftigen. Alle Staaten Siziliens, die meiſten griechiſchen Republiken, und ſelbſt die Karthaginenſer ordneten Geſandſchaften an Dion ab, ihm ihre tiefſte Achtung zu bezeugen und um ſeine Freundſchaft zu bitten. Er führte die Geſandten vor das verſammelte Volk, und trug auf ſein Vaterland die Ehre dieſer Huldigung über.

Der wichtigſte Gegenſtand, der nun die allgemeine Aufmerkſamkeit beſchäftigte, war die Einrichtung einer neuen Staatsverfaſſung. Dion widmete dieſem Geſchäfte ſein ganzes Nachdenken, und zog die Weiſeſten der Nation zu Berathſchlagungen hierüber. Er war kein Freund der Volksherrſchaft; vielmehr betrachtete er dieſe Art von Verfaſſung wie eine immerwährende Anarchie, und beſchloß alſo, ſie mit einer gemäßigten Ariſtokratie zu verbinden. Aber das gefiel den Syrakuſanern nicht, und ſie waren äußerſt aufgebracht darüber, daß ihr Befreyer, ſtatt der Tyranney eines Einzigen, nicht die Tyranney des Pöbels einführen wollte. Dieſe Unzufriedenheit ſuchte vornemlich Heraklides zu benutzen, um das Feuer des Aufruhrs immer mehr anzuſchüren. Er machte, unter andern, dem Dion auch daraus ein Verbrechen, daß er das Schloß, als den alten Schlupfwinkel der Tyranney, nicht ſchleifen laſſen, und das Volk abgehalten hatte, den Leichnam des ältern Dionyſius aus ſeinem Grabe zu reiſſen, um ihn den Geyern Preis zu geben. Der Held von Syrakus erkannte endlich, daß, ſo lange dieſer Aufrührer lebte, nichts Gutes in ſeinem Vaterlande gedeihen könne. Deswegen gab er endlich den dringenden Vorſtellungen ſeiner Freunde nach, und ließ dieſen unruhigen Mann ermorden. Es währte aber nicht lange, ſo bereute er dieſen widerrechtlichen

rechtlichen Schritt, und er machte ſich die bitterſten Vorwürfe darüber, daß er den Zudringlichkeiten ſeiner Freunde nachgegeben hatte. Um das Vergehen ſo viel möglich wieder gut zu machen, ſtellte er dem Ermordeten ein prächtiges Leichenbegängniß an, und begleitete die Leiche mit ſeiner ganzen Armee zu Grabe.

Die Ermordung des ränkevollen Heraklides war doch nicht im Stande, der Gährung in Syrakus ein Ende zu machen. Es erhob ſich von neuem ein Ehrgeiziger, welcher der kaum errungenen Freiheit den Untergang bereitete, und ſich durch ein ſchändliches Verbrechen den Weg zum Throne bahnte.

Dion hatte in Athen mit dem Kalippus Bekanntſchaft gemacht, einem ränkevollen Menſchen, ohne Genie, ohne Sitten und ohne Einſichten, und der mit dem Retter von Syrakus blos durch eine Bravour, die ſich mit allen dieſen Naturfehlern gar wohl verträgt, ſympathiſiren konnte. Wirklich war dieſe Bravour nicht gemein. Kalippus hatte, mit vielem Glück, alle Feldzüge des Dionyſius mitgemacht, und bei der letzten Revolution war er zuerſt mit dem Degen in der Fauſt in Syrakus eingedrungen. Als er ſah, daß Heraklides todt war, und Dion von ſeinen Mitbürgern nur mit Undank belohnt wurde, kam er auf den Einfall, die höchſte Gewalt an ſich zu reiſſen. Dieß konnte ihm aber nicht gelingen, ſo lange Dion am Leben war; und da er es nicht wagte, weder ſeinen Freund vor Gericht zu ziehen, noch es auf dem Felde der Ehre mit ihm aufzunehmen, ſo beſchloß er, ihn zu ermorden. Es fanden ſich bald einige Nichtswürdige, die dieſem ſchändlichen Komplott beitraten, und ſogar den Kalippus mit Geld unterſtützten. Der Böſewicht bediente ſich dieſes Geldes zur Beſtechung einiger fremden Soldaten, die ſein

Wohlthäter in Dienſten hatte. Aber bevor die Verſchwörung zur Ausführung reif war, bekam Dion einen Wink, ſich in Acht zu nehmen. Seiner argloſen Seele war es nicht möglich, zu glauben, daß eben der Kalippus, den er für ſeinen Freund hielt, ihm nach dem Leben trachte. Da ſelbſt die Bitten ſeiner Gattinn und Schweſter nichts über ihn vermochten, ſo giengen ſie ſelbſt zum Kalippus, um ſich wegen ihrer Beſorgniſſe Licht zu verſchaffen. Der Böſewicht zerfloß vor ihnen in Thränen, und erbot ſich zu allem, was ſie als einen Beweis ſeiner Unſchuld fodern könnten. Auf ihr Verlangen ſchwur er einen feierlichen Eid, daß er nichts Arges im Sinne führe, und gieng dann hin, die Ausführung ſeines Verbrechens zu beſchleunigen.

An dem Tage, der dem Befreier ſeines Vaterlandes das Leben koſten ſollte, unterhielt er ſich freundſchaftlich in einem kleinen Zimmer ſeines Hauſes mit einigen Bürgern von Syrakus, die er allzufreigebig mit dem Namen ſeiner Freunde beehrte. Die Verſchwornen kamen und theilten ſich; einige ſtellten ſich vor die Thüren des Hauſes, andere unter die Fenſter; die wüthendſten giengen ohne Degen, blos in ihren Unterkleidern, zu ihm hinein, fielen über den Dion her, und ſuchten ihn zu erſticken. Der Held vertheidigte ſich, aber allein; denn ſeine vorgeblichen Freunde, denen für ihr eigenes Leben bange war, rührten ſich nicht, um ihn ſeinen Mördern zu entreiſſen. Da die Böſewichter ihn aber auf dieſe Art nicht zu überwältigen vermochten, ſo ließen ſie ſich durch das Fenſter von ihren Kameraden einen Degen reichen, und ſtießen ihn mit demſelben nieder. So endete der edle Dion, dreihundert und acht und fünfzig Jahre vor Chriſti Geburt.

Gleich nach dieſem blutigen Trauerſpiel bemächtigten ſich die Verſchwornen der Schweſter und Gemahlinn des Dion, und ſetzten ſie ins Gefängniß. Die letztere war ſchwanger; die heftige Gemüthsbewegung, in welche dieſe ſchröckliche Begebenheit ſie ſetzte, verurſachte ihr eine zu frühzeitige Niederkunft, und ſie gebahr alſo den Sohn des Retters von Syrakus in einem Kerker. Hiemit war aber das Unglück dieſer beiden Frauenzimmer noch nicht zu Ende. Kaum waren ſie aus ihrer langen Gefangenſchaft erlöst, als Icetas von Syrakus, ein vormaliger Freund Dions, der ſie bei ſich aufgenommen hatte, von den Feinden ſeines Wohlthäters beſtochen, ſie auf ein Schiff brachte, welches nach dem Peloponnes ſegelte, und ſie unterwegs, nebſt dem Säuglinge, den ſie bei ſich hatten, ins Meer werfen ließ.

Bald erkannte Syrakus, welchen Mann es in Dion gemordet hatte. Unter allen Bürgern war nun allgemeine Trauer. Vaterlandsretter, Befreier von Tyrannen hieß nun in aller Munde der, welchen ſie vor Kurzem noch einen Tyrannen genannt hatten. Sie errichteten ihm ein prächtiges Denkmal; aber alle Ehrenmonumente von Porphyr und Marmor, Statuen von Gold und Elfenbein, und die trefflichſten Gemählde, ehren einen Dion eben ſo wenig, als verkehrte Urtheile einer verblendeten Menge ihn ſchänden.

Kalippus, der nach des Edeln Tode ſich zum Tyrannen von Syrakus empor geſchwungen hatte, genoß die Früchte ſeines ſchändlichen Frevels nicht lange. Schon nach einem Jahre ward er vertrieben, und da ſich das Gerücht von ſeinem Verbrechen durch ganz Sizilien verbreitet hatte, ſo wurde er allenthalben gehaßt und verabſcheut, und zuletzt gewaltſam aus dem Wege geräumt. Nach ſeinem Tode war Syrakus

ein Fangball zwiſchen Dionyſius und ſeinem Bruder Hipparinus, bis ſich Dionyſius wieder zum Alleinherrſcher emporſchwang, und im neuen Beſitze des Tyrannenthrones ärger wüthete als jemals. Im Jahr Chriſti drei hundert und vier und vierzig ward er abermals geſtürzt, und dann in Sizilien eine freie Verfaſſung gegründet, die aber nur eine Dauer von ſechs und zwanzig Jahren hatte.

III. Rebellionen und Verſchwörungen unter der blutigen Regierung des römiſchen Kaiſers Tiberius.

Vom Jahr Chriſti 14 bis 37

1.

Rom unter den Kaiſern. Charakter der Nation und des erſten Kaiſers, Auguſtus. Sein Nachfolger Tiberius.

Das römiſche Reich beherrſchte die reichſten und blühendſten Länder der Welt, als es ſelbſt von einem Bürger beherrſcht wurde, der ſeine geerbten Anſprüche auf die Oberherrſchaft durch die Waffen geltend zu machen gewußt hatte. Dieſer Bürger war Octavian, der neun und zwanzig Jahre vor Chriſti Geburt die republikaniſche Verfaſſung vollends umſtieß, und ſich auf den Kaiſerthron ſetzte. Im Grunde that er

er weiter nichts, als daß er die günſtige Stimmung der Nation für eine monarchiſche Regierungsform klüglich benutzte.

Die Römer hatten um dieſe Zeit den Gipfel der Weichlichkeit und Laſterhaftigkeit erklommen. Jene Reichthümer, die aus allen Enden der Welt in die Hauptſtadt zuſammengefloſſen waren, ermangelten nicht, jede Ausſchweifung, die jeder einzelnen Provinz eigen war, in ihrem Mittelpunkte zu vereinigen, ſo daß Rom ein verabſcheuungswürdiges Gemählde mannigfaltiger Lüderlichkeiten darſtellte. Je unnatürlicher die Wollüſte waren, für deſto verfeinerter hielt man ſie. Es gab in Rom eine eigene Gattung von Leuten, deren einziges Gewerbe es war, neue Arten von Vergnügungen zu erfinden. Die verrufenſten Schlemmer ſchämten ſich nicht, tauſend Thaler für einen Fiſch, und ein Vermögen von mehreren Tonnen Goldes in einem einzigen Schmauſe zu verſchwenden. Das edle Freiheitsgefühl, das ſonſt den hochherzigen Römer nur mit dem Leben verließ, war jetzt verſchwunden. Dagegen ſehnte ſich jedermann nach dem Ende der innerlichen Unruhen und verwüſtenden Bürgerkriege, die ein halbes Jahrhundert lang ſchröcklich gewüthet hatten.

Als Octavian ſich der höchſten Staatsgewalt bemächtigte, ließen Senat und Volk ſich die neue Ordnung der Dinge um ſo williger gefallen, weil ſie ſich davon Ruhe und Wohlſtand verſprachen. Die Soldaten ſchmeichelten ſich mit der ſüßen Hofnung auf Belohnungen der Verdienſte, die ſie ſich um des Octavian Alleinherrſchaft erworben hatten; die gemeinen Bürger rechneten auf die freigebigen Geldaustheilungen, welche ihnen die Befriedigung ihrer Neigung zum Müßiggange ſehr erleichterten; die Bewohner der Provinzen erwarteten mit Sehnſucht, daß Octavian

den

den Erpreſſungen und Räubereyen, die ſie unter der ohnmächtigen Regierung der Republik ſo hülflos erdulden mußten, Schranken ſetzen würde. Alles ſehnte ſich nach einer Veränderung der Staatsverfaſſung; auch war auf eine ſolche Veränderung alles vorbereitet. Die eifrigſten Verehrer der Freiheit waren ſchon vor ziemlich langer Zeit geſtorben oder umgekommen. Das Gefühl für den Werth der republikaniſchen Regierung verlor ſich immer mehr. Man ſehnte ſich nach Ruhe, und wünſchte den Zuſtand der eingebildeten Freiheit gegen eine feſtere Regierungsform zu vertauſchen. Ein großer Theil der Einwohner Roms war zu ſehr mit dem Vergnügen ſeiner Sinne beſchäftigt, als daß er an der Regierungsform einen warmen Antheil hätte nehmen ſollen, oder er fühlte vielleicht die Wahrheit der Bemerkung, daß man unter jeder Art von Herrſchaft, die aus Menſchen keine Sklaven macht, glücklich leben kann. Eine monarchiſche Regierung aber war für den römiſchen Staat damals ſchlechterdings nothwendig, wenn ſeine ſchröckliche Zerrüttung ihm nicht den gänzlichen Ruin bereiten ſollte. Nur von den Befehlen und Geboten, von den Drohungen und Strafen eines mächtigen Alleinherrſchers, erwartete man mit Zuverläßigkeit die nachdrückliche Einſchränkung der abſcheulichen Unordnungen, welche die ſchröckliche Menge laſterhafter und boshafter Menſchen veranlaßten. Zum Alleinherrſcher paßte aber niemand beſſer als Octavian, dem man aus Schmeicheley den Namen Auguſtus (d. i. der Heilige, der Verehrungswürdige) beilegte, und ſeine Regierung täuſchte keineswegs die Erwartungen, die man ſich von ihr machte.

Auguſt war ein Meiſter in der Kunſt, den Monarchen Roms zu ſpielen, während die glänzende Auſſenſeite der Republik die Augen derer blendete, die

in das Innere ſeiner Politik nicht einzudringen vermoch=ten. Er nahm den Schein an, als ſey er der erſte von dem Volke gewählte Beamte der fortdauernden Republik, und jeder Schritt zur Befeſtigung ſeiner Gewalt geſchah mit Feſtigkeit, doch ohne Deſpotis=mus. Das Volk ward noch oft durch Spiele und Geſchenke ergötzt, ja ſelbſt zuweilen zu den alten Wahl=verſammlungen, (verſteht ſich für die unwichtigeren Stellen), zuſammenberufen. In allen Anmaßungen wurden behutſam die alten Formen geehrt, und ganz unvermerkt verſchwanden allmählich die wichtigſten Stellen der alten Republik. Um allen Schein der Uſurpation zu vermeiden, hatte Octavian gleich an=fangs feierlich erklärt, daß er die ihm übertragene höchſte Gewalt nur auf zehen Jahre annehmen wolle, und daſſelbe Gaukelſpiel wiederholte er nachher alle fünf oder zehen Jahre, bis er endlich nach einer vier und vierzig jährigen Regierung mit der ſehr paſ=ſenden Aeußerung verſchied: „Klatſcht Freunde, ich denke, ich habe meine Rolle gut geſpielt.“

Das auguſtiſche Haus erhielt ſich lange Zeit im Beſitz der Herrſchaft. Die aus demſelben regierenden Prinzen hatten meiſtens hinlängliche Fähigkeiten und Einſichten, den Staat gut zu regieren; allein der, einen Deſpoten ſtets begleitende, Argwohn verleitete ſie zu einer Grauſamkeit, von der die europäiſche Ge=ſchichte wenige Beiſpiele gleicher Art kennt. Die Leich=tigkeit, alle Lüſte zu befriedigen, führte ſie zu den un=natürlichſten Ausſchweifungen, und die Ueberſättigung aller ihrer Begierden zu Handlungen, die an Verrückt=heit grenzten. Freiheit der Bürger, Vorzüge des Bürgerrechts, Anſehen des Senats, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, giengen ſchon größtentheils unter Auguſts Stiefſohne, dem grauſamen und heim=tückiſchen **Tiberius** zu Grunde. Kaum war Auguſt

verſchieden,

verſchieden, ſo benahm er ſich, als ob er von Gottes Gnaden regierender Herr ſey, in allen Stücken als höchſter Machthaber. Er gab der Leibwache die Parole, unterſiegelte die öffentlichen Akten mit dem kaiſerlichen Petſchaft, und gab den Gouverneurs der Provinzen und den Befehlshabern der Armeen von ſeiner Thronbeſteigung Nachricht.

Alle Stände und Klaſſen des Staates drängten ſich, ihre Nacken unter das ehrloſe Joch zu ſtrecken, und wetteiferten, durch die ſchaamloſeſten Schmeicheleyen zu zeigen, wie unbedingt ihr Gehorſam seyn ſolle. Tiberius hatte ſchon von früher Kindheit an Beweiſe einer ſtolzen, heimtückiſchen und blutdürſtigen Denkart gegeben, und man hatte Urſache, viel Böſes von ſeiner Regierung zu fürchten. Aber niemand wagte es, über die Wahl eines würdigen Thronfolgers ſeine Gedanken laut werden zu laſſen. Jeder ſtudirte nur auf die Mienen und Züge, die er ſeinem Geſichte zu geben hätte: denn, aus Achtung für den neuen Deſpoten, durfte man weder eine für Auguſts Andenken entehrende Fröhlichkeit äußern, noch eine für ſeinen Nachfolger nicht ſchmeichelhafte Traurigkeit affektiren. Dieß erzeugte ein ſeltſames Gemiſche von Thränen, von Zeichen der Freude, von Bedaurungen und Lobpreiſungen.

Als der Senat ſich zum erſtenmal verſammelte, war die Rede blos von Auguſts letztem Willen, und von den Ehren, die man ſeinem Andenken erweiſen ſollte. Tiberius eröffnete die Sitzung durch eine ausſtudirte Rede, in welcher ihn die Ausbrüche eines mehr als verdächtigen Schmerzes oft unterbrachen. Dann ward das Teſtament des verſtorbenen Kaiſers abgeleſen, worinn er den Tiberius und deſſen Mutter Livia, ſeine dritte Gemahlinn, zu ſeinen Erben erklärte. Niemand fand dagegen etwas einzuwenden,

und

und man berathſchlagte über die dem Andenken des verſtorbenen Monarchen zu erweiſenden Ehren. Die Senatoren riefen mit einer Stimme, daß ſie ſelbſt den Leichnam des Kaiſers zum Scheiterhaufen tragen wollten, und Tiberius gab dazu ſeine Einwilligung. Die Leichenbeſtattung geſchah mit einer wirklich orientaliſchen Pracht. Das Paradebette, von Golde ſchimmernd, und mit einem purpurnen Teppich halb bedeckt, eröffnete den Zug. Sodann erblickte man verſchiedene Statuen des Kaiſers, deren eine, von dem koſtbarſten Metall, zum Gegenſtand der göttlichen Verehrung beſtimmt war, nebſt den Bildniſſen der Vorfahren des Kaiſers, und ſogar aller römiſchen Helden von Romulus an. Dieſer prächtige Zug machte auf dem Markte Halt, wo Tiberius eine Leichenrede hielt. Der Leichnam ſelbſt ward auf dem Marsfelde vor den Augen von beinahe ganz Rom verbrannt, und als die Flamme ſich zu erheben anfieng, ſah man oben aus dem Scheiterhaufen einen Adler aufſteigen, welcher die Seele des Kaiſers in den Himmel emporzutragen ſchien. Es fehlte jetzt nur noch an einem Tempel für denſelben, und der ganze Senat gab ſogleich Befehl, einen zu erbauen. Livia wollte Oberprieſterinn des Gottes ſeyn, deſſen Witwe ſie war, und man ordnete zur Verwaltung ſeines Gottesdienſtes ein eigenes Prieſterkollegium an, welches aus ein und zwanzig der Vornehmſten vom Adel beſtand, und den Tiberius an ſeiner Spitze hatte.

Als der Kultus des neuen Gottes gehörig eingerichtet war, verſammelte der Senat ſich abermals, um dem Tiberius die höchſte Gewalt zu übertragen, die er ſchon beſaß. Der argliſtige Deſpot ſtellte ſich lange, als ob er den dringenden Bitten des Senats kein Gehör geben könne. In einer kunſtreichen Rede entwickelte er die Schwierigkeiten, ein ſo weit ausgedehntes

dehntes Reich mit dem nöthigen Geſchicke zu regieren. Er äußerte, daß er ſelbſt einer ſolchen Arbeit ſich keineswegs gewachſen fühle, und gab zu verſtehen, daß in der That kein Menſch tauge, des Auguſtus Platz würdig auszufüllen. Da jedoch glücklicherweiſe die Stadt mit ſo viel weiſen und würdigen Männern geſchmückt wäre, ſo ſey es ungleich rathſamer, daß mehrere derſelben ihre Vorſorge und ihre Rathſchläge vereinigten, als daß man das Ganze ihm allein aufbürde.

Der Senat, in den Künſten der Schmeicheley gar wohl bewandert, hütete ſich gefliſſentlich, auf dieſe Vorſtellung Rückſicht zu nehmen. Er erſuchte ihn auf das demüthigſte, ſich dem Regimente zu unterziehen, und ein Geſchäft nicht abzulehnen, dem er allein gewachſen ſey. Tiberius ſchien erweicht. Er verſprach, ihnen wenigſtens zum Theil zu willfahren; da das Ganze für ihn zu läſtig ſey, ſagte er, ſo wolle er, um ſeinen guten Willen zu zeigen, wenigſtens einen oder den andern Zweig der Staatsverwaltung übernehmen. Hierauf fragte ihn ein Senator: welchen Theil deſſelben er denn zu übernehmen gedenke? Dieſe unerwartete Frage verwirrte ihn. Er ſchwieg eine Weile, erholte ſich jedoch bald, und antwortete entſchlüpfend genug, daß es ihm nicht zieme, einen Theil deſſen auszuwählen, womit er ſich am liebſten überall verſchont ſähe. Jener merkte augenblicklich, daß er zu weit gegangen ſey, oder hatte auch in der That die Frage nur aufgeworfen, um des Kaiſers Eitelkeit zu ſchmeicheln. Er erklärte daher, daß es mit ſeiner Frage keineswegs ſo gemeint ſey, als wünſche er zu theilen, was untheilbar wäre; ſondern, daß er den Kaiſer blos durch ſein eigenes Geſtändniß habe überzeugen wollen, daß der Staat nur Ein Körper ſey, und alſo auch nur durch eine einzige

Seele regiert werden könne. Durch das Bitten, Flehen und Geſchrey aller Anweſenden ſcheinbar ermüdet, ergab Tiberius ſich endlich ſtufenweiſe, und ſagte: „Ich übernehme die ehrenvolle Laſt, die ihr mir auflegt, nur auf eine zeitlang, bis dahin nemlich, da ihrs für recht und billig erkennen werdet, meinem Alter einige Ruhe zu vergönnen.“

2.

Empörungen der Soldaten in den Provinzen. Edle Geſinnungen des Germanikus.

In einem militairiſchen Staate iſt nicht nur das Volk, ſondern auch der Thron ſelbſt in Gefahr, von einem Ungewitter betroffen zu werden, das aus der militairiſchen Gewalt entſpringt. Der Soldat iſt ein zweiſchneidiges Schwerdt, das, nachdem es gegen die Unterthanen gewirkt hat, gegen den Regenten zurückwirkt. Viele Revolutionen entſprangen aus dieſer Quelle, und ſie wütheten im römiſchen Reiche, bis es endlich zuſammenſtürzte.

Die Armeen, welche im Occident für die Sicherheit des Reichs wachten, erfuhren nicht ſobald Auguſts Tod, als ſie einen Kaiſer ernennen, oder wenigſtens den, welcher ſich ſelbſt dazu ernannt hatte, beherrſchen wollten. Die erſten Bewegungen brachen unter den drei Legionen aus, welche in Pannonien kampirten. Ein gemeiner Soldat Namens Percennius, der in Rom lange das Haupt einer Theaterfaktion geweſen war, ſtund an der Spitze der Rebellen. Er ſchien um ſo gefährlicher, da er bei den Schauſpielern die Kunſt gelernt hatte, die Leidenſchaften eines großen

großen Haufen in Bewegung zu ſetzen. Er überredete die Soldaten, ſich die furchtſame Behutſamkeit einer neuen Regierung zu Nutze zu machen, um den Staat zur Erhöhung ihres Soldes, und zur Erleichterung ihres Dienſtes zu zwingen. Sogleich ſchloſſen die drei Legionen eine Art von Bündniß unter ſich, trugen die drei Adler und alle Fahnen zuſammen, und errichteten ein Tribunal von Raſen, auf welchem ihr neuer General ſeinen Sitz nehmen ſollte. Als der kommandirende General Bläſus davon Nachricht erhielt, eilte er herzu, donnerte, drohte, foderte die Rebellen auf, lieber in ſeinem Blut ihre Hände zu baden, als in ihrer Rebellion zu beharren, und brachte es durch ſeinen Muth dahin, daß der Aufruhr für dasmal nicht zum vollen Ausbruche kam. Allein ſchon am folgenden Tage ſchlug die Flamme von neuem hervor. Die Truppen zerſtreuten ſich und plünderten die benachbarten Dörfer. Das Gefängniß des Lagers ward erbrochen, und ein gemeiner Soldat erhitzte die Gemüther, indem er vorgab, ſein Bruder ſey von den Fechtern des Bläſus ermordet worden. Als er ſah, daß man ihn mit Theilnehmung hörte, wandte er ſich mit den Worten an ſeinen General: „Tyrann, antworte mir, wo ließeſt du den blutigen Leichnam deſſen, den ich über alles in der Welt liebte? Der Feind ſelbſt verſagt doch ſeinem Feinde das Begräbniß nicht. Zeige mir die Ueberbleibſel jenes Bruders, den du ermordet haſt, damit ich ſie mit meinen Thränen bade, damit ich meinen Schmerz an dieſem ſchröcklichen Schauſpiel weide! hernach kannſt du mich ebenfalls niederſtoßen laſſen. Ich bitte dieſe braven Krieger, die mich umgeben, um weiter nichts, als daß ſie zwei Unglückliche, deren einziges Verbrechen darinn beſtand, daß ſie die Sache der Legionen vertheidigten, mit ein wenig Staub bedecken."

Die

Die Soldaten geriethen über dieſe Anrede in die äußerſte Wuth. Einige legten die Fechter des Bläſus in Feſſeln, andere folterten ſeine Sclaven, um über das Verbrechen ihres Herrn Licht zu bekommen, als man endlich entdeckte, daß der Ankläger keinen Bruder habe. Hierdurch wurde dem General das Leben gerettet, der Betrüger aber blieb ungeſtraft.

Als Tiberius von dieſem Aufſtande in Pannonien Nachricht erhalten hatte, ſchickte er ſeinen Sohn Druſus mit einem Truppenkorps dahin, um ihn zu beſänftigen. Kaum war dieſer Prinz im Lager angekommen, als die Rebellen die Thore deſſelben verſchloſſen, allenthalben Wachen ausſtellten, und dann, ruhig über ihr Schickſal, ſich um das Tribunal verſammelten. Druſus las einen Brief des Kaiſers vor, worinn er meldete, daß ihm nichts mehr am Herzen liege, als das Wohl ſeiner braven Legionen in Pannonien, die ihm vormals bei ſeinen Eroberungen ſo nützlich geweſen wären. Er wolle daher ihre Foderungen dem Senate vortragen, und ſie theils mit ſeiner Macht, theils mit ſeiner Ergebenheit unterſtützen.

Dieſer Beweis von Schwäche fachte das Feuer des Aufruhrs nur noch mehr an. Die Soldaten, die nun ſahen, daß man ſie fürchtete, fuhren fort im gebieteriſchen Tone zu reden, und warfen ſogar mit Steinen um ſich. Alles verkündete einen blutigen Auftrit, als eine unvermuthet ſich zeigende Mondfinſterniß die Gemüther der abergläubiſchen Soldaten erſchreckte. Sie glaubten, der Himmel erkläre ſich gegen ſie, und wurden auf einmal ruhig. Man zog die ausgeſtellten Wachen zurück, brachte die Fahnen wieder an ihren Platz, und als Druſus zween der kühnſten Rebellen die Köpfe hatte abſchlagen laſſen, fügte ſich alles wieder zur gewöhnlichen Ordnung.

Ernſt-

Ernſthafter und blutiger waren die Unruhen, welche in Deutſchland ausbrachen. Hier ſtunden zwei römiſche Armeen am Ober- und Niederrhein, unter dem Oberbefehl des Germanikus, eines jüngern Bruders des Tiberius, eines jungen Helden von bewundernswürdigen Eigenſchaften, der vielleicht eben ſo viel Recht auf den Thron hatte als Tiberius. Die Armeen, welche er kommandirte, riefen ihn auch wirklich mit tumultuariſchem Ungeſtümm ſtatt des Tiberius zum Kaiſer aus. Da nun zu gleicher Zeit unter dem Heere an der Donau Aufruhr ausbrach; die galliſchen Völkerſchaften nur auf einen Wink warteten, die Waffen zu ergreifen, und Germanikus, als Gemahl einer Enkelinn des Auguſt, der edeln Agrippina, die ein damals ſeltenes Muſter weiblicher Tugend gab, als Mann von geprüfter Erfahrung im Felde, von vielem Bürgerſinne, unverſchloſſen und Jedem zugänglich, in Rom, wie in den Provinzen, geliebt und bewundert ward: ſo wäre Tiberius ohne Rettung verloren geweſen. Aber je näher Germanikus der höchſten Gewalt war, um deſto mehr bemühte ſich ſeine edle Seele, ſie demjenigen zu ſichern, der im Beſitz derſelben war. Auf die erſte Nachricht von dem Aufruhre flog er nach Deutſchland, verſammelte die Legionen, und wandte alles Anſehen, das ſein Name und ſeine Dienſte ihm gaben, an, ſie zum Gehorſam zurückzubringen. Man antwortete ihm mit der Bitte, die kaiſerliche Würde anzunehmen; allein er war weit entfernt, dieſer Bitte Gehör zu geben. Augenblicklich ſtieg er vom Tribunal hernieder, allein die Soldaten hielten ihm die Spitzen ihrer Waffen entgegen, und nöthigten ihn ſo wieder hinauf. Germanikus erſchöpfte zum zweitenmal alle Künſte der feurigſten Beredſamkeit, um die Empörungswuth zu beſänftigen; aber man hörte ihn nur mit dem verwegenſten Murren. In der

Ver-

Verzweiflung zog er ſein Schwerdt und war im Begriff es ſich in die Bruſt zu ſtoßen, als ſeine Freunde herbei ſprangen, um es ihm zu entreiſſen. Dieſer ſchröckliche Anblick brachte die Raſenden ſo wenig zu ſich ſelbſt, daß ein Soldat dem Helden ſein bloßes Schwerdt hinreichte, mit den Worten: „Da, nimm dieß; es iſt beſſer als deines.“ Die Legionen ſelbſt erſchracken vor einer ſolchen Verwegenheit, und die allgemeine Beſtürzung gab den Offizieren, die den Germanikus umgaben, Zeit, ihn in ſein Zelt zu bringen.

Die alte römiſche Kriegszucht war nicht mehr, und man mußte nachgeben, um den Aufruhr zu ſtillen. Auf den Rath des Kriegsrathes ließ Germanikus allen Soldaten, welche zwanzig Jahre gedient hatten, Abſchiede ausfertigen, und da die Kriegskaſſe eben erſchöpft war, ſo bezahlte er ein Legat, welches Auguſt den Legionen vermacht hatte, aus ſeinem eigenen und ſeiner Freunde Beutel. Nun zog die Armee ſich in ihre Winterquartiere zurück, und trug dabei das Geld, welches ſie ihrem Befehlshaber abgenommen hatte, mitten unter den Fahnen im Triumph umher.

Inzwiſchen erſchien eine Deputation, welche der Senat an den Germanikus abgeordnet hatte. Die Soldaten, denen ihr böſes Gewiſſen nichts Gutes prophezeihte, bildeten ſich nun mit einem male ein, die Regierung habe die ihrem Generale mit dem Degen in der Fauſt abgedrungenen Vergünſtigungen für ungültig erklärt. Sie geriethen daher aufs neue in Wuth, eilten haufenweiſe zu der Wohnung des Germanikus, erbrachen die Thüre derſelben, und drohten ihn zu ermorden, wenn er ihnen nicht ihre Fahnen ausliefern ließe. Dann verbreiteten ſie ſich durch die Straßen der Stadt, und überhäuften die Deputirten, die

ihnen begegneten, mit Schmähungen. In dieſer ſchröcklichen Lage rieth man dem Germanikus ſich zu entfernen; allein der Held war entſchloſſen, lieber auf ſeinem Poſten zu ſterben, als ihn zu verlaſſen, und begnügte ſich, ſeine Gemahlinn und ſeinen Sohn nach Trier abreiſen zu laſſen, damit doch nicht ſeine ganze Familie in ſein Unglück verwickelt würde. Er führte ſie ſelbſt mit thränenden Augen aus der Stadt, indem er bald ſeinen Sohn, bald ſeine Gattinn Agrippina umarmte. Die Abreiſe dieſer Prinzeſſinn gab das herzzerreiſſendſte Schauſpiel. Eine Menge römiſcher Damen vom höchſten Stande ſah man in einem unordentlichen Haufen fortziehen, an ihrer Spitze Auguſts Enkelinn, die aus dem Lager ihres Gemahls entfloh, ihren Sohn in ihren Armen, und die Gattinnen der vornehmſten Offiziere troſtlos und ſchluchzend neben ihr. Dieſer Anblick wirkte auf die rebelliſchen Soldaten. Voll Schaam über die Flucht der Gemahlinn ihres Befehlshabers, und eiferſüchtig auf die Stadt Trier, welche ihr zur Freiſtätte dienen ſollte, verſperrten ſie dem jammernden Haufen den Weg, und beſchwuren ihm, zurückzukehren, weil ſie noch immer die Soldaten des Germanikus wären.

Germanikus war damals eben auf ſeinem Tribunal. Die Soldaten eilten hin, umringten das Tribunal in der Stellung demüthiger Supplikanten, und baten ihn, das Verbrechen zu beſtrafen, die Schwachheit aber zu verzeihen, beſonders aber, den Sohn und die Mutter zurück kommen zu laſſen, und den Zögling der Legionen nicht als Geiſſel den Barbaren zu übergeben. „Nein, erwiederte der Held, Agrippina ſoll nicht zurückkommen; ſie iſt ſchwanger, und das hieße ihr Leben aufs Spiel ſetzen. Aber meinen Sohn will ich zurück rufen; wenn ihr noch Römer ſeyd, ſo kommt es euch zu, das übrige zu thun.“

Es

Es waren nicht mehr dieſelben Menſchen; unverzüglich eilten ſie fort, ſuchten die eifrigſten Aufrührer, als ob ſie nicht alle Mitſchuldige geweſen wären, auf, bemächtigten ſich derſelben, und ſchleppten ſie gefeſſelt vor das Tribunal. Die Art, wie man über alle dieſe Strafbaren Gericht hielt, zeugt von der Schwäche ihrer Richter. Die Legionen waren, mit dem Degen in der Fauſt, verſammelt. Ein Tribun führte den Beklagten auf ein Schaffot, und zeigte ihn der Menge: erklärte ſie ihn für ſtrafbar, ſo ſtürzte man ihn herab, und alſobald ward er niedergehauen. Die Soldaten vergoßen das Blut ihrer Kameraden mit unglaublicher Freude.

Alles war jetzt wieder ruhig, bis auf zwei Legionen, welche in einem kleinen entfernten Flecken lagen. Dieſe hatten das Zeichen zum Abfall gegeben, und ihre Strafloſigkeit hatte ſie ſo frech gemacht, daß man nicht hoffen konnte, ſie anderes Sinnes werden zu ſehen. Germanikus brach daher mit einer auserleſenen Mannſchaft gegen ſie auf, um die Rebellen zu züchtigen. Allein noch eh' er ankam, gelang es dem General, welcher das rebelliſche Lager kommandirte, die Aufrührer zu züchtigen, und die Ordnung wieder herzuſtellen. Er ſagte zu einigen ſeiner Leute, die Rache könne nicht anders als ſchröcklich ſeyn, wenn ſie mit dem Degen in der Fauſt vollzogen werden müßte, weil bei einer militairiſchen Exekution die Strafe nicht, wie vor Gericht, genau nach dem Grade des Verbrechens abgemeſſen, ſondern der Unſchuldige immer mit dem Schuldigen vermengt würde. Dieſe, wie aufs gerathewohl hingeworfene Bemerkung machte auf die Offiziere und auf die beſſeren Soldaten der beiden Legionen einen tiefen Eindruck. Mit einem mal geſchah eine gänzliche Umwälzung in den Gemüthern, und die minder Strafbaren entwarfen mit dem General

ral eine Art von Proſkriptionsliſte, kraft welcher alle Rädelsführer und Anſtifter der Rebellion an einem beſtimmten Tage ermordet werden ſollten. Wirklich kam dieſe militairiſche Bluthochzeit zu Stande. Auf ein verabredetes Zeichen ſtürzten die Soldaten plötzlich in die Zelte, überfielen unverſehens ihre Schlachtopfer, und hieben ſie nieder, ohne daß einer begriff, wie die Metzelung entſtanden ſey, und wo ſie endigen würde.

Nie ſah man in einem bürgerlichen Kriege ein ſolches Schauſpiel. Nicht Krieger, aus zwei Lagern einander entgegen gerückt, wurden hier auf einem Schlachtfelde handgemein; ſondern Leute, welche noch den Abend vorher an demſelben Tiſche beiſammen geſeſſen, welche die Nacht in demſelben Bette ruhig beiſammen geſchlafen hatten, waren auf einmal in Feinde verwandelt, ohne es zu wiſſen. Jedes gezogene Schwerdt, jeder geworfene Spies brachte den Tod. Das Geſchrey der Mörder und der Unglücklichen, die man mordete, ertönte zugleich. Keiner der Oberbefehlshaber erſchien, dieſer ſchröcklichen Metzelung ein Ende zu machen; nach Herzensluſt ließ man den wüthenden Soldaten ſich rächen, und im Blutvergießen ſättigen.

Germanikus traf einen Augenblick nachher ein, und vergoß Thränen über dieſe blutige Scene, welche Rom eben ſo theuer zu ſtehen kam, als eine Niederlage. Unverzüglich ſchlug er eine Brücke über den Rhein, führte ſeine Truppen über dieſen Fluß, und erfocht mehrere glänzende Siege über die Deutſchen. Dieß diente aber blos dazu, die Eiferſucht des argwöhniſchen Kaiſers zu nähren. Man merkte ſeine geheime Unruhe zuerſt an den mannigfaltigen Vorwänden, die er brauchte, um den Germanikus von ſeinen Legionen zu entfernen. Ein einheimiſcher Aufſtand

nöthigte

nöthigte ihn jedoch eine zeitlang, von dieſem Plane abzulaſſen. Dieſen Aufſtand erregte der Sklave eines Prinzen aus der kaiſerlichen Familie, Namens Agrippa, den Tiberius hatte hinrichten laſſen, weil er durch ihn vom Throne geſtoſſen zu werden befürchtete. Da dieſer Sklave (ſein Name war Clemens) ſeinem ehemaligen Herrn an Jahren glich, und an Geſtalt nicht unähnlich war, ſo nahm er ſeinen Namen an und ließ in allen Gegenden Italiens ausſprengen, daß Agrippa noch lebe. Dieſes Gerücht machte einen außerordentlichen Eindruck auf die Gemüther, und in mehrern Städten Italiens gerieth alles in Gährung. Clemens nahm kühnlich ſein Recht in Anſpruch, und trat bald in dieſem, bald in jenem Theile des Landes auf, wo es mit Sicherheit geſchehen konnte. Tiberius kannte jedoch den Betrug zu gut und beſchloß, den Betrüger mit gleicher Münze zu bezahlen. Zu dem Ende mußten zwei Soldaten zu ihm übergehen, große Anhänglichkeit an ſeine Perſon erheucheln, und bei der erſten bequemen Gelegenheit ſich ſeiner verſichern. Sie vollſtreckten ihren Auftrag mit Pünktlichkeit und mit Erfolg. Clemens ward gefangen und vor Tiberius geführt, der ihn mit finſterer Miene fragte: wie er dazu gekommen wäre, Agrippa zu ſeyn? „Auf keine andere Weiſe, erwiederte der Abentheurer, als wie du dazu kamſt, Kaiſer zu ſeyn.“ Eine ſolche Entſchloſſenheit überzeugte den Tiberius, daß es vergeblich ſeyn würde, ihm die Entdeckung ſeiner etwanigen Mitſchuldigen abzunöthigen, und er beſchloß, ihn augenblicklich hinrichten zu laſſen. Dennoch fürchtete er ſich vor dem Volke ſo ſehr, daß er's nicht wagen mochte, ihn öffentlich zu beſtraſen, ſondern ihn in ein geheimes Zimmer des Pallaſtes bringen, und dort erdroſſeln ließ.

Da Germanikus in Deutſchland immer neue Lorbeern ſammelte, ſo rief ihn der argwöhniſche Monarch zurück, und ſchickte ihn nach Aſien, wo er ſeinen Tod durch Gift beſchleunigen ließ. Germanikus ſtarb im sechs und dreiſſigſten Jahre ſeines Alters, und im sechsten der Regierung des Tiberius. Der römiſche Staat verlor in ihm einen vortrefflichen Prinzen, der ihn als Regent gewiß ſehr glücklich gemacht hätte. Seine Leichenbeſtattung begieng man ohne Prunk, aber in allen Ständen beklagte man den kläglichen Fall des edlen Patrioten, des Weiſen und des Helden. Aus Furcht vor dem Deſpotismus wagte man es zwar nicht, die Trauer anzulegen; aber je weniger ae ſich im Aeußern zeigte, deſto tiefer war ſie in ſiller Herzen.

3.

Regentencharakter des Tiberius. Guter Anfang; ſchröcklicher Fortgang.

Der grauſame, deſpotiſche Charakter des Tiberius zeigte ſich erſt in ſeiner ganzen ſchröcklichen Geſtalt, ſeitdem Germanikus nicht mehr war. Die Furcht vor einer Revolution hatte ihn anfangs bewogen, die Rolle des wohlwollenden und gütigen Regenten zu ſpielen. Er ſtund beim Antritte ſeiner Regierung bereits im sechs und fünfzigſten Jahre ſeines Alters, aber ſchon frühe hatte er es in der Verſtellungskunſt ſo weit gebracht, daß man ihn einen Meiſter ohne Gleichen nennen konnte. Niemand vermochte in ſeinen Geſichtszügen zu leſen; niemand in ſeines Herzens Tiefe einen Blick zu werfen. Selbſt ſeine Vertrauten

trauten ſahen ſich getäuſcht. Durch lange Uebung hatte er es dahin gebracht, daß, wenn er auch nicht abſichtlich ſeine Geſinnung in einzelnen Fällen verbergen wollte, er ſich doch nicht anders als dunkel und vielſeitig ausdrücken konnte. Dieſe, an ſich zweideutige Fertigkeit, deren Nothwendigkeit im gemeinen Leben große moraliſche Verderbniß der Menſchen voraus ſetzt, war bei Tiberius innig verſchmolzen mit Tücke des Herzens, mit Argwohn und Furcht. Mit dem Scharfblicke eines Inquiſitors lauſchte er im Senat auf jedes Wort, jede Miene; ſog aus Allem Gift, und konnte Jahre lang den brennenden Grimm unter der Larve der Gnade und Freundſchaft verbergen.

Im Anfange ſeiner Regierung ſah man nichts als Klugheit, Edelmuth und Milde. Er verwarf alle jene ſchimmernden Namen und Ehrentitel, die der Senat ihm ſo freigebig zuerkannte. Da man ihm göttliche Ehre erweiſen wollte, verbot er es ausdrücklich. Auch ſolche Ehrenbezeugungen, die er ohne Vorwurf hätte annehmen können, ſchienen ihm läſtig; und der einzige Lohn, den er für die Laſten der Regierung begehrte, ſchien das Bewußtſeyn zu ſeyn, ihn zu verdienen. Als der Senat ſich erbot, alle ſeine Verordnungen zu unterſchreiben, nicht nur die, welche er bereits gegeben hatte, ſondern auch jene, die er noch in Zukunft geben wolle, ſo widerſetzte er ſich einer ſo niederträchtigen Schmeicheley, und äußerte den wahren Gedanken, daß alle Dinge unter dem Monde wandelbar und veränderlich ſeyen, und daß ſein Standort um ſo mißlicher ſey, je höher er ſtehe. Bei jeder Gelegenheit erkünſtelte er groſſe Geduld und Mäßigung. Wiewohl manches im Senate durchgieng, das ihm nicht anſtand, ſo ſchien er doch nicht im Geringſten dadurch beleidigt zu ſeyn. Da er erfuhr, daß gewiſſe Leute von ihm und ſeiner

Regierung

Regierung ſchlecht geſprochen hätten, ſo äußerte er nicht den mindeſten Unwillen, ſondern erwiederte, daß in einem freien Staate auch die Zungen der Menſchen frei ſeyn müßten. Als der Senat gegen die, welche ihn in Spottſchriften durchgezogen hatten, mit Strenge verfahren wollte, hinderte er es mit der Aeußerung, er habe wohl etwas Wichtigeres und Nützlicheres zu thun, als ſich um ſolche Nichtswürdigkeiten zu bekümmern, und der beſte Weg, ſolche Verunglimpfer zu beſtrafen, ſey der, daß man ihnen entweder Verachtung mit Verachtung vergelte, oder durch ſein Betragen ihre Schandſchriften widerlege.

Die Regentenſorgfalt des Tiberius verbreitete ſich beſonders auf die Verbeſſerung der Sitten, indem er mit muſterhaftem Eifer den Aufwand bei den öffentlichen Spielen, bei der Anſchaffung des koſtbaren Aufwandes von aller Art, bei den Gaſtmählern einzuſchränken ſuchte. Er ließ, um die Gelegenheit zur Ueppigkeit und Schwelgerey zu entfernen, alle Gaſthöfe und Schenken, deren es damals eine erſtaunliche Menge in Rom gab, ohne Schonung aufheben, und richtete, von der Macht des Beiſpiels überzeugt, ſeine eigene Tafel mit beſonderer Mäßigkeit ein. Um die herrſchenden Ausſchweifungen in der ſinnlichen Liebe einzuſchränken, vertrieb er von Rom viele junge Leute von beiderlei Geſchlecht, die wegen ihres unzüchtigen Lebenswandels beſonders berüchtigt waren, und ſein Eifer für die Sittſamkeit gieng ſo weit, daß er ſogar die Küſſe verbot, mit welchen man einander zu begrüßen pflegte. Die Einkünfte der Staatskaſſe durch neue Auflagen zu vermehren, ſchien er ſo wenig geneigt, daß er die Vorſchläge, die ihm ſchmeichleriſche Statthalter deswegen thaten, mit Verachtung zurück wies. „Ein guter Hirte, ſprach er bei dieſer Gelegenheit, muß ſeine Schaafe ſcheeren, nicht ſchinden.“

Dennoch

Dennoch ſparte er keine Summen, wenn er ſie zum Beſten des Staates anwenden konnte. Es gab faſt kein öffentliches Gebäude, das er nicht entweder ausbeſſerte oder verſchönerte. Dem herrſchenden Wucher Einhalt zu thun, und den Werth liegender Gründe zu heben, ſchoß er denen, welche damit Sicherheit ſtellen konnten, den halben Werth auf drei Jahre ohne Zinſen vor. Nach einem Brande in Rom ließ er unter die Abgebrannte über drei Millionen Thaler vertheilen. Eine ſchröckliche Veranlaſſung, ſich als Vater des Volks zu zeigen, gab ihm ein Erdbeben, welches in Kleinaſien in einer Nacht zwölf große Städte über den Haufen warf, und Berge in Thäler hinabſtürzte, Thäler zu Bergen empor ſchleuderte. Sardes, Philadelphia, Magneſia, Epheſus lagen in Trümmern. Tiberius verdiente hier eine Ehrenſäule, welche ihm mit der Innſchrift auf dem großen Marktplatze errichtet ward: „wegen Herſtellung der Städte in Aſien.“

Eine ſolche Humanität, und ſo liberale Grundſätze, als der Kaiſer an den Tag legte, mußten ihm nothwendig die Herzen aller ſeiner Unterthanen gewinnen. Ein neuer ſchöner Tag ſchien über das römiſche Reich aufgegangen zu ſeyn, als ſich unvermuthet der Himmel trübte, und ſchwere Gewitterwolken aufzogen. Es giengen vom Throne aus Gewaltſtreiche, die mit Schrecken zeigten, daß die anfängliche Humanitat nur eine Maſke geweſen war, die man ablegte, ſobald man ihrer nicht mehr bedurfte. Als der Kaiſer diejenigen heimlich aus dem Wege geräumt hatte, welche ihm hätten die Krone entreiſſen können; und nachdem er die Feſſeln des Deſpotiſmus mit kluger Liſt für alle diejenigen geſchmiedet hatte, von denen er Widerſtand beſorgen mußte, ſo entwickelte, ſich in ſeinem Verhalten eine kalte Grauſamkeit und ein Blutdurſt,

durſt, der Schauer und Entſetzen erregte. Jeder alte Haß ward jetzt hervorgeſucht, und entfernte Männer, die den Kaiſer vor zwanzig Jahren einmal beleidigt hatten, wurden jetzt dafür hingerichtet. Ankläger, welche heimlich berichteten, dieſer oder jener habe ſchlecht vom Kaiſer geſprochen, oder nur deſſen Bildſäule beſpöttelt, wurden mit Geld und Ehrenſtellen belohnt, und die Angegebenen wurden gefoltert, und unter langſamen Quaalen hingerichtet. Der unmenſchliche Despot eilte recht, die vornehmſten Römer auf dergleichen Anklagen aus dem Wege zu räumen, damit die edeln Familien bald ganz ausgerottet würden, und da man nur ein unzufriedenes Wort geſprochen haben durfte, um des Todes ſchuldig zu ſeyn, ſo gieng die Sache ſo raſch, daß Tiberius oft an einem Tage dreiſſig bis vierzig Todesurtheile an den Senat ſandte. Täglich that er in das Anſehen deſſelben neue Eingriffe, und die Stimmung dieſes weiland ſo hochgeſinnten Staatskörpers erleichterte ihm das ſo ſehr, daß er ſelbſt ſeine Niederträchtigkeit verachten mußte, während er die Vortheile derſelben genoß. Einem Senator, der ſich vor ihm auf die Knie niederwarf, gab er verächtlich einen Fußtritt.

Es exiſtirte noch ein altes Geſetz, Kraft deſſen jedes Verbrechen gegen die Majeſtät des Volks für Hochverrath erklärt wurde. Tiberius maßte ſich die Auslegung und Anwendung dieſes Geſetzes an, und dehnte es nicht nur auf Fälle aus, welche die Sicherheit des Staates wirklich gefährdeten, ſondern auch auf jeden Umſtand, der ſeinen Haß oder Verdacht begünſtigen mochte. Hinfort verſchwand alle Freimütigkeit aus geſellſchaftlichen Zirkeln. Unſeliges Mißtrauen trennte die heiligſten Bande. Die Verſchloſſenheit des Fürſten verbreitete ſich über alle Stände; ſchimmerndes Genie galt für Unbeſonnenheit; Freundſchaft

ſchaft für Schlingenlegen eines Verräthers, und die Tugend ſelbſt betrachtete man als einen zudringlichen und beſchwerlichen Gaſt, der blos diente, das Volk an ſein verlornes Glück zu erinnern.

Die Strafloſigkeit, mit der Tiberius wüthete, machte ihn immer dreiſter. Es iſt unmöglich, alle Handlungen ausgezeichneter Grauſamkeit, welche die Geſchichte geſammelt hat, nachzuerzählen. Kein Tag, ſelbſt heilige nicht, blieb unbefleckt vom Blute. Weiber und Männer, Alte und Junge, minderjährige Kinder nicht ausgenommen, fielen unter des Nachrichters Händen, ihre Leichname wurden an eiſerne Hacken durch die Straßen geſchleift, und dann in die Tiber geworfen, oder blieben auf der Richtſtätte, ein Scheuſal der Vorübergehenden, liegen.

Jeder Angeber wurde als glaubwürdig angeſehen; jedes Verbrechen, wären es auch nur einige der unüberlegten Offenherzigkeit entwiſchten Worte, für des Todes würdig gehalten. Man gieng ſo weit, daß man es einem Bürger zum Kapitalverbrechen machte, wenn er neben einem Portrait des Kaiſers ſeinen Sclaven prügelte, wenn er ſich vor einer ſeiner Statuen auskleidete, wenn er eine Münze, auf welcher ſein Bild geprägt war, auf ein heimliches Gemach oder an einen unzüchtigen Ort mitnahm. Eine Magiſtratsperſon, die ſich in einer Kolonie an einem dem Kaiſer geweihten Feſttage einige Ehrenbezeugungen zuerkennen ließ, ward mit dem Tode beſtraft. Da ein Bürger den Einfall hatte, einer Statue des Kaiſers den Kopf abzunehmen, und ihr einen andern aufzuſetzen, ſo ließ der Tyrann die Sclaven des Beklagten auf die Folter ſpannen, und ihn ſelbſt hinrichten.

Um einem langwierigen Leiden und einem quaalvollen Tode zuvorzukommen, nahmen ſich die Beklagten, die wegen des Verbrechens der beleidigten Majeſtät

jeſtät gefangen ſaßen, öfters ſelbſt das Leben. Ein angeſehner Mann aus dem Ritterſtande wurde mitten im Senate verhört, und kaum hatten ſeine Ankläger ausgeredet, ſo verſchluckte er Gift, welches er unter ſeinem Oberkleide verſteckt hielt. Er fiel halbtodt nieder; die Liktoren ſchleppten ihn fort, und ob er gleich ſchon den Geiſt aufgegeben hatte, ſo erdroſſelte man ihn doch, um ſeiner Beſchimpfung nichts abgehen zu laſſen. Andere Schlachtopfer der Tyranney ſah man, die ſich vor den Augen ihrer Richter die Adern durchſchnitten; aber dieſen ließ der abſcheuliche Tyrann durch ſeine Trabanten die Wunden verbinden, und ſie dann ins Gefängniß bringen. Es geſchah zuweilen, daß, wenn ein Verbrecher der beleidigten Majeſtät zu ſterben wünſchte, man ihn zu leben zwang; denn des Tiberius Unmenſchlichkeit betrachtete den Tod als eine zu gelinde Strafe. Als ihm daher jemand berichtete, daß ein gewiſſer Carnulius ſeine Wachſamkeit hintergangen, und ſich ums Leben gebracht habe, rief er: „der Verräther! ſo iſt er mir doch entwiſcht.“ Ein andermal, da ein Unglücklicher, den er in ſeinem Gefängniß verhören wollte, ihn beſchwor, ſeine Hinrichtung zu beſchleunigen, verſetzte er: „Nein, wir ſind noch nicht wieder gute Freunde.“ Zu einer andern Zeit, da er wieder mit einer Kriminalunterſuchung beſchäftigt war, meldete man ihm die Ankunft eines Fremden von Rhodus, den er ſelbſt zu einem freundſchaftlichen Beſuch eingeladen hatte. In der Hitze der Unterſuchung meinte er, es ſey ein Mitſchuldiger ergriffen worden; er befahl, ihn auf der Stelle zu foltern, und um den hernach bemerkten Irthum nicht bekannt werden zu laſſen, ließ er den Unglücklichen hinrichten. Selbſt die Weiber waren vor der Tyranney nicht ſicher. Man machte ihnen ein Verbrechen daraus, wenn ſie die

unglücklichen Schlachtopfer derſelben beweinten. Eine achtzigjährige Frau ward hingerichtet, weil ſie den Tod ihres Sohnes beweint hatte.

Damit es der Juſtitz nie an Schlachtopfern fehlen möchte, munterte der Tyrann öffentliche Angeber durch Belohnungen aller Art mit ſolchem Erfolge auf, daß bald kein ehrlicher und begüterter Mann in ſeinem Schlafzimmer ein Wort ſprechen konnte, ohne Gefahr behorcht und verrathen zu werden. Die Furcht, angegeben zu werden, war ſo groß, daß man den Unterredungen mit ſeinen nächſten Verwandten und vertrauteſten Freunden, daß man den leiſeſten Geſprächen im geheimſten Kabinete nicht traute, daß man, ehe man ſprach, alle Wände und Decken, alle ſtumme und lebloſe Gegenſtände durchſuchte, weil man, wegen verborgener Verräther, immer nicht recht ſicher war. Jemehr aber Tiberius den heimlichen Verläumdern und falſchen Anklägern Gehör gab, um ſo höher ſtieg ſein Argwohn, ſeine Aengſtlichkeit, und die unſchuldigſten oder unbedeutendſten Worte und Handlungen verwandelten ſich nun in ſeinen Augen in Todesverbrechen. Durch die häufigen Strafen wurde ſeine angebohrne Grauſamkeit immer ſtärker gereitzt, und nun fanden ſich immer mehr nichtswürdige und boshafte Menſchen, die theils aus Rachſucht und aus Angſt, theils aus Ehrgeitz und Habſucht, ihre unſchuldigſten Mitbürger als Feinde des Kaiſers anklagten. Aeußerte jrgend ein verdienſtvoller Mann ſeine Beſorgniß für den Ruhm des Reichs, ſo war es ein Beweis, daß er nach der Herrſchaft deſſelben trachte. Redete jemand mit Wärme von der ehemaligen Freiheit, ſo ward ihm die Abſicht untergeſchoben, die alte Verfaſſung wieder herzuſtellen. Jedes Wort, jede Laune, jede Gebehrde wurde gefährlich. War man luſtig, ſo hofte man auf des Kaiſers Tod;

war

war man traurig, ſo beneidete man ſeine Wohlfahrt. Und die Spionen verbreiteten ſich nicht nur in der Stadt, ſondern auch in den Provinzen. Viele Unglückliche wurden aus den Armen der Ihrigen herausgeriſſen, und mußten in Rom eines quaalvollen Todes ſterben.

4.

Tiberius Grauſamkeit, begünſtigt durch ſeinen Miniſter Sejan. Anſtalten des letztern, den Kaiſer zu ſtürzen.

Das vornehmſte Werkzeug der Grauſamkeit des Tiberius war ſein Miniſter Sejan, in deſſen ſchwarzem Charakter Argliſt, Treuloſigkeit und Ehrſucht die Hauptzüge ausmachten. Er war der Sohn eines römiſchen Ritters, und kündigte ſich bei den Großen in Rom mit jenem geſchmeidigen Geiſte an, welcher kein anderes Verbrechen gegen die Geſetze der bürgerlichen Geſellſchaft kennt, als das Unglück ihnen zu mißfallen. Außerdem beſaß er noch andere Talente, ſich an dem Hofe eines unumſchränkten Fürſten ſchnell empor zu ſchwingen. Durch einen Körper voll jugendlicher Kraft, und eine Seele voll Verwegenheit, nahm er beide Geſchlechter für ſich ein. Geſchickt, ſeine Laſter zu verſchleiern, und jede Tugend, die ihm bange machte, anzuſchwärzen, ſchmeichleriſch und übermüthig in gleich hohem Grade, fähig alles zu unternehmen und durchzuſetzen, war er würdig, wie der unerſchrockenſte Tyrann zu herrſchen, wenn er nicht unter ihm geherrſcht hätte.

Als

Als Tiberius ihn kennen lernte, fand er ſo viel Gefallen an ihm, daß er ihm ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Gegen jedermann verſchloſſen und argwöhniſch, war er es nur gegen Sejan nicht. Er übergab ihm die wichtige Stelle eines Befehlhabers der kaiſerlichen Leibwache, und prieß ihn im Senate als den würdigſten Gehülfen bei ſeinen ſchweren Arbeiten. Die ſklaviſchen Senatoren ließen ſich das geſagt ſeyn. Sie, die des Kaiſers leiſeſter Aeußerung mit allzeit fertiger Schmeicheley entgegen kamen, errichteten die Bildſäulen des Sejans neben denen des Kaiſers, und wetteiferten, ihm mit dem Monarchen gleiche Ehre zu erweiſen.

Kaum war es dem ränkevollen Miniſter gelungen, ſich zum Zweiten des Reichs empor zu ſchwingen, als er darauf bedacht war, ſich zum Haupt deſſelben zu machen. Aber der Sohn des Kaiſers, Druſus, welcher ſchon in den männlichen Jahren war, und ſeine Enkeln, die Söhne des Germanikus, welche auch ſchon die Kinderjahre zurück gelegt hatten, ſtellten ſeiner ungemeſſenen Ehrſucht ein unüberwindliches Hinderniß entgegen. Sie alle mit einem male aus dem Wege zu räumen, hieß ſein eigenes Leben aufs Spiel ſetzen. Für weniger gefährlich hielt er es, nach und nach, und ohne großes Aufſehen zu machen, alle Köpfe des kaiſerlichen Hauſes ſpringen zu laſſen. Den Anfang machte er mit dem Druſus, dem präſumtiven Erben des Thrones; er verführte deſſen Gattinn, und bewog ſie, ihrem Gemahl zu vergeben. Es geſchah vermittelſt eines langſamen Giftes, das ſeinem Tode den Anſchein einer natürlichen Krankheit gab. Tiberius, der entweder weniger Anhänglichkeit fähig war, oder wenigſtens ſeinen Sohn nicht ſonderlich achtete, ertrug ſeinen Verluſt mit großer Ruhe, und erſt nach acht Jahren entdeckte man den Böſewicht, der den Prinzen langſam gemordet hatte.

Als Sejan ſah, daß der tragiſche Tod des Druſus ungeſtraft blieb, und ſeine Perſon wenig bedauert ward, ſo dacht' er nun ſogleich auf Mittel, ſich auch die drei Söhne des Germanikus, jetzt die nächſten Erben des Thrones, vom Halſe zu ſchaffen. Die Treue ihrer Aufſeher, und die Keuſchheit ihrer Mutter legten ihm jedoch hier beträchtliche Hinderniſſe in den Weg. Um ſie zu entfernen, veränderte er den Operationsplan, und beſchloß, den Kaiſer aus der Stadt zu entfernen; eine Maaßregel, von der er ſich die erwünſchteſten Folgen für ſeinen Anſchlag verſprach. Kein Zugang war dann zu dem Kaiſer zu gewinnen, als durch ihn; alle Briefe an jenen mußten durch ſeine Hände gehen. In der That war er alsdann der wahre Regent, und es konnte ihm an Gelegenheit nicht fehlen, alles aufzuräumen, was ſeinem Ehrgeitze den Weg verſperrte. In dieſer Hinſicht bot er alle ſeine Geſchicklichkeit auf, um den Kaiſer zu bereden, daß er den getümmelvollen Aufenthalt in Rom gegen irgend eine ſchöne ländliche Einſamkeit vertauſchen möchte. Er ward nicht müde, ihm die großen und zahlloſen Unbequemlichkeiten des Stadtlebens, die Beſchwerde, regelmäßig im Senat erſcheinen zu müſſen, und die aufrühreriſche Gemüthsart der Bürger Roms vorzuſpiegeln, wogegen es kein beſſeres Verwahrungsmittel gäbe, als die Ruhe des Landlebens.

Hingeriſſen durch dieſe Vorſtellungen, oder vielmehr nur ſeinem natürlichen Hange zum müßigen Wohlleben nachgebend, verließ Tiberius Rom im zwölften Jahre ſeiner Regierung, und gieng unter dem Vorwande, dem Jupiter und Auguſt einige Tempel weihen zu müſſen, nach Campanien. Nachdem er überall herumgezogen war, und ſich bald in Nola, bald in Capua aufgehalten hatte, zog er ſich endlich

auf

auf die Inſel Capreä, ungefehr drei Meilen vom feſten Lande und Neapel gegen über, zurück. Dieſe Inſel, heut zu Tage Capra genannt, war ringsum von Felſen eingeſchloſſen, und hatte zu ihren innern Theilen einen einzigen Zugang; ſie gab alſo einen ſichern und zugleich ſehr geſunden Zufluchtsort. Eine gemäßigte Wärme machte ſie fruchtbar und angenehm; von ihren Felſen aber gewährte ſie eine vortreffliche Ausſicht. Der Kaiſer Auguſt hatte ſie zu einem Vergnügungsorte eingerichtet, und Tiberius brachte auf ihr die letzten ſieben Jahre ſeines Lebens in einer ſchändlichen Einſamkeit zu. Nie kam er ſeitdem wieder nach Rom, und regierte blos durch Kabinetsſchreiben. Ein öffentliches Edict verbot allen ſeinen Unterthanen, ſeine Ruhe zu ſtören, und jeder, der ſich dem Kaiſer nähern wollte, wurde durch Soldaten zurückgewieſen, die jeden Zugang zu ſeinem Pallaſte beſetzten. Während das unglückliche Rom in beſtändigen Aengſten ſchwebte, indem kein Patriot ſeines Lebens ſicher war, vertrieb ſich der finſtere Tyrann die Schreckbilder ſeiner Einbildungskraft durch raffinirte ſinnliche Lüſte, denen er bis in ſein hohes Alter ergeben blieb. Unaufhörlich ſtachelte er ſeinen morſchen Bau, den Jahre und Ausſchweifungen längſt entmannt hatten, zu immer neuen, und immer viehiſcheren Genüſſen. Seine Geſtalt war im höchſten Grade häßlich, und dieß ſoll ihn vornemlich bewogen haben, ſich vor den Menſchen zu verbergen. Ganz kahl war er ſchon vorher geweſen. Jetzt war ſein Geſicht auch noch mit Schwären beſäet, und mit Pflaſtern bedeckt, und ſein vorwärts gekrümmter Körper ward durch ſeine außerordentliche Länge und Hagerkeit noch gräßlicher.

Der Tyrann ſammelte auf der ſchönen Inſel Leute um ſich, die in dem Grade ſeine Gunſt gewannen, als ſie in Wollüſten und Ausſchweifungen mit ihm

wetteiferten. Manche wurden zu den erſten Würden des Reichs erhoben, weil ſie mit unermüdeter Anſtrengung jedem Laſter fröhnten. Einen gewiſſen Novalius Torquatus ernannte er zum Prätor, weil er im Stande war, fünf Flaſchen Wein in einem Zuge auszuleeren. In einem andern Fache waren ſeine Ausſchweifungen noch verabſcheuungswürdiger. Seine Geilheit ſchien mit ſeiner Trunkenheit und Schlemmerey zuzunehmen. Die ehrwürdigſten Matronen Roms mußten ſeinen Lüſten fröhnen, und ſeine ganze Erfindſamkeit ward angeſtrengt, um ſeine Wolluſtgenüſſe mannigfaltiger und abſcheulicher zu machen. Er beſaß eine Menge zum Behuf ſolcher Schändlichkeiten eigens eingerichteter Gemächer, in welchen er alle Arten von Erhitzungsmitteln gebrauchte, die nur die verderbte Phantaſie eines Tyrannen erdenken konnte. Die unzähligen ſchmutzigen Münzen, die man bis auf den heutigen Tag in dieſer Inſel ausgräbt, belegen beides, ſeine Schande und die Zuverläßigkeit der Geſchichtſchreiber, die ſeine Schandthaten aufgezeichnet haben.

War Tiberius ſchon von Kindheit an furchtſam und argwöhniſch gegen alles, was Menſch hieß, geweſen, ſo war er es mit zunehmendem Alter immer mehr. Deswegen ſchleuderte er viele ſchröckliche Verhaftbefehle nach Rom, und öfters ließ er verurtheilte Schlachtopfer nach Capreä kommen, um ſich an ihren Martern und ihrer Hinrichtung zu waiden. Seinen Argwohn und ſeinen Blutdurſt nährte vornemlich der ſchändliche Sejan, der fortdauernd das Vertrauen des Kaiſers im höchſten Grade beſaß. Folgender ſonderbarer Zufall hatte nicht wenig dazu beigetragen, die Binde, welche den Augen des Tiberius die verwegenen Entwürfe ſeines Günſtlings verbarg, noch mehr zu verdicken. Kurz vorher, ehe der Kaiſer ſeinen

Aufenthalt

Aufenthalt zu Capreä nahm, beſuchte er mit dem Sejan eines ſeiner Luſthäuſer am Ufer des Meers, nicht weit von Cajeta. Das Mittagseſſen ward in einer natürlichen Grotte gehalten. Mit einem mal, als die Geſellſchaft in der größten Luſtigkeit war, ſtürzte der Eingang der Grotte ein, und einige von den Gäſten wurden von den Felſen zerſchmettert. Das Schrecken war allgemein, und das Gefolge des Kaiſers entfloh. Sejan allein lehnte ſich, auf ein Knie geſtützt, mit ausgeſtreckten Armen über den Tiberius her, um ihn ſo durch ſeinen Körper zu ſchützen, und ward in dieſer Stellung von den zu Hülfe kommenden Soldaten gefunden. Von dieſem Augenblicke an war ſeine Gewalt ohne Grenzen, und Tiberius entſagte allem Mißtrauen gegen einen Mann, der ſein Leben für ihn gewagt hatte.

Das Hauptaugenmerk des Miniſters war inzwiſchen fortdauernd darauf gerichtet, alle diejenigen aus dem Wege zu räumen, die ihm den Thron ſtreitig machen konnten. In dieſer Hinſicht beſchloß er, ſich endlich der Kinder des Germanikus zu entledigen. Auf der einen Seite ſuchte er ſie durch die ſchlechteſten Mittel bei dem Kaiſer verhaßt zu machen, und auf der andern ſchreckte er ſie mit Winken von des Kaiſers blutdürſtigen Abſichten. Vermittelſt dieſer Kunſtgriffe erweiterte er den Bruch zwiſchen beiden Theilen in der Maaße, daß er endlich wirklich die Geſinnungen in ihnen hervorbrachte, denen er begegnen zu wollen ſchien. Dem zufolge wurden zwei von dieſen Prinzen als Feinde des Staates verdammt und im Gefängniſſe zu Tode gehungert. Ihre Mutter Agrippina wurde auf eine Inſel verbannt, wo ſie ihrem Elende durch Hunger ein Ende machte. Selbſt dieſe Wohlthat hatte ihr der gekrönte Wütherich nicht zugeſtehen wollen; er hatte ihr mehrmals den Mund aufreiſſen und Speiſe einſtopfen laſſen; nur ſtand es nicht in ſeiner Macht, ſie zum Hinunterſchlucken zu zwingen.

Sejan fuhr fort, mit Meuchelmord und Vergiftung gegen viele edle Männer zu wüthen, von denen er beſorgen mußte, daß ſie ſeinen ehrgeitzigen Abſichten entgegen wirken könnten. Eines ſeiner Schlachtopfer, deſſen trauriger Tod ihn am meiſten bei der Nation verhaßt machte, war ein gewiſſer Sabinus, einer der erſten römiſchen Ritter, dem man kein anderes Verbrechen vorwerfen konnte, als ſeine unwandelbare Freundſchaft für das Haus des Germanikus. Vier angeſehene Römer übernahmen die Rolle ſchändlicher Angeber, um ſich durch den Verrath eines rechtſchaffenen Mannes dem Sejan zu empfehlen. Drei von ihnen verſteckten ſich in dem Zimmer des vierten, während dieſer durch eine heuchleriſche Ergießung ſeines Herzens den Sabinus bewog, ſich über das Unglück des Reichs unter der jetzigen Regierung zu eröffnen. Die Horcher verloren in ihrem Schlupfwinkel kein Wort von dieſer Unterredung, und klagten unverzüglich den Sabin in einem Schreiben an den Kaiſer an, worinn ſie zugleich von der gebrauchten Liſt Rechenſchaft gaben. Tiberius foderte Rache und erhielt ſie; man verdammte den Sabinus zum Tode. Auf dem Wege zum Gefängniß, ungeachtet man ihm den Kopf verhüllte und die Kehle verſchnürte, ſchrie er, ſo lange es ihm ſein Athem verſtattete: „Solche Opfer alſo bringt man dem Sejan!“ Das allgemeine Schrecken aber machte, daß man ſelbſt an der Luft, die er athmete, Theil zu nehmen fürchtete. Wo man nur ſeinem Anblicke begegnen, wo man nur ſeine Stimme hören konnte, verſchwand alles. Der Weg vom Senat zum Gefängniß war eine Einöde. Während alles in Rom den Namen eines Freundes des Sabinus als ein Todesurtheil betrachtete, bewies ein Hund dem Beklagten eine Treue, die ſehr rührend war. Er folgte ſeinem Herrn ins Gefängniß, blieb

mit jämmerlichem Geheul bei dem zur Schau ausgeſtellten Leichnam, und als man ihn in die Tiber warf, ſtürzte er ſich ebenfalls hinein, um ihn zu halten, und zu verhindern, daß er nicht unterſinken möchte.

Nach der Hinrichtung des Sabinus dankte Tiberius dem Senat, daß er das kaiſerliche Haus gerettet, einen treuen Miniſter geſchützt, und den Staat von einem böſen Bürger gereiniget habe. Dieſer ſonſt ſo ehrwürdige Senat beſtand jezt größtentheils aus höchſtverächtlichen Menſchen, die aus dem ſchmählichſten Eigennuze bereit waren, jedem Winke des Deſpoten zu folgen, und ihn mit den übertriebenſten Schmeichelenen zu überhäufen. Leute, welche die erſten Stellen im Staate verwaltet hatten, ſchämten ſich nicht, mit der größten Niederträchtigkeit um die Gunſt des Gewalthabers und ſeines Günſtlings zu buhlen. Daher pflegte Tiberius, wenn er die Staatsverſammlung verließ, öfters in griechiſcher Sprache auszurufen: „o elende, zur Knechtſchaft gebohrne Leute!“ Die Senatoren fühlten ſich einſt ſo wenig von Edelſinn belebt, daß ſie, ohne auf die von ihnen verlangte Berathſchlagung über Staatsangelegenheiten zu achten, ſich blos mit dem Gedanken beſchäftigten, wie ſie dem Tiberius und dem Sejan, die ſich damals in Sizilien befanden, recht viel Ehre erweiſen könnten. Sie widmeten den Bildſäulen derſelben zwei Altäre, einen der Gnade und den andern der Freundſchaft; ſie baten zu wiederholten malen, und mit immer wachſender Zudringlichkeit, den Tiberius und Sejan um die Gnade, ſich perſönlich von ihnen verehren zu laſſen. Kaum ward ihre Rückkunft nach Campanien in Rom bekannt, als gemeine und vornehme Bürger dahin eilten, um dem Sejan ihre Aufwartung zu machen. Den äußerſt beleidigenden Stolz des Miniſters ertrugen ſie mit einer bewundernswürdigen Gelaſſenheit.

laſſenheit. Ihre ganze Glückſeligkeit ſchien von Sejans gnädigem Blicke abzuhängen, und mit Angſt und Schrecken kehrten ſie nach Rom zurück, wenn ſie der Miniſter nicht vorgelaſſen, wenn er ſie keiner Unterredung gewürdiget hatte.

5.

Entdeckung der Verſchwörung. Sejans Sturz und Tod.

Sejan ſtund jetzt auf der höchſten Stufe ſeines Glücks. Alle, die auf die Krone Anſpruch machen konnten, hatte er durch offenbaren oder geheimen Mord aus dem Wege geräumt, und niemand hinderte ihn ferner an der Erreichung ſeines ehrgeitzigen Zweckes, als der alte Kaiſer ſelbſt, den er nur noch ſo lange leben zu laſſen gedachte, bis er ihn mit Sicherheit ſtürzen könnte. Es war hohe Zeit, daß Tiberius aus ſeiner Schlafſucht erwachte, denn ſchon genoß der Günſtling aller der Ehren, die man nur den Kaiſern zu erweiſen pflegte. Man feierte Spiele zu ſeinem Geburtstage, man ſchwur bei ſeinem Glücke, er war eben ſo unumſchränkter Herr im Senate als über die Leibwache; Tiberius ſchien nur Fürſt von Capreä zu ſeyn, der wahre Kaiſer Roms war Sejan. In allen Quartieren der Stadt hatte man ihm Bildſäulen errichtet, denen man räucherte und opferte, wobei ſogar Sejan ſelbſt die Stelle des Prieſters verſah. Kurz es fehlte dem Favoriten, um mit ſeinem Herrn auf einer Stufe zu ſtehen, nichts weiter als der kaiſerliche Titel.

Jemehr

Jemehr ſich jetzt aber Sejan dem Throne näherte, deſto näher kam er auch dem Schaffot. Einer von den Angebern, deren es jetzt in Rom ſo viele gab, entdeckte das Komplot, durch welches der Miniſter ſeinem Kaiſer nach der Krone, und zugleich nach dem Leben trachtete. Er benachrichtigte davon des Germanikus Mutter, welche die Sache durch ihren getreueſten Sklaven nach Capreä gelangen ließ.

Tiberius knirſchte vor Wuth; aber er hatte ſeinen Günſtling ſo groß gemacht, daß es gefährlich für ihn geweſen ſeyn würde, wenn er ihn plötzlich an ſeinen gebührenden Platz hätte herabſetzen wollen. Er ſah nur allzudeutlich, daß es nicht rathſam wäre, gegen einen Mann offenbare Gewalt zu gebrauchen, der die Leibgarde kommandirte. Jeder Miniſter, ſey er auch die fürchterlichſte Geiſel eines Staates, hat Anhänger und Trabanten, die ſeine Parthey nehmen, weil ſein Sturz auch den ihrigen nach ſich zieht. Und konnte wohl den Römern, die unter der Tyranney ihres Herrn und ſeines Miniſters ſeit langer Zeit ſeufzten, an der Erhaltung des einen oder des andern viel gelegen ſeyn? Tiberius ſah ſich alſo genöthigt, zur Verſtellung ſeine Zuflucht zu nehmen, und ſeinem Nebenbuhler insgeheim eine Schlinge zu legen, in der er plötzlich gefangen würde. Erſt wünſchte er ihn von ſeiner Perſon zu entfernen. Er ernannte ihn daher zu ſeinem Kollegen in der Konſulwürde, und Sejan, dem dieſe Ehre außerordentlich ſchmeichelte, eilte von Capreä nach Rom, um von dem hohen Amte Beſitz zu nehmen. Ganz Rom ließ ſich durch die Kunſtgriffe des Tiberius hintergehen. In der Meinung, daß ſein Vertrauen gegen ſeinen Günſtling ſich verdoppelt habe, verdoppelte man auch die Schmeicheley. Man gab dem Sejan einen elfenbeinernen Stuhl, der mit Golde beſchlagen war; man beſchloß, daß er

fünf

fünf Jahre hinter einander zugleich mit dem Kaiſer Konſul ſeyn ſollte, und machte Anſtalt zu einer Art von Triumph bei ſeinem Einzuge in Rom.

Sobald Sejan das Konſulat angetreten hatte, ſuchte der Deſpot die Nation zu ſondiren, um zu erforſchen, wie weit ſie dem Günſtling ergeben wäre. Er beobachtete daher in Anſehung Sejans ein ſehr zweideutiges Verhalten, um dadurch Aeußerungen der Ergebenheit oder des Haſſes von Seiten des Publikums hervorzulocken. Bald erhob er in ſeinen Schreiben an den Senat den Eifer des neuen Konſuls mit groſſen Lobſprüchen, bald gab er zu verſtehen, daß ſein zügelloſer Ehrgeitz ihm nicht verborgen ſey. Lob und Tadel, Beweiſe hoher Zufriedenheit und des Mißfallens wechſelten zum öftern mit einander ab, und der Miniſter bekam zuweilen Aufträge, die vollkommen dazu geeignet waren, den Haß des Volkes gegen ihn rege zu machen. Auch die Kreaturen deſſelben erhielten bald von der Zufriedenheit, bald von dem Mißfallen des Kaiſers auffallende Beweiſe. So brachte Sejan das Jahr ſeines Konſulats unter beſtändiger Aengſtlichkeit und Beſorgniß hin. Bald dünkte er ſich dem Kaiſer gleich zu ſehn, bald ſchien es ihm, daß er ohne Rettung verloren wäre. Das Volk wußte nicht, wozu es ſich entſchließen ſollte; es ſchien eben ſo gefährlich, dem Favoriten anzuhängen als ihn zu verlaſſen. Indeſſen hatte der Kaiſer alle Urſache, mit den Wirkungen ſeiner Liſt zufrieden zu ſeyn, denn es blieb ihm nicht verborgen, daß ſich die Verehrung des Sejans nach dem Grade der Zufriedenheit richtete, die ihm von Capreä her bezeugt wurde. Da er nun nicht mehr beſorgte, daß der Sturz ſeines Günſtlings eine Empörung zur Folge haben dürfte, ſo wagte er immer dreiſtere Schritte. Er verſagte dem Sejan die Erlaubniß nach Capreä zu kommen,

und verbot alle Vergötterung eines noch lebenden Menſchen. Sejan fühlte, daß dieſe ihm gelte, und bereute es nun, daß er die Macht, welche das Konſulat ihm in die Hände gegeben, nicht benutzt hatte, eine Revolution zu erregen. Aber dieß war jetzt zu ſpät, und noch eh' er etwas zu ſeiner Rettung unternehmen konnte, traf ihn der zerſchmetternde Schlag.

Der Kaiſer ſandte einen gewiſſen Macro, den er an Sejans Stelle zum Oberbefehlshaber der Leibwache ernannte, mit dem Befehl an den Konſul Regulus nach Rom, ſich der Perſon Sejans zu verſichern. Macro kam mitten in der Nacht in Rom an, und lieferte ſeine Depeſchen an den Konſul ab. Am folgenden Tage begegnete er dem Sejan im kaiſerlichen Pallaſte, und da dieſer einige Unruhe darüber äußerte, daß er ihm keinen Brief vom Tiberius mitgebracht hätte, beruhigte dieſer ihn durch die Verſicherung, die er ihm ins Ohr flüſterte, daß er den Befehl mitbrächte, ihn zum Gehülfen des Kaiſers im Tribunat zu ernennen. Dieß war eine Stufe zum kaiſerlichen Thron, und der Günſtling gieng nun voll freudiger Erwartung in den Senat, worinn er jetzt zum letztenmal präſidiren ſollte.

Alle Maaßregeln waren von den Befehlshabern, die um das Geheimniß des Tiberius wußten, mit der größten Vorſicht genommen. Macro verkündete zuerſt der Leibwache, daß er ihr General ſey, befahl ihr auseinander zu gehen, beſetzte ihre Quartiere mit andern Soldaten, befahl dem Kommandanten gute Wache zu halten, und zeigte ſich überall an der Spitze vertrauter Krieger, wo ein Auflauf zu beſorgen ſeyn mochte. Während dieſer Bewegungen ward das kaiſerliche Schreiben im Senate verleſen. Hätte Sejan den Inhalt deſſelben geahndet, ſo würd' er gewiß die Verſammlung ſogleich verlaſſen, und eine Revolution

in der Stadt erregt haben. Aber das Ungewitter brach eben ſo plötzlich als unvermuthet los. Das Schreiben des Kaiſers begann mit einigen Klagen gegen den Günſtling, die von geringer Erheblichkeit waren. Sejan war dergleichen empfindlicher Aeußerungen vom Kaiſer ſchon gewohnt, und da er ſich mit der Tribunswürde ſchmeichelte, ſo glaubte er gar nicht, daß er etwas zu befürchten hätte. Wie groß war daher nicht ſein Schrecken, als es zum Schluſſe kam, wo der Kaiſer die Senatoren beſchwor, ſich eines armen, alten und von aller Welt verlaſſenen Mannes anzunehmen, und den verrätheriſchen Sejan gefangen zu nehmen.

Jetzt ſah man ein denkwürdiges Beiſpiel der grauſamen Spiele des Glücks. Der Senat, welcher die Macht des Günſtlings lange mit eiferſüchtigen Augen betrachtet hatte, und vor ſeiner Grauſamkeit zitterte, gieng augenblicklich weiter, als des Kaiſers Befehl enthielt. Statt den gefangenen Liebling einzukerkern, befahl er ihn hinzurichten. Bei ſeinem Eintritte in den Senat waren alle Mitglieder deſſelben aufgeſtanden, ihn zu empfangen, hatten ihm zum voraus zu dem Tribunat, mit welchem er bekleidet werden ſollte, Glück gewünſcht, und hatten durch jede Art von kriechender Schmeicheley um ſeine Gunſt gebettelt. Nach Verleſung des kaiſerlichen Briefes aber fiel allen Geſichtern die Maske ab; man floh nun den Götzen, dem man eben geräuchert hatte, und unter der ganzen Schaar von Anbetern fand der Miniſter nicht einen einzigen Freund. Gerade diejenigen, welche die größten Wohlthaten von ihm empfangen hatten, zeigten ſich jetzt als ſeine bitterſten Feinde.

Der unglückliche Favorit wußte nicht wie ihm war; als wär er vom Donner gerührt, bemerkte er kaum, was um und neben ihm vorgieng. Mitten

unter dem Tumult rief ihn der Konſul auf, aber er wußte nicht, was er thun, wozu er ſich entſchließen ſollte. Es war ihm ſo neu, ſich Befehle geben zu hören, daß er, des Gehorchens ganz ungewohnt, nicht von ſeinem Sitze aufſtund. Der Konſul ſah ſich genöthigt, ihn zum zweiten und zum dritten male aufzurufen. „Ruft man mich?" ſagte endlich der Strafbare mit verwirrtem Geſicht. Alſobald trat ein Offizier von der Leibwache herein, und bemächtigte ſich ſeiner Perſon. Während er zur Hinrichtung geſchleppt wurde, belud ihn eben das Volk mit den ſchröcklichſten Verwünſchungen, das ihn, wenn er obgeſiegt hätte, als Kaiſer ausgerufen haben würde. Den ganzen Weg entlang warf man ſeine Bildſäulen um, und ihr Sturz war ein Bild ſeines eigenen ſchröcklichen Falles. Während er ſo ſchimpflich durch die Straßen von Rom gehen mußte, wollt' er ſich das Geſicht verhüllen, allein der tobende Pöbel entblößte es ihm mit Gewalt, damit ihm das Schauſpiel des öffentlichen Haſſes nicht entgienge. Mit ſchneidenden Vorwürfen überſchüttet, und wegen ſeines Ehrgeitzes verhöhnt, langte er endlich auf dem Richtplatze an, wo der Henker ihn erwürgte. Auch begnügte die Wuth ſeiner Feinde ſich keineswegs mit ſeinem Tode. Triumphirend ſchleppte der Pöbel ſeinen Leichnam drei Tage lang durch die Straßen von Rom, und er ward ſo ſchröcklich verſtümmelt, daß ſich kaum ein Glied fand, welches man, einer alten Gewohnheit gemäß, in die Tiber werfen konnte. Ein ſolches Ende nahm Sejan, als ein ſchröckliches Beiſpiel, wie wandelbar jedes Günſtlings Glück, und welch' ein mißliches Ding es um die Freundſchaft der Tyrannen ſey.

6.

Unerhörte Grauſamkeiten des Tiberius gegen die Anhänger des Sejan. Das ſchändliche Alter des Kaiſers, und ſein Tod.

Voll banger Erwartung hatte inzwiſchen der Kaiſer des Ausganges geharret. Bei aller Vorſicht, die er angewendet, konnt' er ſich's doch nicht verbergen, daß es gefährlich ſey, einen ſo mächtigen Günſtling zu ſtürzen, und ſein böſes Gewiſſen ſagte ihm ja, daß er keineswegs den Beiſtand derer verdiene, die er zur Rache auffoderte. Er ließ deswegen Schiffe in Bereitſchaft halten, die ihn nach Griechenland bringen ſollten, wenn eine Revolution ausbräche. In der fürchterlichſten Unruhe bracht' er die Zeit auf einem hohen Thurme zu, wo er das Zeichen von dem glücklichen Ausgange der Sache erwartete. Als es endlich erſchien, und er von dem ganzen Vorgange benachrichtigt wurde, da empfand er die ausgelaſſenſte Freude, und ſeine blutige Seele faßte ſogleich den Entſchluß, alle diejenigen zu ſtrafen, die naher oder entfernter an Sejan's Komplott Theil hatten. Die Gattinn des Unglücklichen, die er verſtoßen hatte, erdroſſelte ſich ſelbſt, und ſeine beiden Söhne hatten das Schickſal des Vaters; ja man begieng ſogar die Grauſamkeit, auch ſeine Tochter, ein Kind von ſieben oder acht Jahren, hinzurichten. Letztere fragte mit Thränen: was ſie denn Böſes gethan habe? und warum man ſie, wenn ſie ſtrafbar ſey, nicht auf eine ihrem Alter angemeſſene Art züchtige? Einem römiſchen Geſetze zufolge war es nicht erlaubt, ein Mädchen vor dem Alter der Mannbarkeit hinzurichten. Tiberius gab alſo,

um die Tochter ſeines Günſtlings hinrichten laſſen zu können, dem Büttel Befehl, ſie im Gefängniß erſt zu ſchänden, ehe er ſie erwürgte. Das Ungeheuer glaubte ſeine Rache nicht anders recht ſättigen zu können, als wenn es ſie zugleich verächtlich und unglücklich machte.

Alle Gefängniſſe wimmelten bald von wahren oder vorgeblichen Mitgenoßen in Sejans Verſchwörung. Bisher waren blos Männer, und zwar Männer vom Range, der Anklage eines Majeſtäts Verbrechens ausgeſetzt geweſen; jetzt traf dieſes Loos auch Damen, und da man ſie nicht wohl beſchuldigen konnte, nach der höchſten Gewalt im Staate geſtrebt zu haben, ſo machte man die zärtliche Theilnahme an dem Schickſale ihrer Verwandten und die Thränen, die ſie darüber vergoſſen, ihnen zum Verbrechen.

Durch das unaufhörliche Morden ward der grauſame und argwöhniſche Charakter des Tyrannen allmählich bis zu einer Art von blutdürſtigem Wahnſinne ungeſtimmt. Bald genügte ihm nicht mehr an einzelnen Hinrichtungen, und er befahl daher, daß die Angeklagten alle mit einander und ohne weitere Unterſuchung ermordet werden ſollten. So ward die ganze Stadt eine Jammerſtätte des Blutvergieſſens und des Leidtragens. Perſonen von allen Ständen und Altern wurden auf dem öffentlichen Richtplatze geſtäupt, gefoltert, zerſtümmelt. Todte und faulende Leichname lagen aufgethürmt aufeinander, und den Freunden und Verwandten der Verurtheilten war ſelbſt der armſelige Troſt verſagt, ſie zu ſehen und ihnen die letzte Ehre zu erweiſen. Man warf zuletzt die Leichname in die Tiber, und wendete alle Sorgfalt an, daß ſie nicht ſobald wieder ans Land kommen konnten. So elend waren die Römer unter der willkührlichen Geiſel dieſes Tyrannen. Kein Menſch, auch der Tugendhafteſte

haſteſte war nicht von ſeinem Blutdurſte ſicher; vielmehr war gerade die Tugend ein Beweggrund mehr für ſeine Grauſamkeit. Von zwanzig Senatoren, die er zu ſeinem geheimen Rathe auserkohren hatte, ließ er ſechzehn hinrichten. „Mögen ſie mich haſſen, rief er, dafern ſie mir nur gehorchen!“ Einſt rief er aus: „O welch glücklicher Mann war Priamus; er überlebte alle ſeine Verwandten!“ Kein Tag vergieng ohne irgend eine barbariſche Hinrichtung, und mancher brave Mann verſchwand jetzt aus der Reihe der Lebendigen, ohne daß die Seinigen ſein Schickſal recht erfuhren. Bisweilen ſpaßte der Unmenſch wohl bei ſeinen Grauſamkeiten, wie er denn einen Menſchen, der ſichs hatte einfallen laſſen, einer vorübergetragenen Leiche ins Ohr zu flüſtern, daß ſie dem Auguſtus ſagen möchte, wie ſein Vermächtniß an das Volk noch unbezahlt wäre, vor ſich kommen, ſeinen Antheil ihm auszahlen, dann aber ihn hingehen und dem Auguſtus ſagen hieß, daß Er wenigſtens ſeinen Theil bekommen habe, worauf der arme Witzling augenblicklich hingerichtet wurde.

Durch nichts wurde die Erbitterung des Tyrannen ärger gereitzt, als durch die Entdeckung, daß ſein Sohn Druſus, nicht, wie er geglaubt hatte, durch die Folgen ſeiner Unmäßigkeit, ſondern durch die Bosheit ſeiner Gattinn und ihres Ehebrechers, des Sejans, getödtet worden war. Seit der Zeit fühlte er ſich dergeſtalt zum Blutdurſt geneigt, daß peinliche Unterſuchungen ſeinen liebſten Zeitvertreib abgaben, und daß ihm nichts innigeres Vergnügen gewähren konnte, als Angeklagte martern und hinrichten zu ſehen. Die Inſel Capreä, recht zum Schlupfwinkel eines gekrönten Tigers gemacht, ertönte von dem Jammergeſchrei der Gepeinigten, und noch lange nachher zeigte man mit Entſetzen den Ort, wo Tiberius ſich an den Quaa-

len

len ſeiner Schlachtopfer geweidet hatte. Alle möglichen Arten von Martern erſann er für ſie. Eine der ſeltſamſten war, daß er ſie eine ungeheure Menge Wein zu trinken zwang, und ihnen zu gleicher Zeit das Zeugungsglied zubinden ließ. Wenn die Büttel, von der Arbeit des Marterns erſchöpft, vor Müdigkeit hinſanken, ſo ließ der Tyrann die Unglücklichen, deren einziges Verbrechen gewöhnlich war, daß ſie ihm mißfallen hatten, vor ſeinen Augen ins Meer werfen. Die Seeſoldaten waren bei dieſem Schauſpiele zugegen, und zerſchlugen mit ihren Hacken und Rudern die Körper dieſer verſtümmelten und blutigen Menſchen, um ihnen das Bischen Leben, das ihnen noch übrig war, vollends zu entreiſſen. So bot der abſcheuliche Wütherich ſeinen ganzen Erfindungsgeiſt auf, um die Martern der Angeklagten recht barbariſch einzurichten. Leute, die ihr trauriges Leben durch den Selbſtmord zu endigen wünſchten, nöthigte er, daſſelbe unter lauter Quaalen und Todesfurcht fortzuſetzen. Er ließ Angeklagte, die ſchon Gift genommen, oder ſich tödtlich verwundet hatten, halb entſelte, oder ganz ſterbend, vor den Senat bringen, damit ſie eine härtere Todesſtrafe empfangen möchten.

Mit dieſer unmenſchlichen Grauſamkeit verband Tiberius eine Raubſucht, die allein hinreichend geweſen wäre, ſeinen Namen der ſpäteſten Nachwelt zum Abſcheu zu machen. Sein unerſättlicher Geiz ließ keine Art der Erpreſſungen unbenutzt, um die Einkünfte nicht des Staats, ſondern ſeiner eigenen Kaſſe zu vermehren. Den Augur Lentulus ließ er zu Tode ärgern, um ſeine Einkünfte zu bekommen; den Sextus Marius, den reichſten Mann in Spanien, ließ er vom tarpejiſchen Felſen herabſtürzen. Den Vorwand zu dieſer Unthat gab ihm eine ſehr verdäch-

tige

Anklage der Blutſchande mit ſeiner Tochter. Sein wahres Verbrechen war ſein Reichthum, und damit darüber kein Zweifel übrig bliebe, ließ Tiberius, ungeachtet ſeine Goldbergwerke zum Nutzen des römiſchen Volkes konfiſcirt waren, den Ertrag derſelben in ſeine eigene Schatzkammer liefern. Er bediente ſich der ſchändlichſten Kunſtgriffe, die Staaten der kleinen Fürſten, welche in Syrien, Griechenland und Gallien noch einige Herrſchaften beſaßen, einzuziehen. Gegen einige derſelben gieng er mit ſo großer Unverſchämtheit zu Werke, daß man ihnen kein anderes Verbrechen vorwarf, als das ſie einen Theil ihres Erbgutes in baarem Gelde beſäßen. Eine ſeiner abſcheulichſten Grauſamkeiten dieſer Art war die, welche er gegen Vonones verübte. Dieſer aus ſeinen Staaten verjagte König der Parther hatte ſich nach Antiochia geflüchtet, und ſeine Perſon und ſeine Schätze dem Schutze des Reiches anvertraut. Tiberius ließ ihn ermorden, und bemächtigte ſich ſeiner Schätze.

Nicht zufrieden, mit dem Leben und dem Eigenthume ſeiner Unterthanen zu ſpielen, beleidigte er auch die öffentliche Sittlichkeit, mit einer völligen Schaamloſigkeit. Es befand ſich in Rom ein durch ſein ausſchweifendes Leben berüchtigter Greis, welchen Auguſt ehemals für ehrlos erklärt hatte. Tiberius, der ſich beim Antritte ſeiner Regierung verſtellen mußte, machte dieſem Bürger, in vollem Senat, über ſeine Ausſchweifungen Vorwürfe. Schon am dritten Tage nachher aber verſprach er ihm, bei ihm zu Abend zu eſſen, unter der Bedingung, daß er in ſeiner gewöhnlichen Lebensart nichts ändern, und junge nackte Mädchen ihn, nebſt den übrigen Gäſten, an der Tafel bedienen würden. Verſchwiegenheit über das, was bei dieſen zügelloſen Mahlzeiten vorgieng, wurde nicht verlangt, und ſo war bald das ganze Reich davon unterrichtet.

Auf

Auf der Inſel Capreä, von Roms Augen entfernt, überließ ſich der Tyrann gänzlich ſeinen viehiſchen Neigungen. Ungeachtet dieſe Inſel nur etwa vierzig tauſend Schritte im Umfange hat, ſo erbaute er doch zwölf Palläſte auf derſelben, die er abwechſelnd bewohnte. In dieſen Palläſten und in ſeinen Luſtgärten ließ er eigene Cabinette der Wolluſt anlegen, in welchen man eine Menge junger Leute beiderlei Geſchlechts verſammelte, die ſich in ſeiner Gegenwart den ſchändlichſten Genüſſen überließen, um durch dieſe geilen Bilder ſeine erloſchene Einbildungskraft zu erhitzen, und ſeine erſchlafften Organe neu zu beleben. Er erſann ſogar neue Wörter, um die unnatürlichen Vergnügungen, welche dieſe monſtröſen Vermiſchungen verſchafften, auszudrüken. Man verſichert, daß ſogar Kinder in der Wiege zuweilen die Werkzeuge und die Schlachtopfer dieſer abſcheulichen Wollüſte geweſen ſeyen: denn das Ungeheuer, welches immer nach Blut lechzte, wollte es auch mitten im Genuß ſeiner Wollüſte fließen ſehen. Er ſcheute ſich nicht, einen Diener des Altars und ſeinen Prieſter, faſt während eines Opfers, zu ſchänden. Da die beiden Unglücklichen ihm die Abſcheulichkeit ſeines Verbrechens vorwarfen, ſo krönte er es dadurch, daß er ihnen die Beine zerſchlagen ließ. Vornemlich waren die edelſten römiſchen Damen ſeinen Anfällen ausgeſetzt. Einſt ließ er eine Schöne, Namens Mallonia, zu ſich holen, und da ſie ſich unerſchrocken ſeinen abſcheulichen Begierden widerſetzte, klagte er ſie des Verbrechens der beleidigten Majeſtät an. Die Heldinn erſchien vor ſeinem Tribunal, und auf ſeine Frage: ob ihr Widerſtand ſie jetzt nicht gereue? machte ſie dem Ungeheuer die bitterſten Vorwürfe über ſein ſchändliches Leben, eilte dann davon, und ſtieß ſich einen Dolch ins Herz.

So quälte dieſer ſchröckliche Tyrann die Menſchen, während ſein ſchwarzer Argwohn ihn ſelbſt noch mehr quälte. Durch die täglich wiederholten Empfindungen von Rachſucht und Blutdurſt, und die viehiſchen Ausſchweifungen ieder Art, wurde ſeine Seele allmählich in einen unnatürlichen Zuſtand von Zerrüttung verſetzt, ſo daß er ſehr oft in eine Wuth gerieth, wo er ganz ohne Bewußtſeyn handelte. In einem ſeiner Briefe an den Senat bekannte er, daß die Götter und Göttinnen ihn dergeſtalt zerrüttet und verwirrt hätten, daß er ſelbſt nicht wiſſe, was, noch wie er ſchreibe. In der That hatte er wohl Urſache zu einem ſolchen Bekenntniſſe. Der Senat haßte, das Volk verabſcheute ihn, ſeine nächſten Freunde zitterten vor ihm, und ſeine körperliche Gebrechen wuchſen mit ſeiner Unmäßigkeit. Die einheimiſchen Provinzen wurden von Schurken verwaltet, die auswärtigen ungeſtraft verheert. Möſien ward von den Daciern und Sarmaten geängſtiget, Gallien von den Deutſchen verwüſtet, und Armenien vom Partherkönige erobert. Aehnliche Unfälle würden ohne Zweifel einen jeden andern Regenten aufgerüttelt haben. Nur Tiberius war ſo ſehr Sklave ſeiner viehiſchen Lüſte, daß er ſeine Provinzen gänzlich der Vorſorge ſeiner Statthalter überließ, und dieſe ſannen mehr auf Zuſammenhäufung von Privaſchätzen, als auf die Sicherheit des Reichs. Dennoch konnte es nicht fehlen, daß ſo drohende Unordnungen dem Tiberius zuweilen eine vorübergehende Beklemmung verurſacht hätten. Manchmal wünſchte er, daß Himmel und Erde zu Grunde gehen möchte, wenn er ſtürbe.

Verhaßt dem Erdboden und ſich ſelbſt zur Laſt, ein Feind der Lebendigen und ein Peiniger ſeines eigenen Lebens, begann er endlich im zwei und zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung das Herannahen ſeiner Auflöſung,

Auflöſung, und das gänzliche Erlöſchen ſeiner Gelüſte zu ſpüren. Jetzt hielt er's für Zeit, an die Wahl eines Nachfolgers zu denken. Nach dem Tode des Germanikus waren ſeine Kinder die nächſten Erben zum Throne, und Caligula war der einzige von ſeinen drei Söhnen, der durch ſeine ſtarke Natur den giftigen Anfällen Sejan's entronnen war. Tiberius konnte lange nicht mit ſich einig werden, ob er den Prinzen, deſſen Laſter troß ſeiner Verſtellung deutlich genug ins Auge fielen, zur Thronfolge ernennen ſollte. Oft hatte man ihn ſagen hören, daß dieſer Jüngling alle Laſter Sulla's an ſich habe und keine ſeiner Tugenden, daß er eine Natter ſey, die das Reich vergiften, und ein Phaeton, der die Welt in Brand ſtecken werde. Aber dieſer wohlgegründeten Beſorgniſſe ungeachtet beſtimmte er ihn dennoch endlich zur Thronfolge, vielleicht um durch die Scheußlichkeit ſeines vermuthlichen Betragens die Schande ſeines eigenen zu bedecken.

Obgleich der Tyrann von Capreä den Tod immer näher kommen ſah, ſo war ihm doch der Gedanke an denſelben ſo unerträglich, daß er alles anwandte, um ihn von ſich zu entfernen, und auch andere glauben zu machen, daß er ſich wohl befände. In dieſer Abſicht verließ er äußerſt matt und kraftlos ſeine Inſel, um in einer kleinen Stadt Campaniens gewiſſen kriegeriſchen Spielen beizuwohnen. Die heftige Bewegung, worein er ſich ſetzte, als er, mit dem Bogen in der Hand, einen Eber, den man auf dem Kampfplatz gelaſſen hatte, verfolgte, zog ihm einen Schmerz in der Seite zu, der ſeinen Tod beſchleunigte. Er ließ ſich auf das Vorgebürge Miſänum, in ein Landhaus bringen, das vormals dem Lucullus gehört hatte. Hier war es, wo ſein Arzt, ſich ſtellend, als wolle er ihm die Hand küſſen, das Ermat-

ten ſeines Pulſes fühlte, und des Kaiſers dermaligem Günſtlinge Macro berichtete, daß er nicht über zwei Tage zu leben habe. Allein Tiberius, der des Arztes Kunſtgriff gemerkt hatte, bot alle ſeine übrigen Kräfte auf, um ſeine Behauptungen Lügen zu ſtrafen. Bis Abend blieb er bei der Tafel, grüßte alle ſeine Gäſte beim Abſchiede auf's verbindlichſte, und ereiferte ſich gewaltig über die Kühnheit, mit welcher der Senat einige Leute losgeſprochen hatte, die er verdammt wiſſen wollte. Rache und Untergang drohte er dieſen Ungehorſamen, und war ſchon im Begriff einen blutigen Befehl ausgehen zu laſſen, als er in eine Ohnmacht ſank, die alle Welt für tödtlich hielt. Sein Athem war äußerſt ſchwach, und er fieng an mit dem Tode zu ringen.

Der Thronfolger Caligula glaubte, nun ſey es nicht mehr zu frühe, ſich die Krone aufzuſetzen. Umgeben von einem Haufen von Höflingen verließ er den Pallaſt, um ſich von der Leibwache huldigen zu laſſen, und dem Senat ſeine Thronbeſteigung anzukündigen. Kaum war er zum Vorhofe hinaus, als Sklaven, ganz außer ſich, ihn benachrichtigten, daß der alte Tyrann die Sprache wieder bekommen habe, und zu eſſen verlange, um ſich von ſeiner Erſchöpfung zu erholen. Dieſer Donnerſchlag ſchreckte und zerſtreute das Gefolge des neuen Herrſchers. Caligula ſelbſt, von Schrecken betäubt, glaubte vom Throne herunter geriſſen zu ſeyn, um in's Grab geſtürzt zu werden. Aber Macro, ein Böſewicht von Kopf, eilte ſogleich ins Zimmer des Tiberius, und erſtickte den verhaßten Greis durch auf ihn gehäufte Betten. Sein Tod erfolgte am ſechzehenten März des ſieben und dreiſſigſten Jahres der chriſtlichen Zeitrechnung. Er hatte acht und ſiebenzig Jahre gelebt, und drei und zwanzig regiert.

Die Freude über den Tod des Wütherichs war allgemein. Verachtung und Haß gegen ihn hatten die Höhe erreicht, daß ſich das Volk, auf die erſte Nachricht von dem Hinſcheiden ſeines Quälers, zuſammen rottete, und mit dem Geſchrei durch die Straſſen tobte: „in die Tiber mit dem Tyrannen! Bitte und Gebet an die Erde, aller lebendigen Mutter, an die Geiſter der Abgeſchiedenen, daß ſie ihm keinen Platz vergönnen, als unter den Verdammten!" Nur ſein Militair konnte den Leichnam von der Schande eines unehrlichen Begräbniſſes retten. Aber vergeblich blieb des Senats Bemühen, durch Verbrennung nachtheiliger Schriften den Verbrecher aus dem Andenken der Nachwelt zu verdrängen.

IV. Die Albigenſer und Waldenſer.

Scenen religiöſer Verfolgungswuth aus dem zwölften und dreizehenten Jahrhundert.

1.

Allmähliche Verfälſchung des Chriſtenthums. Die päbſtliche Gewalt. Verfolgung der Andersdenkenden. Arnold von Breſcia.

Die Religion der Chriſten, ſo wie ſie aus der Hand ihres Stifters kam, enthielt die wichtigſten und wohlthätigſten Wahrheiten in einer ganz einfachen und ungekünſtelten Darſtellung. Ihre Beſtimmung gieng offenbar dahin, ſolche Lehren allgemein zu verbreiten,

die auf Ruhe und Zufriedenheit den wichtigſten Einfluß haben. Allein nicht lange behielt die Religion der Chriſten ihre natürliche Einfalt. Man behandelte ſie bald als eine gelehrte Wiſſenſchaft, erregte Streit über die einzelnen Lehren, und jeder der ſtreitenden Theile bot ſeinen Witz und ſeine Gelehrſamkeit auf, um ſeine Meinungen gegen Andersdenkende durchzuſetzen. Dadurch verlor die Religion immer mehr von ihrer Reinheit und Einfalt, und am Ende hörte man gar auf, das Weſentliche vom Zufälligen, den Kern von der Schale zu unterſcheiden.

Wenn die innere Ruhe in der Kirche nicht ganz aufgeopfert werden ſollte, ſo mußten die Streitigkeiten entſchieden und beigelegt werden. Daher entſtund die Gewohnheit, daß ſich die erſten und angeſehenſten Lehrer der Chriſten, welche Biſchöffe genannt wurden, zuweilen verſammelten, um die ausgebrochenen Streitigkeiten zu entſcheiden, und durch ihren Ausſpruch zu beſtimmen, welcher Theil Recht habe oder nicht. Solche Zuſammenkünfte hießen Kirchenverſammlungen oder Concilien, und trugen ſehr viel dazu bei, daß die chriſtliche Religionsgeſellſchaft immer mehr das Anſehen einer bürgerlichen Geſellſchaft erhielt, in welcher den Biſchöffen das Amt eines Richters anvertraut war, deſſen Entſcheidung als lautere Wahrheit anzuſehen ſey. Was auf einer Kirchenverſammlung entſchieden und beſtimmt worden war, ſollte und mußte jeder Chriſt als wahr annehmen, und jeder, der davon abwich, wurde als Irrgläubiger angeſehen und verdammt. Zugleich waren aber auch dieſe Verſammlungen ein Mittel, wodurch ſich die Geiſtlichkeit zu dem Anſehen empor ſchwang, daß ſie allein über Wahrheit und Irthum zu entſcheiden im Stande wäre. Und jeder Biſchoff, dem es hier gelang, ſeine Meinung durchzuſetzen, und als wahr geltend zu machen,

chen, erwarb ſich damit einen Vorrang und ein Anſehen vor andern ſeiner Amtsbrüder, das in der Folge um ſo bedeutender ward, je öfter ihm dieſes Glück zu Theil geworden war.

Auf dieſem Wege gelangten die Biſchöffe allmählich zu einem Anſehen, das ihnen gar nicht zukam. Sie erwarben ſich damit die Würde eines Richters in Glaubensſachen, dem Niemand widerſprechen durfte; ſie entzogen ſich eben deswegen der Gerichtsbarkeit weltlicher Obrigkeiten und Richter, maßten ſich ſelbſt eine ausſchließende Richtergewalt in Kirchenſachen an, und verbreiteten überhaupt dadurch die Meinung von einer beſondern Heiligkeit ihres Standes und Amtes, die für ſie ſtets ſo einträglich und wichtig war. So wurde aber auch Ehrgeitz und Herrſchſucht in ihnen angefacht, ſo daß ſie von dieſer Zeit an ununterbrochen darauf hinarbeiteten, ſich von der niedern Stuffe der Volkslehrer auf den glänzendſten Thron der Volksbeherrſchung empor zu ſchwingen. Dieſe letztere Abſicht zu erreichen, konnte ihnen auch bei der Unwiſſenheit und dem Aberglauben der damaligen Zeiten, bei der Schwäche und Roheit der meiſten Fürſten, ſo wie auch bei der Schlauheit und Liſt, womit ſie, die Biſchöffe ſelbſt, alles zu benutzen wußten, was ihr Anſehen und ihre Macht erhöhen konnte, gar nicht ſchwer werden. Aus Unwiſſenheit und Aberglauben geſtund man ihnen die Vorzüge zu, die ihr Stolz ſich anmaßte, überließ man ihnen ganze Länder und Beſitzungen, die ihre Einkünfte eben ſo vermehrten, als ſie ihr Anſehen und ihre Macht empor hoben. Man glaubte die Religion, ja Gott ſelbſt durch reiche Schenkungen und Vermächtniſſe an die Kirche und ihre Diener zu ehren, und ſah ſich durch die Gunſt und die Lobeserhebungen der letztern mehr geehrt, als durch glänzende Thaten und ausgezeichnete Vorzüge.

Keiner

Keiner unter allen Biſchöffen erwarb ſich größeres Anſehen, als der Biſchoff zu Rom. Ihm gelang es, ſich in Kurzem nicht nur zum Beherrſcher anſenlicher Länder und Beſitzungen, ſondern auch zum Oberhaupt anderer Lehrer erhoben zu ſehen. Zwar war er anfangs um nichts vornehmer, als jeder andere Lehrer; allein die Größe und der Reichthum der Stadt, und die Sage, daß der Apoſtel Petrus ſelbſt in Rom gelebt und die dortige Gemeinde geſtiftet habe, ſo wie auch die Anmaßungen der römiſchen Biſchöffe, verhalfen ihm endlich zu der Würde des erſten und vornehmſten Biſchoffs der Kirche, und gaben ihm den Vorzugsnamen Pabſt. Die Macht und das Anſehen dieſes Biſchoffs wuchſen ſo ſchnell und ſo hoch, daß ſchon zu Ende des fünften Jahrhunderts ein römiſcher Biſchoff ſeinem Kaiſer ins Geſicht ſagen konnte: „In Kirchenſachen iſt der Wille des Königs dem Willen der Prieſter unterworfen, und Biſchöffe haben einen höheren Rang als Könige.“

Jemehr die Päbſte und die geſammte Geiſtlichkeit ihre Macht mißbrauchten, und die Religion zur Staats- und Finanzſache machten; jemehr ſie Gegenſtände des gemeinen Lebens zur Religion zogen, und die Layen vom Gebrauch des Verſtandes, beſonders wenn ſie ihn auf Religions- und Kirchenſachen richten wollten, zurückhielten: deſto mehreren Prüfungen waren ihre Unternehmungen ausgeſetzt, und deſto häufiger kam es darüber zur Sprache. Der geſunde Menſchenverſtand bewirkte allmählich bei vielen Layen die Ueberzeugung, daß der wahre Gottesdienſt in der Erfüllung gemeinnütziger Pflichten beſtehe; und daraus ergab ſich dann leicht, daß man an dem Unweſen, das ſich die Geiſtlichkeit in Staats- und Kirchenſachen und im gemeinen Leben erlaubte, großen Anſtoß nahm, und ſich zuletzt dagegen ſetzte. Da

aber das ganze Gebäude der Pabſtherrſchaft auf dem feſten Glauben aller Beherrſchten an die Heiligkeit und Allgewalt der Kirche beruhte, ſo mußten natürlich die Päbſte über nichts ſo ſehr wachen, als über die Erhaltung dieſes Glaubens, und wer nur an einem einzigen Satze, den die Kirche lehrte, den kleinſten Zweifel laut werden ließ, mußte vernichtet werden. Das erfuhr zuerſt um die Mitte des zwölften Jahrhunderts Arnold von Breſcia, ein kühner und beredter, und über die Vorurtheile ſeiner meiſten Zeitgenoſſen erhabener Mann. Seine theologiſchen Ketzereyen über Abendmahl und Taufe,, von denen er geringe Vorſtellungen hegte, kamen kaum in Betracht gegen den Freimuth, mit dem er die Anmaßlichkeiten der Geiſtlichen überhaupt, und des Pabſtes insbeſondere, angrief. Als ein Man von Talenten und von unbezähmter Ruhmbegierde, ausgerüſtet mit allen Künſten, welche den Beifall der Menge erworben, ſtreng in Sitten und im ganzen Verhalten, machte er zuerſt großes Aufſehen in ſeiner Vaterſtadt durch heftige Ausfälle auf die Geiſtlichen, und durch die Einſchärfung der angenehmen Wahrheit, daß ſie ihre vielen und herrlichen Einkünfte verlieren und zu der kümmerlichen Lebensart der Apoſtel zurückgeführt werden müßte, wenn ſie wahre Achtung verdienen und Nutzen ſtiften wollte. Eigenthum und Gebiet, lehrte er, gehöre nur für Fürſten und für weltliche Perſonen; die Befugniß, über die einzelnen Mitglieder des Staats zu richten, ſtehe nur dem Volke zu.

Arnolds Grundſätze hatten ganz natürlich nicht das Glück, den Beifall der hohen Geiſtlichkeit zu erlangen; ſie wurden vielmehr in einer allgemeinen Prälatenverſammlung im Lateran verdammt, und dem kühnen Neuerer drohte die Einſperrung, welcher er durch die Flucht zuvorkam. Er begab ſich nach Frankreich,

und

und weil er auch hier keinen Schutz fand, nach Zürich, wo er wahrſcheinlich einen Saamen ausſtreute, der lange nachher erſt aufgieng. Indeſſen öffnete ſich ihm die Gelegenheit, auf einem glänzenderen Schauplatze zu erſcheinen, und die Päbſte ſelbſt im Mittelpunkt ihrer Gewalt anzugreifen. In Rom herrſchte große Unzufriedenheit. Da gab es viele mächtige Häuſer, die, alles Antheils an Regierungsgeſchäften beraubt, nach Einfluß und Unabhängigkeit ſtrebten. Bei den bisherigen Unruhen, die aus zwieſpaltigen Pabſtwahlen entſtanden, hatte das römiſche Volk von ſeiner jetzigen Staatsverfaſſung ſehr kleine, bei dem erneuerten Studium der alten römiſchen Geſetze aber, ſehr große Vorſtellungen von den Vorzügen des vormaligen Zuſtandes ſeiner Stadt gefaßt. Alles dieß wirkte zuſammen, daß die innere Gährung endlich im Jahr ein tauſend ein hundert und vier und vierzig in einen Aufruhr ausbrach, in welchem der Pabſt Lucius der Zweite ſelbſt durch einen Steinwurf das Leben verlor.

Unter dieſen Umſtänden kam Arnold nach Rom, und benutzte die revolutionaire Stimmung der Gemüther, um ſie zur Einführung einer republikaniſchen Verfaſſung zu bereden. Er erinnerte ſie an Roms ehemalige Größe; er ermunterte ſie, den Ritterſtand, dem man jene Größe vorzüglich zuſchreiben müſſe, zu ſeiner alten Tugend zurück zu bringen, das Kapitolium wieder aufzubauen, und den Pabſt von der Theilnahme an der Regierung auszuſchließen. Das durch ſeine Reden entzündete Volk mißhandelte einige Kardinäle, und riß verſchiedene Palläſte nieder. Man ſuchte die Regierungsform des alten Roms wieder hervor, und übertrug dem Senat die höchſte Gewalt. Die neue Regierung lud darauf den Kaiſer Conrad den Dritten ein, ſeine Reſidenz nach Rom zu verlegen,

verlegen, und mit Ausſchlieſſung aller Geiſtlichen, ſowohl über Italien als Deutſchland zu herrſchen. Allein Conrad traute dem Freiheitsſchwindel nicht, und weil er nicht hoffen konnte, daß die dem Hirtenſtabe abfallenden Römer ſein Scepter küſſen würden, ſo folgte er dem Rufe nicht. Inzwiſchen dauerten die Unruhen noch mehrere Jahre fort, bis endlich Arnold im Jahr ein tauſend einhundert und fünf und fünfzig auf päbſtlichen Befehl als ein gefährlicher Kezer ergriffen, und, andern zum ſchreckenden Beiſpiel, gekreuzigt wurde. Und damit ſein Leichnam nicht von ſeinen Anhängern als Heiligthum eines Märtyrers verehrt würde, ward er verbrannt, und die Aſche davon in die Tiber geſchüttet.

2.

Die Albigenſer werden wegen ihres Glaubens vom Pabſte verfolgt.

Der päbſtliche Bannſtrahl wüthete ſeit der Zeit mit fürchterlicher Gewalt gegen einen jeden, der ſich erdreuſtete, die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters anzutaſten, und ſich ſeinen Verordnungen zu widerſetzen. Die Meinung, daß er allein das Recht habe vorzuſchreiben, was die Chriſten glauben und lehren ſollten, ward als eine Glaubenslehre allgemein verbreitet, und niemand durfte es wagen, daran zu zweifeln, wenn er ſich nicht den ſchröcklichſten Verfolgungen und Strafen ausſetzen wollte. Die Diener der Religion betrachteten das Chriſtenthum als ein Mittel, ihre Leidenſchaften zu befriedigen, als einen Deckmantel ihrer niedrigen Lüſte und Bosheit. Geiz und Habſucht,

Herrſch-

Herrſchbegierde und Vergrößerungsſucht ihrer Macht, beſeelten faſt alle, und am meiſten die Vornehmen unter ihnen. Laſter, deren Anblick die Menſchheit entehrt, herrſchten zu Rom, am Hofe des Pabſtes, und erregten allgemeinen Abſcheu. Völlerey, Ehebruch, Wolluſt und ſchändliche Gewerbe, waren allgemein bekannte Laſter der niedrigern und höheren Geiſtlichkeit. Schändlicher Sektengeiſt, der keinen neben ſich duldet, der anders denkt und glaubt, zeichnete die Biſchöffe und Päbſte zu allen Zeiten aus, und verleitete ſie zu dem unchriſtlichen Verfahren, womit ſie gegen Ketzer wütheten. Das liederliche Leben ſo mancher Mönchsorden, ihre Ungerechtigkeiten und Betrügereyen, ihre Ausſchweifungen und Laſter, denen ſie größtentheils ergeben waren, zeigen deutlich genug, daß die mehreſten von ihnen moraliſch ſchlechte Menſchen waren, die auch den letzten Keim wahrer Tugend und Frömmigkeit in den Herzen der gemeinen Chriſten ertödteten.

Das Sittenverderben jener Zeiten war ſchröcklich, und die Religion verlor faſt ganz ihre wohlthätige Kraft. Sich freigebig gegen die Kirche und die Klöſter beweiſen, für ſein baares Geld ſich Meſſe leſen zu laſſen, eine Menge nichtsſagender Gauckeleyen und Gebräuche beobachten, fleißiges Faſten und Herſagen unverſtändlicher Gebetsformeln, Anrufung der Heiligen und unbegrenzte Ehrfurcht gegen die Geiſtlichen: dieß hieß damals Religion haben und ein Chriſt ſeyn. Aber Beſſerung und Veredlung des Herzens zur Tugend und Frömmigkeit, durch die Wahrheiten des Chriſtenthums ſich zur treuen Erfüllung ſeines Berufs und ſeiner Pflichten zu ſtärken, Gott durch ein heiliges Leben und frommen Wandel zu dienen, das war nicht die Abſicht, welche zu erreichen, das Chriſtenthum gepredigt und verkündigt ward.

Es

Es gab indeſſen auch in dieſen Zeiten der Verwilderung und des Sittenverderbens einzelne aufgeklärte und gutdenkende Männer und kleine Geſellſchaften, denen die Lehre der Päbſte zum Anſtoß gereichte, und die ſie weder mit Vernunft noch Bibel zu vereinigen vermochten. So wie Arnold von Breſcia die Oberherrſchaft, die ſich die Geiſtlichen über die Weltlichen anmaßten, dem Geiſte des Chriſtenthums nicht angemeſſen fand, ſo äuſſerten auch bald in Frankreich manche aufgeklärte, von den Vorurtheilen der Kirche nicht verblendete Männer, ihre Zweifel und Bedenklichkeiten, welche die Einmiſchung der Mönche und anderer Geiſtlichen in die weltliche Regierung, ſo wie die Weltherrſchaft des Pabſtes, hauptſächlich zum Gegenſtande hatten. Solche freimüthige, den päbſtlichen Anmaßungen und Religionsverfälſchungen ſich widerſetzende Männer, traten zuerſt im mittäglichen Frankreich auf. Sie wurden Albigenſer genannt, ein Name, den ſie von ihrem Vaterlande Albigeois führten, deſſen Hauptſtadt Albey in der lateiniſchen Sprache Albiga genannt wird.

Die Landſchaft Albigeois war ein Theil der Grafſchaft Toulouſe, die in der Folge zum Gouvernement von Languedok gerechnet wurde. Die Albigenſer aber, wenn man unter dieſer Benennung eine beſondere Religionsparthey verſteht, hatten ſich durch die ganze Grafſchaft Toulouſe und Provence ausgebreitet. Ihr Urſprung fällt in das eilfte Jahrhundert. Ihre Lehrſätze und Sitten waren, in den Augen ihrer Gegner und Peiniger, die verwerflichſten. Ihre eigenen Glaubensbekentniſſe aber erhalten den gewiſſeſten Beweis von den hellen und reinen Begriffen, welche unter ihnen zu finden waren, ſo wie von der Einfalt, Strenge und Unſchuld ihrer Lebensart. Von der herrſchenden römiſch-katholiſchen Kirche wichen ſie vornemlich in folgenden

folgenden Lehrſätzen ab. Sie behaupteten: die Meſſe wäre eine menſchliche Erfindung, von welcher Chriſtus und die Apoſtel nichts wüßten; die Fürbitten der Lebendigen für die Seelen der Verſtorbenen könnten keine Wirkung haben, und wären folglich vergeblich; das Fegefeuer wäre eine Erfindung der prieſterlichen Habſucht; die Heiligen müßten nicht im Gebete angerufen werden; die Verwandlung die Hoſtie in den Leib Chriſti im Abendmahl wäre Erdichtung, und die Verehrung der konſekrirten Hoſtie Abgötterey, und der Pabſt wäre nichts mehr, als ein jeder nderer Biſchoff der Kirche.

Solche Behauptungen, welche der päbſtlichen Gewalt und Unfehlbarkeit den Untergang drohten, entflammten den heiligen Vater Innocenz den Dritten, der damals die dreifache Krone trug, zum ſchröcklichſten Unwillen, und zu einer blutigen Rache. Die geſammte Geiſtlichkeit ſchloß ſich um ſo bereitwilliger an ihn an, da die Sätze der Albigenſer ihre Einkünfte nicht wenig zu ſchmälern drohten, denn die Meſſen und Fürbitten für die Todten mußten mit Gelde gelöſet werden. Weil aber viele Große des Landes die Angriffe auf die Uſurpationen und Ungerechtigkeiten der Geiſtlichen gerne hörten, ſo mußten außerordentliche Waffen ergriffen werden, um ſo viele und gefährliche Feinde zu unterdrücken.

Der Anfang wurde damit gemacht, daß man die Behauptungen der Albigenſer geradezu für ketzeriſch erklärte, und allen denen einen förmlichen Ablaß verhieß, welche gegen ihre Beſchützer die Waffen ergreifen würden. Jeder, welcher der Ketzerey überwieſen worden, ſollte den weltlichen Herren oder deren Beamten übergeben, und ſeine Güter konfiscirt werden. Wenn ein weltlicher Herr ſich ſäumig beweiſen würde, ſein Gebiet von der ketzeriſchen Unſauberkeit zu reinigen,

ſo

ſo ſollte er von den Biſchöffen der Provinz in Bann gethan, und wenn er in Jahresfriſt ſeine Schuldigkeit nicht thäte, dem Pabſte angezeigt werden, welcher darauf die Vaſallen deſſelben vom Eide der Treue losſprechen, und das Land einem ächtkatholiſchen Herrn einzunehmen und zu beſitzen geben würde.

Dieſe Aufhetzungen und Drohungen wurden von einer Zeit zur andern wiederholt, und verſchiedene Albigenſer, die bei ihrem Glauben beharrten, mußten auf dem Scheiterhaufen ſterben. Das brachte einen großen Schreck unter die übrigen, und Rom ſchmeichelte ſich mit der Hofnung, daß bei fortdaurender Strenge in Kurzem von den Ketzern keine Spur mehr zurückbleiben würde. Aber dieſe Hofnung war grundlos, und die Zahl der Albigenſer war noch immer ſehr anſehnlich. Die ſchröcklichen Hinrichtungen, welche ihre Ausrottung vollenden ſollten, zeigten ihren frommen Heldenmuth in einer ſo bewundernswürdigen Größe, daß ſie manchen, der vielleicht noch wankte, zur Annehmung ihrer Grundſätze hinreiſſend begeiſterten. Der Pabſt ſandte zum öftern außerordentliche Legaten in die ketzeriſche Gegend, mit der Vollmacht, alle Ketzerey auszufegen; auch unterließ er nicht, den König und die Großen des Reichs ernſtlich zu ermahnen, dazu die Hände zu bieten. Unter andern kamen im Jahr ein tauſend zwei hundert und vier, zwei Ciſtercienſermönche im Namen des Pabſtes nach Toulouſe, als dem Hauptſitze der Ketzerey, und ſuchten Anfangs die Einwohner in Güte zur Vertreibung der Ketzer aus ihrer Stadt zu bereden. Weil aber ihre Vorſtellungen keinen Eingang bei ihnen fanden, ſo bedrohten ſie dieſelben mit der Ungnade des Fürſten, und mit dem Verluſt ihrer Güter. Dieß wirkte ſo viel, daß ſie die Ketzerey abſchwuren, und die Ketzer zu verbannen verſprachen. Allein, ſie hielten ihren

Eid nur kurze Zeit, und die Albigenſer fiengen von neuem an, ihre nächtlichen Zuſammenkünfte zu Toulouſe zu halten.

So wie hier, gieng es auch an andern Orten, und die Legaten fanden mit ihren Predigten nirgend viel Eingang. Man hörte ſie entweder gar nicht an, oder unterbrach ſie unaufhörlich durch Schmähreden gegen den Luxus der Kleriſey. Den Albigenſern, die auf einen ſimpeln Gottesdienſt drangen, war es unerträglich, daß die Geiſtlichen, als Chriſti Diener und Nachfolger, in prächtigen Kleidern einhergiengen, ſich von vielen Dienern begleiten ließen, Pferde und Wagen hielten, und großen Aufwand machten. Schon waren die Legaten über den ſchlechten Erfolg ihrer Bemühungen mißvergnügt, und wollten voll Verdruß ihr Amt niederlegen, als ihnen ein frommer Prälat den Rath ertheilte, dem Prunk und Luxus, mit dem ſie umherzogen, zu entſagen, und ſich der Demuth, Mäßigkeit und Strenge zu befleiſigen. Die ſtolzen Pfaffen konnten ſich anfangs dazu nicht entſchließen; als ihnen aber der Prälat mit ſeinem eigenen Beiſpiele vorangieng, und ſich erbot, mit ihnen gemeinſchaftlich an der Ausbreitung des rechten Glaubens zu arbeiten, da bequemten ſie ſich endlich, giengen im Lande umher, und machten wirklich hie und da Proſelyten. Aber an den meiſten Orten waren ihre Bemühungen vergebens, und ſie kamen ſogar zuweilen in Lebensgefahr.

3.

Blutiger Religionskrieg. Eroberungen der Kreuzſoldaten unter dem Grafen von Montfort.

Die Macht des Königs von Frankreich war damals ſehr eingeſchränkt, und ein großer Theil des Reichs erkannte ihn nicht eigentlich als ſeinen Oberherrn. Mehr als vierzig große Herren, welche beſondere Herzogthümer und Grafſchaften beſaßen, theilten ſich in die Regierung des Reichs, und das Gebiet des Königs beſtand blos aus Isle de France nebſt Paris, Orleans, Sens, Bourges, Rheims, nebſt einem kleinen Theil von Champagne, und einem großen der Picardie. Der König ſtellte eigentlich weiter nichts, als den erſten unter den Herren des Landes vor, welche Krieg führten, Frieden ſchloſſen, Geſetze vorſchrieben, Abgaben auflegten, die hohe Gerichtsbarkeit ausübten, kurz wahre Landesherren vorſtellten. Der König ſollte zwar der Oberherr und Oberregent ſeyn; aber die Staatsverbindung zwiſchen ihm und den übrigen Fürſten war ſo loſe geknüpft, daß nur ein König von einer beſondern Entſchloſſenheit und Klugheit ſie ſtärker zu befeſtigen vermochte.

Unter den Großen des Reichs, welche die Albigenſer in Schutz nahmen, zeichnete ſich beſonders der Graf Raimund von Toulouſe aus, einer der größten Männer ſeiner Zeit, edelmüthig, rechtſchaffen und von einer aufgekläteren Denkart, als viele ſeiner Zeitgenoſſen. Er fragte nicht, zu welcher Religion man ſich bekannte, wenn man nur ruhig, ohne Störung und ohne jemanden zu beleidigen, lebte. Da nun die

Albigenſer,

Albigenſer, die in ſeinem Gebiete wohnten, ſich als ſtille und fleiſſige Unterthanen betrugen, ſo konnt' er es unmöglich für Recht halten, ſie wegen gewiſſer Meinungen zu verfolgen, die überdieß dem Verſtande ſich weit beſſer empfahlen, als manche Behauptungen der Mönche. Darum achtete er auch anfangs wenig auf die Drohungen der päbſtlichen Legaten, die ihm ausdrücklich befahlen, die Ketzer aus ſeinen Herrſchaften zu entfernen. Der Pabſt ließ die Befehle mehrmals wiederholen, und die Legaten exkommunicirten den Grafen mehr als einmal. In dieſer Verlegenheit berief er die Legaten zu ſich, und verſprach, ſie in allen Stücken zu befriedigen. Sie fanden ſich auf ſeine Einladung ein, und gaben ihm heilſame Ermahnungen, die er bald anzunehmen ſchien, bald aber auch gänzlich verwarf. Sein Haß gegen ſie war unüberwindlich, und bei ihrer Abreiſe ſoll er ſie mit dem Tode bedroht haben. Wirklich wurde einer der Legaten ſchon am folgenden Tage auf der Reiſe umgebracht, und jedermann ſchob die Schuld dieſes Mordes auf den Grafen Raimund.

Der Pabſt gerieth bei dieſer Nachricht in eine Art von Wuth. Ohne erſt die Sache genau zu unterſuchen, ließ er ſogleich in der erſten Hitze an mehrere benachbarte Baronen ein weitläufiges Schreiben ergehen, worinn er den Vorfall umſtändlich erzählte, den Verſtorbenen für einen Märtyrer erklärte, und von ihm ſagte, er würde Wunder thun, wenn die Ungläubigkeit der Einwohner es nicht verhinderte. Er ſetzte hinzu, daß er den Erzbiſchöffen und ihren Suffraganten Befehl ertheilt habe, ihren Eifer in Verkündigung des Glaubens und Friedens, und in Beſtreitung der Ketzerey zu verdoppeln, und den Märder des heiligen Mannes, alle ſeine Mitſchuldige und Vertheidiger, in den Bann zu thun, und diejenigen Oerter,

Oerter, wo ſich dieſelben aufhalten, mit dem Interdict zu belegen. Die Exkommunikation ſollte alle Sonn- und Feſttage wiederholt werden, bis ſich die Schuldigen in Rom einfinden, und Abſolution erhalten haben würden. Die Biſchöffe ſollten auch denen, die dieß unſchuldige Blut rächen, und die Ketzer bekriegen wollten, Vergebung aller Sünden verſprechen. „Da man, hieß es in dieſem Schreiben, nach den Kirchengeſetzen demjenigen keinen Glauben halten darf, der Gott untreu geworden, ſo ſollen alle diejenigen, die dem Grafen Treue verſprochen haben, von ihrem Eide losgeſprochen werden, und einem jeden Rechtgläubigen ſoll es frei ſtehen, nicht nur deſſen Perſon, ſondern auch ſeine Länder in Beſitz zu nehmen, zumal wenn dieß letztere in der Abſicht geſchieht, ſie von der Ketzerey zu reinigen.“

Es war dem Pabſte beſonders auch darum zu thun, den König Philipp Auguſt von Frankreich gegen die Ketzer in Harniſch zu bringen. Er bat ihn deswegen, entweder in Perſon oder wenigſtens durch ſeinen Sohn Ludwig der Kirche Beiſtand zu leiſten, und die Ketzer zu vertilgen. Der König antwortete aber: er habe zween große Löwen zur Seite, nemlich den Kaiſer Otto und den König Johann von England, die alles Mögliche anwendeten, ſein Reich zu beunruhigen; darum ſey es ihm und ſeinem Sohne unmöglich, ſeine eigenthümlichen Staaten zu verlaſſen. Alles, was er jetzt thun könnte, wäre dieß, daß er ſeinen Baronen die Erlaubniß ertheilte, dieſer Unternehmung beizuwohnen. Dieß letztere geſchah, und nun ward überall gegen die verruchten Albigenſer und ihre Beſchützer das Kreutz geprediget.

Das Kreutz predigen hieß, im Namen des Pabſtes bekannt machen, daß alle diejenigen, welche als Soldaten gegen die genannten Ketzer fechten würden,

volle Vergebung ihrer Sünden erhalten ſollten. Da fehlte es nun niemals an Menſchen aus allen Ländern, welche ſich anwerben und das Kreutz auf ihre Jacke heften ließen; einige aus wirklicher falſch verſtandener Frömmigkeit, die mehreſten aber deswegen, weil ſie in dem Lande der Ketzer ungeſtraft plündern, morden, huren, mit einem Worte alle Ausſchweifungen begehen konnten, und oben drein noch die ewige Seligkeit verſprochen bekamen. Sie machten ſich immer nur auf vierzig Tage zu Kriegsdienſten verbindlich. Wer dann Geld und Gut zuſammengeſtohlen hatte, gieng nach Hauſe, und hatte er es verpraßt, ſo kam er wieder.

Das Kreutzheer, welches im Jahr ein tauſend zwei hundert und neun gegen die unglücklichen Albigenſer zuſammen kam, belief ſich auf einige hundert tauſend Mann. Als Graf Raimund das Ungewitter losbrechen ſah, gerieth er ſo ſehr ins Gedränge, daß er ſich mit dem Pabſte wieder auszuſöhnen ſuchen, und ſelbſt das Kreutz annehmen mußte. Der erſte Anfall des Kreutzheeres geſchah, unter der Leitung des päbſtlichen Legaten Milo, auf das Gebiet des Grafen von Beziers und Carcaſſonne, wo der Hauptſitz der Albigenſer und ihrer Beſchützer ſeyn ſollte. Die Stadt Beziers wurde zuerſt belagert, und die rechtglaubigen Einwohner bekamen den Befehl, die Ketzer auszuliefern, wofern ſie nicht mit ihnen umkommen wollten. Niemand war geneigt, ſich einem ſolchen Befehle zu unterwerfen, und ſeine Mitbürger dem Verderben preis zu geben; vielmehr ward beſchloſſen, ſich zu vertheidigen, und Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Dadurch wurden die Kreutzbrüder ſo aufgebracht, daß ſie ſich wüthend den Mauern näherten, und die Stadt ſtürmend eroberten. Die Sieger machten alles, ohne Unterſchied des Alters, des

Geſchlechts

Geſchlechts und der Religion nieder; in der Kirche der heiligen Magdalena tödteten ſie allein ſieben tauſend Menſchen. Ohngeachtet wenigſtens eben ſo viel Katholiken als Ketzer in der Stadt waren, ſo wurde doch keines Menſchen geſchont. Als die Soldaten ſagten, man könne die Ketzer von den Rechtgläubigen nicht unterſcheiden, rief der Legat: „Schlagt ſie alle todt; der Herr kennet die Seinen!“ Und ſo wurden dreiſſig tauſend unſchuldige, und großentheils wehrloſe Menſchen, niedergehauen. Nach vollendetem Morden und Plündern wurde die Stadt eingeäſchert.

Die Streiter des Herrn zogen nun triumphirend vor Carcaſſonne. Als die geängſteten Einwohner dieſer Stadt zu kapituliren verlangten, ließ ihnen der päbſtliche Legate melden: ſie ſollten ſich auf Gnade und Ungnade ergeben, ganz nackend aus der Stadt ziehen, und erwarten, was man mit ihnen vornehmen würde. Da ſie dieſe unanſtändigen Bedingungen verwarfen, wurden ſie eben ſo barbariſch behandelt, als die Einwohner von Beziers. Während des Sturms, ſangen die Biſchöffe, Aebte und Prieſter ſehr andächtig: Komm heiliger Geiſt, Herr Gott!

Zur Fortſetzung der Operationen wählte man den Grafen Simon von Montfort zum Oberbefehlshaber und zugleich zum Regenten der Eroberungen. Er war das Haupt des berühmten Hauſes Montfort-Amauri, ein erfahrner und unerſchrockener Krieger, ſtand dabei in dem Rufe der ſtrengſten Tugend und Frömmigkeit, war beredt und von Perſon groß, wohlgebildet und ſtark. Die andächtigen Kreuzbrüder, geblendet durch den äußern Schein der Gottesfurcht, nannten ihn den Makabäus ſeines Jahrhunderts, den Vertheidiger der Kirche, die Stütze der Religion. Seine Handlungen charakteriſiren ihn aber als einen

grauſamen Deſpoten, der mit kalter Barbarey die unmenſchlichſten Handlungen verübte, und keine Ungerechtigkeiten verabſcheute, um ſeinen ungemeſſenen Ehrgeiz zu befriedigen. Unter ſeiner Leitung wurde ein Tribunal errichtet, das die ſtrengſten Unterſuchungen mit den Ketzern anſtellen ſollte. Es wurde dabei eine bis jetzt auf dem Erdboden ganz unbekannte Gerechtigkeitspflege beobachtet; der Verdacht galt hier ſtatt eines Beweiſes, der Schein ſtatt eines Verbrechens. Ohne die geringſte Auswahl wurden alle Angeber zugelaſſen; der Sohn konnte ſeinen Vater, die Gattinn ihren Gatten anklagen. Dieß Tribunal zündete Scheiterhaufen an, um damit dogmatiſche Meinungen zu beſtrafen. Tauſende von den verfolgten Albigenſern fanden im Feuer und in den Flammen ihr Grab, und mehrere Städte wurden zerſtört. Montfort war der blutdürſtigſte, kälteſte, unerbittlichſte Diener der Ketzerrichter, ganz würdig des Geſchäftes, das ihm aufgetragen war. Einſt brachte man vor ihn zween Ketzer; der eine war von der Sekte derjenigen, die ſich Vollkommene nannten, und der andere war deſſen Schüler. Montfort verurtheilte beide zum Feuer, obgleich der Schüler ſich zu bekehren, und ſeinen Irrthum abzuſchwören verſprach. „Denn ſagte der Graf, iſt ſein Verſprechen aufrichtig, ſo wird das Feuer zur Tilgung ſeiner Sünden dienen; lügt er, ſo wird er für ſeinen Betrug beſtraft.“ Beide wurden alſo an eine Säule gebunden, und der Schüler gefragt: in welchem Glauben er ſterben wolle? „Ich entſage, war ſeine Antwort, der Ketzerey; ich will in dem Glauben der heiligen römiſchen Kirche ſterben, und ich bitte Gott, daß er mir dieſes Feuer zu meiner Reinigung dienen laſſe.“ Man zündete hierauf den Holzſtoß an. Der Vollkommene wurde ſogleich vom Feuer verzehrt. Die Bande des Schülers

lers hingegen brannten ab, ohne daß er ſelbſt Schaden litt, auſſer daß die Fingerſpitzen ein wenig verletzt wurden, welches man als ein Wunder anſah.

Das Glück, welches die Unternehmungen des Grafen Montfort begleitete, machte ihn ſo übermüthig, daß er ſich unterſtund, von dem Grafen Raimund von Toulouſe eine gänzliche Abtretung der von der Kreutzarmee eroberten Städte, Schlöſſer und Domainen zu verlangen, und ihm, im Weigerungsfalle, mit Krieg zu drohen. Raimund, aufgebracht über dieſe Verwegenheit, antwortete ſtolz: mit ihm habe er nichts zu ſchaffen; da er des Bannes entledigt ſey, ſo habe man kein Recht auf ſeine Staaten; er werde ſich wegen dieſer unanſtändigen Zumuthung bei ihrem gemeinſchaftlichen Oberherrn, dem Könige von Frankreich, beim Kaiſer und Pabſte beklagen.

Raimund reiste nach Rom, und beklagte ſich bitter über die Ungerechtigkeiten, die ihm zugefügt wurden. Der Pabſt war durch ſeine Vorſtellungen gerührt, und zeigte ſich bereitwillig, dem Bedrängten Recht zu ſchaffen; allein Montfort und die ihm anhängenden Pfaffen achteten darauf nicht, ſondern fuhren vielmehr fort, im Gebiete des Grafen Eroberungen zu machen, und die Ketzer zu verbrennen. Dann beriefen ſie den Grafen vor ihren Richterſtuhl nach Arles, und befahlen ihm ſogleich nach ſeiner Ankunft, ohne ihr Vorwiſſen die Stadt nicht zu verlaſſen. Dieſe erſte Unverſchämtheit war nur das Vorſpiel einer weit ärgern. Bald wurden ſchriftlich folgende unverſchämte Zumuthungen an ihn gethan: Er ſollte ohne Verzug alle ſeine Truppen abdanken, ſich in allen Stücken dem Befehle des Pabſtes unterwerfen; in allen ſeinen Staaten ſollte man bei Tiſche nicht mehr als zweierley Fiſche eſſen; kein einziger von ſeinen Unterthanen ſollte koſtbare Kleider tragen,

ſondern

ſondern nur ſchwarze und ſchlechte Mäntel; alle ſeine feſten Plätze ſollte er ſchleifen; die Ketzer und ihre Gönner aus ſeinen Ländern vertreiben, und den Legaten hernach alle diejenigen ausliefern, die ſie ihm anzeigen würden; er ſollte nur die vor alten Zeiten gewöhnlichen Auflagen heben; jeder Hausvater ſollte jährlich dem päbſtlichen Legaten oder deſſen Abgeordneten vierzig Toulouſer Denarien zahlen; endlich ſollte der Graf nach Paläſtina gehen und daſelbſt unter den Hoſpitalitern dienen, und ſeine Staaten ſollten während ſeiner Abweſenheit unter der Regierung der Legaten bleiben, die ihn zurück berufen wollten, wann es nöthig und dienlich ſeyn würde.

Da der Graf Raimund dieſe ſchändlichen Bedingungen verwarf, ſo thaten ihn die päbſtlichen Legaten in den Bann, und Montfort erklärte ihm förmlich den Krieg, der für letztern deſto glücklichere Folgen haben mußte, da immer mehr Kreutzſoldaten ſich unter ſeinen Fahnen einfanden. Fortdaurend wurden die ſchröcklichſten Grauſamkeiten verübt, und die Sieger bezeichneten jeden ihrer Schritte mit Plünderung, Mord und Brand. Einſt fielen achtzig edle Ritter in Monforts Hände, und ſogleich ward beſchloſſen ſie aufzuhängen. Die Galgen fielen aber um, weil ſie ſehr ſchlecht aufgerichtet waren. Nun ward beſchloſſen, die Verurtheilten auf andere Art zu tödten, und die Kreutzſoldaten fielen mit raſender Wuth über ſie her, und erſchlugen ſie. Die Gattinn, des edelſten dieſer Ritter ward in einen Brunnen geworfen und mit Steinen bedeckt, und zum Beſchluß wurden drei hundert Ketzer verbrannt. Aehnliche Unthaten fielen bei verſchiedenen Gelegenheiten vor.

Endlich erwachten die Könige von Frankreich und Aragonien aus ihrem Schlummer, und beſchloſſen den Greueln, die ſeit drei Jahren das Land in eine

Einöde

Einöde verwandelten, zu ſteuern. Philipp war als Oberherr der angefochtenen Fürſten und Grafen, Peter von Aragonien als Schwager des Grafen von Toulouſe dabei intereſſirt; auch hatte Montfort ſelbſt die franzöſiſchen Beſitzungen des Königs von Aragonien angegriffen. Philipp beklagte ſich bei dem Pabſte, der ſich mit Zweideutigkeiten heraushalf. Peter von Aragonien hingegen griff in Verbindung mit mehreren Großen wider Montfort ſelbſt zu den Waffen, wurde aber geſchlagen und getödtet.

Der Pabſt fand jetzt zwar für gut, den Fortſchritten des Siegers Einhalt zu thun, und ſich ſelbſt einen Theil der eroberten Länder zuzueignen. Aber Montfort war ſchon zu mächtig geworden, als daß man ihn aus dem Beſitz hätte verdrängen können. Der Pabſt entſchied endlich auf einer Kirchenverſammlung im Lateran die Sache dahin: daß der ketzeriſche Graf Raimund ſeiner Länder auf ewig entſetzt ſeyn, und der tapfere und rechtglaubige Simon von Montfort, zum Lohne ſeiner Arbeiten, im Beſitz aller den Ketzern und ihren Beſchützern abgenommenen Länder bleiben ſollte, jedoch mit Vorbehalt der Rechte ihrer Lehnsherren. So ward Montfort nunmehr Graf von Toulouſe und einer der mächtigſten Landesherrn in Frankreich. Er genoß aber die Früchte ſeiner gewaltthätigen Anmaßungen nicht lange. Die Unterthanen des Grafen Raimund fühlten die ihrem Herrn zugefügte Ungerechtigkeit zu lebhaft, als daß ſie der Herrſchaft des Grafen Montfort ſich ruhig hätten unterwerfen können. Marſeille, Avignon und andere Städte ergriefen die Waffen, und machten Raimunden Muth, ſeinem Unterdrücker die Spitze zu bieten. Das Feuer der Empörung grief immer weiter um ſich, und voll Wuth beſchloß Montfort ſich zuerſt an der Stadt Toulouſe zu rächen, deren Einwohner er im Verdacht der

der Untreue hatte. Er nahte ſich der Stadt an der Spitze ſeiner bewafneten Schaaren. In dem Schrecken, welche die Städter bei dieſer Nachricht befiel, wandte ſich ihr Biſchoff Fulko, ein ſchändlicher Theilhaber an Montforts Mordplanen, an das Volk, und ermahnte es, dem Grafen entgegen zu gehen, und ihn um Vergebung zu bitten. Die Unglücklichen ließen ſich bereden, kamen dem Grafen entgegen, und wurden ſogleich in Feſſeln gelegt. Zu eben der Zeit begieng Fulko die ſchrecklichſten Ausſchweifungen in der Stadt, indem er ſie einem Haufen Kreutzſoldaten, die er bey ſich hatte, zur Plünderung übergab.

Dieſe ſchändliche Treuloſigkeit verſetzte die Einwohner in die äußerſte Wuth; ſie ergriefen die Waffen, und verſchanzten ſich in den Straßen. Montfort kam dazu, legte an drei verſchiedenen Orten Feuer an, und befahl ſeinen Truppen, alles niederzuhauen, was ihner in Wurf käme. Die verzweiflungsvollen Städter wehrten ſich mit jener Unerſchrockenheit, welcher ergrimmte Gemüther fähig ſind, trieben die blutdürſtigen Kreutzſoldaten zurück, hemmten die Feuersbrunſt, und zwangen den unmenſchlichen Feldherrn, erſt in die Kirche, und dann in das Schloß zu flüchten. Hier ließ er die gefangenen Städter vor ſich bringen, und drohte ihnen allen die Köpfe abſchlagen zu laſſen, wenn ſie nicht ihre Mitbürger zur Uebergabe bewegen würden.

Von neuem wurden Unterhandlungen gepflogen, und noch einmal wurden die unglücklichen Einwohner das Opfer der Untreue ihres Biſchoffs. Der Verräther durchlief alle Straßen, und machte bekannt, der Graf wolle den Gefangenen die Freiheit ſchenken, das Geplünderte zurückgeben, und mit den Einwohnern in Freundſchaft und Eintracht leben, doch unter der Bedingung, daß ſie ihm ihre Waffen auslieferten. Eine

traurige

traurige Erfahrung hätte zwar den Städtern ſagen ſollen, daß ihr Biſchoff ſie nur zu hintergehen ſuche; doch das Verlangen, ihren Mitbürgern die Freiheit wieder zu verſchaffen, bewog ſie, den Frieden unter der vorgeſchlagenen Bedingung anzunehmen. Kaum hatten ſie aber ihre Waffen ausgeliefert, ſo ließ Montfort die Vornehmſten der Stadt in Feſſeln legen, ſeinen Blutrath zuſammen kommen, und beſchloß, die Stadt von Grund aus zu verheeren, und alle ihre Einwohner zu ermorden. Nur die flehentlichſten Bitten konnten ihn bewegen, ſtatt dieſer ſchröcklichen Strafe mit einer Geldbuße von dreißig tauſend Mark Silbers verlieb zu nehmen; eine ganz ungeheure Summe für die geplünderten und größtentheils abgebrannten Städter. Die Härte, mit der man dieſes Geld eintrieb, brachte die Unglücklichen zur äußerſten Verzweiflung. Sie riefen den Grafen Raimund, ihren ehemaligen Herrn, zurück, und waren entſchloſſen, das Sklavenjoch abzuſchütteln, es koſte was es wolle.

Montfort war eben mit ſeinem Heere von Toulouſe entfernt, als er hievon Nachricht bekam. Er eilte zurück, fand aber die Thore verſchloſſen, und mußte eine förmliche Belagerung vornehmen, die langwierig und äußerſt blutig wurde. Auf beiden Seiten geſchahen Wunder der Tapferkeit. Als aber eines Tages Montfort die Belagerten bei einem Ausfalle bis an die Gräben zurück trieb, fuhr ihm ein aus der Stadt abgeſchoſſener Stein an den Kopf, und ſtreckte ihn halb todt zur Erde nieder. Beide Partheyen erhoben ein großes Geſchrey, die eine vor Schrecken, die andere vor Freude. Man brachte den Grafen ſogleich in das Zelt des Kardinal-Legaten, wo er bald darauf, am achtzehenten September des Jahres ein tauſend zwei hundert und achtzehn, ſtarb. Sein Sohn

war

war nicht im Stande, ſich im Beſitz der väterlichen Länder zu behaupten; er verlor ein Stück nach dem andern, obſchon Graf Raimund nach vier Jahren im Banne ſtarb, und ſein Sohn noch lange zu kämpfen hatte. Erſt nach vielen Jahren ward die Ruhe völlig wieder hergeſtellt.

4.

Urſprung der Waldenſer. Ihre Schickſale und Verfolgungen.

Die Albigenſer waren nicht die einzigen, die durch ein freieres Bekenntniß ſich den Haß und die Verfolgung der Päbſte zuzogen. Ein ähnliches Schickſal traf auch eine andere Secte, die um eben dieſe Zeit entſtund. Dieß war diejenige, welche von ihrem Urheber die Waldenſer, von ihrem Entſtehungsorte die Armen von Lyon, und von den hölzernen Schuhen, welche ihre Lehrer trugen, und von einem gewiſſen daran befindlichen Zeichen die Sabbataten genannt wurden. Keine von allen Secten, die im zwölften Jahrhundert entſtanden, hat ſich einen größern Ruf, keine ein größeres Lob der Redlichkeit und Unſchuld ſelbſt bei den Feinden erworben, und keine hat mehr Schüler bekommen, als dieſe.

Peter, ein reicher Kaufmann zu Lyon, aus dem Städtchen Vaux gebürtig, und daher der Waldenſer genannt, ſah mit innerer Wehmuth das herrſchende Sittenverderben, und beſonders die Verwilderung und das Wohlleben, die Laſter und Ausſchweifungen der Geiſtlichkeit. Er ließ ſich nach dem Jahre ein tauſend ein hundert und ſechzig durch einen Prieſter zu Lyon einige Bücher der heiligen Schrift, beſonders die

vier Evangelien, und die vorzüglichſten Ausſprüche der alten Lehrer, aus dem Lateiniſchen ins Franzöſiſche überſetzen. Als er nach aufmerkſamer Leſung dieſer Bücher wahrnahm, daß die Lehre, welche damals in der römiſchen Kirche dem Volke vorgetragen wurde, gar ſehr von dem Unterrichte der heiligen Bücher verſchieden ſey, ſo fühlte er ſich gedrungen, ſeine beſſeren Ueberzeugungen auch andern mitzutheilen. Er begriff ſehr wohl, daß der kirchliche Gottesdienſt zu wenig moraliſchen Nutzen hätte, und dachte daher auf Mittel, dieſem Uebel Einhalt zu thun. In dieſer Abſicht theilte er ſeine Güter unter die Armen aus, und übernahm im Jahr ein tauſend ein hundert und achtzig nebſt andern frommen Männern, die er an ſeinem Vorhaben Theil nehmen ließ, ſelbſt das Amt eines Lehrers.

Peter und ſeine Freunde hatten keineswegs die Abſicht, Neuerungen in der Religion zu machen, oder ihren Schülern neue Glaubenslehren beizubringen. Ihre Abſicht gieng hauptſächlich dahin, die Verfaſſung der Kirche, die Sitten der Glaubigen, und das Leben der Lehrer auf jene erſte Einfalt zurück zu führen, die ſie beſonders aus den Worten des Heilandes gelernt zu haben glaubten. Sie lehrten daher, die römiſche Kirche ſey von der alten Unſträflichkeit und Tugend abgewichen; ſie verwarfen die Herrſchaft des Pabſtes; ſie wollten, die Vorſteher und Lehrer der Kirche ſollten die Armuth der Apoſtel nachahmen, und ſich einen geringen und mäßigen Unterhalt mit ihrer Hände Arbeit erwerben; die Befugniß zu lehren und die Brüder zu ermahnen ſey gewiſſermaßen allen Chriſten verliehen worden. Die Tilgung der Sünden durch Gebet, Faſten und Wohlthätigkeit wollten ſie wieder hergeſtellt wiſſen. Es ſey nicht nöthig, den Prieſtern die Sünden zu beichten, ſondern die begangenen Sünden

könnten

könnten allen Brüdern bekannt und guter Rath von ihnen erwartet werden. Gott allein könne Sünden vergeben, und die Strafen derſelben erlaſſen, und die Indulgentien wären die Erfindung eines ſchändlichen Geizes. Die Fürbitte für die Verſtorbenen und andere Gebräuche zu Gunſten derſelben ſeyen leere Ceremonien, denn die abgeſchiedenen Seelen würden nicht an einem gewiſſen Mittelorte gereiniget, ſondern nach der Trennung vom Körper ſogleich entweder in den Himmel oder in die Hölle aufgenommen. Trennen wollten ſich die Waldenſer nicht von der Kirche; aber das Recht, ihre Prediger aus eigenem Mittel zu erwählen, verlangten ſie; und wie ſie ſich die Verfaſſung der apoſtoliſchen Kirche vorſtellten, ſo richteten ſie ihre Gemeinen ein. Ihre Lehrer waren Handwerker, Garnweber, und die wichtigſten Uebungen ihrer Andacht beſtanden im Bibelleſen, Beten, Faſten und Allmoſen. So weit es die Umſtände erlaubten, lebten die Brüder in Gemeinſchaft der Güter.

Es fanden ſich bald in der Nahe und Ferne Menſchen in nicht kleiner Anzahl, denen dieſe Lehre gefiel, und die ſie mit Ueberzeugung bekannten. Die einfachen, aber lehrreichen und erwecklichen Vorträge der Waldenſer, und ihr arbeitſames, mäßiges Leben, beſiegten gleichſam durch ihren innern Werth das eitle Schaugepränge, die unverſtändlichen lateiniſchen Gebete der Katholiken, und das ſittenloſe Leben der meiſten Geiſtlichen. Allmählich ſah man die kleine Secte ſich über einen ziemlichen Theil des ſüdlichen Frankreichs und der Lombardey verbreiten, man ſah in ihrer Mitte Schulen entſtehen, in welchen jedes Kind zum Schreiben und Bibelleſen angeführt wurde, und die ſtille Haushaltung der guten Leute gefiel ſo ſehr, daß ſelbſt katholiſche Eltern ihnen Kinder zur Erziehung anvertrauten. Aber nun war es auch um die bürger-

bürgerliche Sicherheit der Waldenſer geſchehen. Der Erzbiſchoff von Lyon zog zuerſt gegen Petern los, und nöthigte ihn, in die Picardie zu fliehen. Auch hier verbreitete er ſeine Grundſätze mit Glück, ward aber auch hier verfolgt, flüchtete nach Deutſchland, und beſchloß ſein Leben in Böhmen. Die Verfolgungen ſeiner Gemeinden dienten nur dazu, ihre Meinungen weiter mitzutheilen, und im vierzehenten und fünfzehenten Jahrhundert gab es der heimlichen Waldenſer überall ſehr viele. Sie hatten gewiſſe Zeichen an ihren Häuſern, an denen die Brüder ſich erkannten, und man ſagte damals wie im Sprüchworte, wenn ein Waldenſer durch Deutſchland nach Mailand reiſe, ſo finde er jede Nacht bei einem Bruder Herberge.

Die päbſtliche Parthey verfolgte ſie mit entſetzlicher Grauſamkeit, und um ihretwillen wurde im Jahr ein tauſend zwei hundert und neun und zwanzig recht eigentlich das ſchröckliche Ketzergericht, die Inquiſition, eingeführt. Tauſende mußten um ihres Glaubens willen bluten und brennen, und die Unglücklichen flohen oft, mit Zurücklaſſung ihrer ganzen Habe, in abgelegene Gegenden, um der Verfolgungswuth ihrer Peiniger zu entrinnen So lebte ein Ueberreſt von ihnen unbekannt in den Thälern der Gebürge, welche Piemont von Dauphine trennen. Seit vier Jahrhunderten beinahe verſteckt, waren ſie zufrieden mit ihrer Dunkelheit, und der Haß, mit dem man ſie bis dahin verfolgt hatte, nahm dergeſtalt ab, daß ſie in der Folge nur leichte Ueberfälle auszuſtehen hatten. Ein Archidiakon von Cremona, ein Legat Pabſt Innocenz des Achten, kam einſt an der Spitze Bewafneter zu ihnen, und verlangte entweder Abſchwörung oder den Tod. Einige Waldenſer hatten ſich die Abſchwörung gefallen laſſen, andere lieſſen ſich lieber umbringen;

aber die meiſten erkletterten die Spitzen ihrer Felſen und fanden in dem ewigen Schnee, der ſie bedeckte, Sicherheit.

Da im Anfange des ſechzehenten Jahrhunderts König Ludwig der Zwölfte von Frankreich durch die Dauphine gieng, um in Italien Krieg zu führen, erſtaunte er nicht wenig über das wilde und gehäßige Geſchrey, das man von allen Seiten gegen dieſe unglücklichen Ketzer erhob. Er ließ ihre Aufführung von ſachverſtändigen und rechtſchaffenen Männern unterſuchen. Ihr Bericht fiel für die Waldenſer ſo günſtig aus, daß der König ſagte: „Sie ſind beſſere Chriſten als wir!“ Zugleich gab er den Befehl, daß man den Vertriebenen ihre Güter wieder geben, welche ihnen die Tyranney genommen hatte, und daß man die ganze Verhandlung hierüber in die Rhone werfen ſollte. Dieſe Ruhe ward aber nur von kurzer Dauer. Um das Jahr ein tauſend fünf hundert und dreiſſig, da bereits die Proteſtanten Europa eine andere Geſtalt zu geben anfiengen, ſchloſſen die Waldenſer mit ihnen einen Vereinigungstraktat. Sie machten hierauf ihr Glaubensbekenntniß in Neuchatel öffentlich bekannt, und ihre Geſellſchaft verbreitete ſich immer weiter in der Grafſchaft Venaiſſin und in einigen kleinen Städten der Provence. Allein das Parlement zu Aix machte bald Anſtalten, die Provinz von den Ketzern zu reinigen. Da ihre Zahl vornemlich in der Provinz Merindol ſehr anſehnlich war, ſo beſchloß der Magiſtrat, achtzehn der vornehmſten Bürger dieſer Stadt auf ewig aus der Provence zu verbannen. In der Sentenz lieſt man folgende ſeltſame Stelle: „Merindol war bisher der vornehmſte Aufenthalt aller derer, die ſich zu der verdammten und verworfenen Sekte der Waldenſer bekennen. Daher befiehlt der Hof, daß dieſe Burg wüſte und unbewohnbar

gemacht

gemacht werden ſoll: daß alle Häuſer ſollen abgebrannt, und alle Schlöſſer zwei hundert Schritte im Umkreis niedergeriſſen werden.“ Glüklicher Weiſe ward dieſe abſcheuliche Sentenz nie vollzogen, und König Franz der Erſte verbot ausdrüklich, die Waldenſer zu verfolgen.

Dieſe Ruhe war der Vorbote eines ſchröcklichen Sturmes. Der Präſident des Parlements von Aix, Baron von Oppede, ein wüthender Eiferer für den wahren Glauben, drohte den Kezern Tod und Verderben, und ſäumte nicht, dieſe Drohung ins Werk zu ſetzen. Er fieng damit an, ſie bei der Regierung verdächtig zu machen, indem man ihnen ein ſtrafbares Verſtändniß mit den Feinden des Staats Schuld gab. Da der blinde Eiferer ſah, daß ihm keine Hinderniſſe in den Weg gelegt werden würden, ſo ſuchte er die alte Verordnung gegen die Waldenſer wieder hervor, und wagte es ſogar, die obige abſcheuliche Sentenz zu vollziehen. An der Spitze roher Fiskalen, den Trabanten ſeiner Wuth, drang er ſelbſt in die friedlichen Wohnungen der guten Leute, und brachte Schrecken und Tod in dieſelben. Die Unglüklichen, die der Regierung in dem gehäſſigſten Lichte dargeſtellt worden waren, vertheidigten ſich nicht einmal. In der gröſten Eile dachten ſie an ihre Rettung, und ſuchten in den Gebürgen eine Freiſtätte. Indeſſen verbrannte man ihre Wohnungen, ſchändete ihre Töchter und ihre Weiber, und in dem Schooße des Friedens wiederholte man alle Schandthaten, welche der undiſciplinirte Soldat in einer eroberten Stadt zu begehen pflegt. Als der Baron Oppede nach Merindol kam, fand er nur noch einen jungen Menſchen von achtzehen Jahren, der die Flucht verſchmäht hatte; er ließ ihn mit kaltem Blute an einen Oelbaum befeſtigen, und ſchos ihn mit einer Armbruſt todt.

Nach dieſer blutigen Expedition ließ der Wütherich Cabrieres einſchließen, worinn ſich ſechzig Mannsperſonen und eine Menge Weiber und Kinder befanden. Die Belagerten wollten ſich mit Akkord ergeben, und man kam auch wirklich über die Bedingungen überein; allein kaum befanden ſich die Soldaten in der Stadt, als ſie die ſechzig Mann gefangen nahmen, auf eine Wieſe führten und erwürgten. Die Frauensperſonen, welche in der Kirche eine Freiſtädte geſucht hatten, wurden ſelbſt an den Stuffen des Altars geſchändet. Diejenigen, deren Alter oder Häßlichkeit gegen dergleichen Ausſchweifungen ſchützte, ſperrte man in eine mit Stroh angefüllte Scheune ein, und verbrannte ſie. Zwei und zwanzig andere Orte traf ein ähnliches Schickſal, wie Cabrieres. Dieſe ſchröckliche Verfolgung ſoll viertauſend Menſchen das Leben gekoſtet haben. Die außerleſenſte junge Mannſchaft der Waldenſer, ſiebenhundert an der Zahl, ward für die Galeeren aufbewahrt.

Der Fanatiſmus dieſes Zeitalters hatte inzwiſchen doch nicht alle Herzen für die Menſchlichkeit verſchloſſen. Es erhob ſich von allen Seiten ein Geſchrey des Unwillens gegen ſolche Grauſamkeiten, und der Hof gebot aufs ernſtlichſte, die Waldenſer in Ruhe zu laſſen. Seitdem lebten ſie wenigſten gegen offenbare Gewaltthätigkeiten geſichert.

V. Verſchwörung in Venedig.

Im Jahr 1355.

1.

Wahl des Falieri zum Doge der Republik Venedig. Unglückliche Anzeichen. Wirkungen der Eiferſucht.

Die Republik Venedig hatte ſich durch die Induſtrie ihrer Bewohner und durch die glücklichſten Handelsſpekulationen zu einer hohen Stufe des Wohlſtandes empor gearbeitet, als im Jahr ein tauſend drei hundert und vier und fünfzig Marino Falieri, die höchſte Würde im Staate, die Würde eines Doge erhielt. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, als auf den Mann, dem angeerbtes und eigenes Verdienſt die gerechteſten Anſprüche auf dieſen erhabenen Poſten gaben. Seine Vorfahren hatten ſich im Dienſt der Republik glänzenden Ruhm erworben, und er ſelbſt hatte das Andenken an denſelben erſt kürzlich durch ſeine Tapferkeit und Geiſtesgegenwart auf der Flotte im ſchwarzen Meere erneuert. Sein hellſehender, feuriger und unternehmender Geiſt erweckte die frohe Hofnung, daß unter ſeiner weiſen und kraftvollen Leitung der hartnäckige Rivalitätskrieg mit den Genueſern, in welchen die Republik verwickelt war, in Kurzem ein glückliches Ende erreichen dürfte. Mit eben der Geſchicklichkeit, mit welcher er den Degen führte, arbeitete er auch im Kabinete, und durch viel-

vieljährige Bekleidung der wichtigſten Staatsämter hatte er ſich nicht nur die genaueſte Kenntniß der Staatsverfaſſung, ſondern auch einen ſicheren politiſchen Blick erworben. Ueberdieß ſtund er bereits in einem Alter, das Achtung und Ehrfurcht einzuflößen im Stande iſt.

Die bewundernswürdige Geſchicklichkeit, mit welcher Falieri Unterhandlungen einzuleiten wußte, hatte den Senat vor Kurzem bewogen, ihn als Geſandten an den päbſtlichen Hof zu ſchicken, um dem Pabſte Innocenz dem Achten zu ſeiner Thronbeſteigung Glück zu wünſchen, und ſich ſeines Beiſtandes gegen die auswärtigen Feinde der Republik zu verſichern. Er hatte dieſen Auftrag glücklich beendiget, und war bereits auf der Rückreiſe begriffen, als er unterwegs durch die Nachricht überraſcht wurde, daß er zum Doge der Republik erwählt worden ſey.

Eine feierliche Geſandtſchaft des Senats ward auserſehen, um dem Gewählten ſeine Erhöhung bekannt zu machen, und ihm die Glückwünſche der Republik abzuſtatten. Zwölf edle Venetianer, umgeben mit einer glänzenden Begleitung, kamen ihm bis nach Verona entgegen. Die ganze Stadt wimmelte von Menſchen; alles war in Bewegung, und überall ſah man nichts als Aeußerungen der lebhafteſten Freude. In Padua erwartete den neuen Doge der ganze verſammelte Senat, und empfieng ihn mit den ſchmeichelhafteſten Ehrenbezeugungen. Von hier ſetzte er ſeine Reiſe weiter über Chiozza nach St. Clemens fort, wo er den Bucentoro *) beſtieg, der ihn nach Venedig

*) Bucentoro, Bucentaur, hieß das große und prächtige Schiff, das der Doge von Venedig jedes Jahr am Himmelfahrtstage, bei ſeiner ſogenannten Vermäh-

Venedig bringen ſollte. Schon wollte das Schiff in den Hafen einlaufen, als ſich plötzlich ein wüthender Sturm erhob, der den ganzen Horizont verfinſterte. Falieri, der auf dem Bucentoro nicht mehr ſicher war, mußte mit ſeinem Gefolge einen gewöhnlichen Kahn beſteigen, und kam in demſelben ſicher und wohlbehalten bei dem St. Markusplatze an. Hier ſtieg er ans Land. Der verſammelte Adel empfieng ihn voll der tiefſten Ehrfurcht, und das Volk ſtrömmte ihm aus allen Enden der Stadt mit lautem Frohlocken entgegen. Das Gewühl war unbeſchreiblich. Zum größten Unglück nahm Falieri in der Betäubung, dem Gedräng und der Düſternheit der Luft nicht wahr, daß er zwiſchen den zwei Säulen auf dem ſogenannten kleinen Platze durchgieng, wo die Miſſethäter hingerichtet zu werden pflegten. Dieſer zufällige Umſtand

 erregte

lung mit dem adriatiſchen Meere gebrauchte. Es war von der Größe einer Galeazza, und auf beiden Seiten mit goldenen Seſſeln verſehen. Das ganze Schiff war vergoldet, und aufs prächtigſte geziert; auf dem Oberdecke befand ſich ein Thron, auf welchem der Doge zwiſchen den Geſandten und Senatoren ſaß. Auf dem Unterdecke waren acht und zwanzig Ruder, jedes mit ſechs Mann verſehen, von denen man nichts als die Bewegung der Ruder ſah. Am Vordertheile befand ſich eine vergoldete Gerechtigkeit mit dem Schwerdt und der Waage. Wenn der Doge, zum Zeichen ſeiner Vermählung mit dem adriatiſchen Meere, einen goldenen Ring ins Meer warf, ſprach er die Worte: Desponsamus te, mare, in signum perpetui dominii. (Meer, ich vermähle mich mit dir, zum Zeichen der beſtändigen Oberherrſchaft.) Der Kapitain dieſes Schiffes mußte bei ſeiner Ernennung mit einem körperlichen Eide, und beim Verluſt ſeines Lebens, die wunderliche Verſicherung thun, daß er das Schiff wieder unverletzt zurück bringen wollte, wenn auch die See von heftigen Stürmen beunruhiget würde.

erregte groſzes Aufſehen, und ſchien dem gemeinen Manne ſehr bedenklich.

Inzwiſchen wurde der neue Doge unter Begleitung des ganzen Adels und einem beſtändigen Gewühl von Menſchen nach der St. Markuskirche, und von da nach dem herzoglichen Palaſte gebracht, wo er mit den gewöhnlichen Ceremonien die Krönung empfieng. Aber der Umſtand mit den Säulen, und die plötzliche Veränderung der Atmosphäre hatte auf das Gemüth des Pöpels den widrigſten Eindruck gemacht, und bald ward die lärmende Freude durch ungünſtige Ahndungen verdrängt. Leider beſtätigte auch die Folge in Kurzem dieſe Ahndungen. Der Staat wurde von unzähligen Widerwärtigkeiten heimgeſucht. Krieg, Hungersnoth, Seuchen und Erdbeben wetteiferten mit einander, ſeine Kraft zu erſchöpfen. Auf dieſe ganze Reihe von Unglücksfällen folgte endlich der lezte, härteſte Schlag, dem er beinahe erlag. Die Veranlaſſung dazu war folgende.

Falieri hatte eine junge ſehr reitzende Gemahlinn, die unter dem Adel der Stadt viele Verehrer fand. Unter ihren Anbetern zeichnete ſich ein gewiſſer Michael Steno aus, deſſen ſtille Leidenſchaft von Seiten der reitzenden Dogareſſa, wie man ſagt, die ſchmeichelhafteſten Ermunterungen bekam. Dieſer Michael Steno war ein ſchön gebildeter Mann, Mitglied des Hofgerichts (Quarantie), ſtund in vorzüglicher Achtung, und beſaſz einen mächtigen Anhang in der Stadt. Da er mit dem Hauſe des Doge auf einem vertrauten Fuſze lebte, ſo fand er um ſo eher Gelegenheit, ſeine Wünſche zu befriedigen, und er lieſz es an ſeinen Bemühungen nicht fehlen. Dieſz konnte aber den ſcharfſichtigen Blicken des Doge nicht lange verborgen bleiben. Die Eiferſucht erwachte bei ihm mit ihrem ganzen Gefolge von Unbeſonnenheit und Uebereilung

lung. Bis jetzt tobte ſie nur ins geheim, allein bei der erſten Gelegenheit brach ſie mit dem heftigſten Ungeſtümm los. Dieſe Gelegenheit brachte der erſte Donnerſtag in der Faſtnacht. An dieſem Tage pflegte der Doge ſich mit ſeinem Gefolge an einem, dem kleinen Platze gegenüber ſtehenden Gange einzufinden, um den Ergötzungen des Volkes beizuwohnen, welches ſich beeifert, ihn mit mancherley Feierlichkeiten zu beehren. Iſt der Doge verheurathet, ſo nimmt die Dogareſſa ebenfalls an dieſen Feierlichkeiten Theil, und dieß war hier der Fall.

Der Doge erſchien in Begleitung ſeines Hofes und ſeiner Gemahlinn, und auch Steno kam mit ihm. Dieſer wußte ſeine Stellung ſo vortheilhaft zu nehmen, daß er die ſchöne Dogareſſa beſtändig vor Augen hatte. Falieri bemerkte dieſes kaum, als er in den heftigſten Ausdrücken den Befehl gab, man ſolle den Steno vom Gerüſte werfen. Es geſchah. Steno entfernte ſich, aber mit den lebhafteſten Empfindungen des Schmerzes und der Rache über dieſe ſchimpfliche Begegnung. Er eilte gerades Weges nach Hauſe, maskirte ſich, und erſchien zum zweitenmal auf dem Gerüſte. Bei dem Gedränge und der geſpannten Aufmerkſamkeit der Umſtehenden gelang es ihm, unvermerkt ein Zettelchen folgendes Innhalts an den Sitz des Doge zu heften: „Falieri beſitzt eine ſchöne Gemahlinn; allein was hilft ihm das? Er unterhält, und andere genießen ſie.“

Steno ſchlich ſich in eben dem Augenblicke hinweg, als die Liſt verübt war. Nur ſeine vertrauteſten Freunde wußten etwas von der Sache. Kaum fiel dieſes Zettelchen den Umſtehenden in die Augen, ſo machten ſie den Falieri darauf aufmerkſam. Dieſer ſpie Feuer und Flammen, und beſchwor Himmel und Erde, ihm den Thäter in die Hände zu liefern.

Man

Man gab ſich zwar alle erſinnliche Mühe, ihn auszukundſchaften, und die Beleidigung des Doge zu rächen; damit war ihm aber nichts geholfen: er verlangte Genugthuung, und dieſe konnte man ihm nicht eher verſchaffen, bis der Thäter entdeckt war. Steno zögerte nicht. Unverzüglich eilte er in den Senat, bekannte ſich öffentlich für den Urheber, und brachte zu ſeiner Entſchuldigung nichts weiter vor, als die erlittene Beſchimpfung. Jedermann gab ihm im Stillen Recht, und doch mußte der Doge Genugthuung haben. Der Adel befand ſich in nicht geringer Verlegenheit, wie er den Steno beſtrafen ſollte, ohne ſeinem Gewiſſen zu nahe zu treten. Endlich brachten es ſeine Anhänger dahin, daß die Entſcheidung dieſer Sache dem Hofgerichte übergeben wurde. Da aber Steno ſelbſt eines der Oberhäupter dieſes Tribunals war, ſo fiel das Urtheil deſſelben ſehr gelinde aus, und es erkannte blos auf eine monatliche Gefangenſchaft.

Durch eine ſo leichte Beſtrafung fand ſich Falieri's Rachbegierde keineswegs befriedigt. Es ſchmerzte ihn tief im Innerſten, daß er ſich jetzt unter die Willkühr der Ariſtokratie ſchmiegen ſollte, nachdem er von Jugend auf an die unbegränzteſte Ehrerbietung gewöhnt war. Sein Zorn brach in laute Verwünſchungen über die Ungerechtigkeit des Adels aus. Er fieng an, den verhaßten Steno und die geſammten Beyſitzer des Hofgerichts öffentlich zu verfolgen, und ſein Haß verbreitete ſich über alle Vornehmen der Stadt, die ſeinen Abſichten entgegen waren. Bei jeder Gelegenheit gab er die lauteſten Beweiſe davon, daß in Kurzem die ganze Stadt aufrühriſch wurde, und man eine allgemeine Gährung befürchtete.

2.

Falieri's Verſchwörung zum Untergange der Republik. Entdeckung und Strafe.

Die Erfahrung beſtätigt es in unzähligen Beiſpielen, wie verderblich der Einfluß iſt, den Privatleidenſchaften öfters auf die Entſchlieſſungen des Staatsmannes haben. Seit jener Kränkung beſchäftigte den weiſen Falieri mehr die Befriedigung ſeiner Rachgier als das Wohl der Republik, und folgender Vorfall gab ihm, ſeiner Meinung nach, eine erwünſchte Gelegenheit, bald und ſicher zum Ziele zu gelangen.

Ein gewiſſer Dandolo, Aufſeher über die Zurüſtung der Flotte, entzweite ſich mit dem verdienſtvollen Admiral Bertuccio. In der Hitze des Streits ſchlug Dandolo den Admiral ins Geſicht. Dieſer kochte Rache. Von Stund an war er auf nichts weiter bedacht, als eine Bande zuſammen zu rotten, welches ihm um ſo leichter war, da er unter dem Pöbel viele Anhänger hatte. Sobald die Bande zuſammen getrieben war, zog er an ihrer Spitze auf den kleinen Platz hin, marſchirte unter den Fenſtern des fürſtlichen Pallaſtes auf und ab, und ſtellte dem Dandolo öffentlich nach dem Leben. Dieſer nahm ſeine Zuflucht zum Senat und zum Doge ſelbſt, und beſchwor ſie aufs dringendſte, ihn von dieſer läſtigen Nachſtellung zu befreien. Unterdeſſen ſchloß er ſich mit aller möglichen Vorſicht in den Pallaſt ein, und erwartete zitternd die Entſcheidung. Bertuccio ward vorgerufen. Der Doge machte ihm die bitterſten Vorwürfe über ſein unbeſonnenes Betragen, ermahnte ihn auf's nachdrücklichſte, nie wieder die Sicherheit des Staats

durch ein ſo freches Unternehmen zu ſtören, und zwang ihn ſogar, ſich eidlich zu verpflichten, daß er nie wieder etwas Nachtheiliges gegen das Leben des Dandolo vornehmen wolle.

Der Admiral gieng murrend davon, und berathſchlagte ſich mit ſeinem Gefolge, was weiter zu thun ſey. Unterdeſſen langte ein Bedienter des Doge bei ihm an, und beſtellte ihn unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit auf das Zimmer ſeines Herrn. Bertuccio erſchien zur geſetzten Zeit; aber wie groß war ſein Erſtaunen, da er den Falieri aus einem ganz andern Tone reden hörte, als vor wenigen Stunden. Dieſer ſchlaue Kopf hatte ſich jenes Betragens nur als einer Maske bedient, ſeine wahren Geſinnungen darunter zu verbergen. Jetzt überließ er ſich ohne Zurückhaltung dem Ausbruche der heftigſten Rache, die er ſchon ſo lange in ſeiner Bruſt genährt hatte, und wandte alles mögliche an, dieſe nemliche Flamme in dem Buſen des Admirals anzufachen. Dieſem konnte nichts erwünſchter ſeyn, als die zufällige Zuſammenſtimmung ſeiner Wünſche mit denen des Doge. Es bedurfte daher keiner langen Ueberredung. Bertuccio war mit Leib und Seele der ſeinige, und in wenig Stunden war der Plan zu einer Verſchwörung geſchmiedet, die nichts geringeres, als den Untergang des ganzen Staats zum Gegenſtand hatte.

Der erſte Schritt zum Ziele war, daß man alles mögliche anwendete, um den Haß des Pöbels gegen den Adel, der ſich durch Stolz und Deſpotismus bei dieſem ſchon äußerſt verhaßt gemacht hatte, zu nähren. Zu dieſer Abſicht taugte niemand beſſer als Bertuccio ſelbſt, der des Pöbels Abgott war. Er wußte bald einige Matroſen und Schiffsleute auf ſeine Seite zu bringen, und ſtellte ſie alle dem Falieri vor. In kurzer Zeit hatte er ſchon eine kleine Bande von

zwan=

zwanzig Perſonen zuſammen gezogen, wovon es aber nur vieren bekannt war, daß der Doge ſelbſt die Hand mit im Spiele habe. Jeder dieſer Leute mußte auf ſeinen Befehl ſich um ſechzig andere bewerben, welches, wie er vorgab, um ſo leichter ſeyn würde, da es bekannt genug wäre, daß der Staat eine Flotte gegen die Genueſer in die See ſtellen müßte, wozu man Leute nöthig hätte. Ueberhaupt ſollten ſie ſich ſo ſtellen, als ob irgend ein großes Unternehmen im Werk wäre. Unterdeſſen fuhren ſie fort, das Volk aufrühreriſch zu machen. Zu dieſem Ende ſchlichen ſich bei Nachtzeit ganze Haufen Verſchworner unter die Fenſter der Bürger, klopften mit Ungeſtümm an, und begehrten zu ihren Weibern und Töchtern gelaſſen zu werden. Dabei lachten ſie auch und ziſchelten, und riefen einander halb laut bei dem Namen dieſes oder jenes Edelmanns zu. Das Mittel that ſeine Wirkung, und in Kurzem war die ganze Stadt in Gährung. Das ganze Komplot war nun eingeleitet, und bedurfte nur noch der Ausführung.

Jetzt berief Falieri den angeſehenen Kaufmann, Eucholo zu ſich, der ſein vertrauter Freund war, und mit ihm zugleich die übrigen Verſchwornen. Er glaubte nunmehr alles zu einer gewaltſamen Exploſion genugſam vorbereitet zu haben, und eröffnete den Verſammelten ſeinen ganzen Plan. Zugleich wurde jedem von ihnen die Rolle angewieſen, die er zu ſpielen hätte. Eilfe von ihnen ſollten an einem feſtgeſetzten Tage ſich in der Stadt ausbreiten, während die genueſiſche Flotte ſich den Lagunen nähern würde. In der Nacht ſollten ſie Lärm machen, auf dem St. Markusthurm Sturm ſchlagen, und die Stadt zu einer erdichteten Vertheidigung aufrufen. Dieß ſollte das Signal zur Empörung ſeyn, auf welches ſich die ſämmtlichen Verſchwornen verſammelten, einige

den St. Markusplatz beſetzen, andere ſich der Hauptplätze der Stadt verſichern, die angeſehenſten Edeln ermorden, und den Falieri zum Souverain von Venedig ausrufen ſollten.

Alles war verabredet und der fünfzehende April zur Ausführung dieſes ſchröcklichen Vorhabens feſtgeſetzt. Doch der Rath der Zehen, dem die heimlichen Zuſammenkünfte des Pöbels bedenklich vorkamen, ſchöpfte immer mehr Verdacht. Er hatte längſt ein wachſames Auge auf die unruhigen Bewegungen im Volke gehabt, ohne jedoch etwas Zuverläßiges herausbringen zu können. Der Zufall kam ſeinen Forſchungen zu ſtatten, und einer der Verſchwornen ward ſelbſt der Verräther des ſchändlichen Vorhabens.

Ein Pelzhändler aus Piſa, (er hieß Beltrand oder nach andern Bential) hatte in dem Rath der Zehen einen vertrauten Freund und Gevatter, deſſen Erhaltung ihm ſehr am Herzen lag. Freundſchaft und Gewiſſen foderten ihn auf, das Leben dieſes Mannes zu retten, je näher die ſchröckliche Stunde der Entſcheidung heranrückte. Als die Dämmerung hereinbrach, konnte er dieſem Drange nicht länger widerſtehen. Mit Furcht und Zittern ſchlich er ſich in das Haus ſeines Freundes (ſein Name war Leoni), und verlangte ihn zu ſprechen. Sobald er ihn anſichtig wurde, beſchwur er ihn unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit, ſich dieſe Nacht ja nicht aus ſeiner Wohnung zu entfernen, es möchte ſich ereignen was da wollte. Leoni, dem die Sache ſogleich verdächtig vorkam, drang heftig in ihn, daß er ihm die Urſache dieſer Warnung entdecken möchte, und unter den heiligſten Zuſicherungen ſeiner Verſchwiegenheit und ſeines Schutzes gelang es ihm auch endlich, ſeinem Freunde das furchtbare Geheimniß zu entreiſſen. Aber kaum wußte er daſſelbe, ſo ſuchte er den Entdecker

decker unter allerlei Vorwand zurück zu halten, und befahl ſeinen Bedienten aufs nachdrücklichſte, ihn ja nicht entwiſchen zu laſſen, während er ſelbſt unverzüglich zu einigen Senatoren eilte, denen er dieſe wichtige Entdeckung mittheilte.

Es galt hier kein langes Beſinnen, um das Ungewitter zu beſchwören, das ſeinem Ausbruche nahe war. Der Rath der Zehen, die Häupter des Hofgerichts nebſt andern angeſehenen Patrioten wurden in der Stille plötzlich an einen ſichern Ort zuſammen berufen. Dann bot man unverzüglich die ſogenannten Arſenaloten auf, d. h. die Künſtler, Handwerker und Handlanger, welche im Zeughaus der Republik arbeiten, lauter rüſtiges handfeſtes Volk, mit deren Hülfe man die Verſchwornen augenblicklich zu verhaften beſchloß. Auch ward Sorge getragen, den St. Markusthurm in aller Stille beſetzen zu laſſen, um das Sturmläuten zu verhüten.

Alles ward mit der größten Eile und der ſorgſamſten Vorſicht ins Werk geſetzt. Allein deſſen ungeachtet konnte man nicht verhindern, daß einige der Verſchwornen dadurch nicht aufmerkſam geworden wären. Kaum ſchöpften ſie einen Verdacht, ſo ergrief der größte Theil von ihnen die Flucht. Unter dieſen befanden ſich faſt alle Edle, die mit in die Verſchwörung verflochten waren. Sobald ihre Flucht bekannt war, ſetzte der Senat einen Preis auf ihren Kopf, und verbannte ſie auf ewig aus ihrem Vaterlande. Nur zehen von ihnen hatten das Unglück, von den Häſchern ergriffen, und ins Gefängniß geworfen zu werden. Bertuccio ſelbſt war unter dieſen. Auch dem berühmten Bildhauer Skalanderio oder Skalanditto, wie ihn andere nennen, widerfuhr dieſes Schickſal. Hierauf verſammelte ſich der Rath der Zehen in dem fürſtlichen Palaſte, der von einer hinlänglichen

länglichen Anzahl Bewafneter beſetzt wurde, damit der Doge ſelbſt nicht entrinnen möchte. Noch in dieſer nemlichen Nacht wurde das Urtheil über die Gefangenen gefällt, und auch ſogleich an ihnen vollzogen. Einige wurden erdroſſelt, andere mit dem Beil hingerichtet, und noch andere erſäuft. Nur Skalanditto und ſein Sohn wurden verſchont, aus Achtung gegen ihre Kunſt, die viele Häuſer der Edeln und ſelbſt den fürſtlichen Palaſt mit treflichen Meiſterſtücken ausgeziert hatte. Der Senat begnügte ſich, ſie zur lebenslänglichen Gefangenſchaft zu verurtheilen.

Die ganze Nacht war unter Blutvergießen verfloſſen. Jetzt näherte ſich der Morgen, und die ſchröcklichſte Scene ſtund den Vätern der Republik noch bevor: die Beſtrafung ihres Oberhauptes. Lange waren ſie unentſchloſſen, bis endlich die dringende Gefahr des Staats und die politiſche Nothwendigkeit ihre Zweifel beſiegte. Der Doge ward vorgefodert, und er erſchien in einer nachläßigen Hauskleidung, ohne das mindeſte Zeichen ſeiner Würde. Man legte ihm die unleugbarſten Beweiſe vor, und entrieß ihm mit Gewalt das Geſtändniß ſeines Verbrechens. Nun wurde er entlaſſen, und die Stimmen über ihn geſammelt. Bald darauf begab ſich der Rath auf ſein Zimmer, und kündigte ihm ſein Urtheil an. Sogleich wurde ihm die fürſtl. Mütze abgenommen, mit dem Bedeuten ſich zum Tode anzuſchicken. Aus beſonderer Nachſicht erlaubte man ihm noch, ein Teſtament aufzuſetzen, und entweder zu Seelmeſſen oder zu mildthätigen Zwecken eine gewiſſe Summe Geldes, wem er wollte, zu vermachen, mit der Bedingung, daß ſich dieſelbe nicht über zwei tauſend Dukaten erſtrecken dürfte. Nach dieſem führte ihn der Rath der Zehen auf die ſogenannte Rieſentreppe, wo der jedesmalige Doge gekrönt wurde. Hier ſtand er voll

ſchröcklicher Erwartung, tiefe Stille herrſchte rings umher, und ein Streich trennte den Kopf vom Rumpfe. Der Leichnam wurde in einen Sarg gelegt, und in ſein Erbbegräbniß gebracht. Unmittelbar nach geſchehener Hinrichtung begab ſich das Oberhaupt des Raths auf die ſogenannte Tribune, die aus dem großen Rath nach dem kleinen Platz führte, und zeigte dem verſammelten Volk das bluttriefende Schwerdt, mit den Worten: „Der Verräther des Vaterlandes iſt gerichtet!“

Der Pelzhändler Beltrand, welcher das Komplot verrathen hatte, erhielt nicht nur die Freiheit, ſondern man beſtimmte ihm noch einen jährlichen Gehalt von tauſend Dukaten, vermachte ihm das Privathaus des Falieri, und erhob ihn in die Klaſſe der Patrioten. Dieſer unverſchämte Menſch aber, der ſich auf eine unerwartete Art ſo reichlich belohnt ſah, glaubte durch Trotz noch mehr erpreſſen zu können, und drohte ſeinen Richtern öffentlich, ſie ihrer Kargheit und Unbilligkeit willen nirgends zu verſchonen, ſondern vielmehr ihren Namen bei jeder Gelegenheit mit Schimpf und Schande zu brandmarken. Dieſe ſchändliche Undankbarkeit entrüſtete die Richter ſo ſehr, daß ſie im Begriff ſtanden, den Verbrecher dieſe Tollkühnheit mit dem Leben büßen zu laſſen. Aber zu ſeinem Glücke bekämpfte das Andenken an jene Wohlthat, die er vor Kurzem noch dem Staat erwieſen hatte, ihren Zorn, und ſie begnügten ſich, ihn auf zehen Jahre aus der Republik nach Raguſa zu verbannen. Er entkam aus dem Orte ſeiner Verbannung, aber, indem er ſich nach Ungarn begeben wollte, verlor er unterwegs das Leben.

VI.

VI. Wiedertäuferiſche Unruhen und Gräuelthaten in Münſter.

In den Jahren 1533 bis 1536

1.

Lehren und Grundſätze der Wiedertäufer. Sie werden verfolgt. Einführung der Reformation in Münſter.

So ehrwürdig der ächt-religiöſe Geiſt iſt, als ein Stamm, der die herrlichſten Blüthen und Früchte treibt: ſo traurig ſind die Ausſchweifungen, in die religiöſe Schwärmerey von jeher die Menſchen verwickelt hat. Ein merkwürdiges Beiſpiel davon ſind die Wiedertäufer *) die ſchon in den erſten Jahren der lutheriſchen Kirchenverbeſſerung aufſtunden. Bethört von dem Wahne, Gott wolle durch ſie große Dinge ausrichten, und der Kirche eine ganz neue Geſtalt geben, verurſachten ſie überall die greulichſten Unordnungen, und ſtörten nicht nur den Frieden in der Kirche, ſondern auch im Staate. Zuerſt ſtritten die Häupter dieſer Sekte, die ſich gleich anfangs in verſchiedene Partheyen theilten, mit Worten, Gründen, und mit der Erzählung himmliſcher Erſcheinungen, die ſie

*) Man ſehe, was im zweiten Bande dieſer Revolutionsgemälde S. 330 ff. von den Wiedertäufern, und dem Unfuge, den ſie in Sachſen, beſonders unter Münzern, verübten, erzählt worden iſt.

ſie gehabt haben wollten. Wie dieß aber nicht geſchwind genug in die Gemüther eindrang, ergriefen ſie die Waffen. Mit fanatiſcher Wuth beſtritt der berüchtigte Münzer, an der Spitze eines ſehr zahlreichen Heeres, alle Geſetze, und bekriegte alle Obrigkeiten, indem er ankündigte, Chriſtus würde in Zukunft ganz allein regieren. Allein ſeine Truppen wurden geſchlagen, er ſelbſt mit Todesſtrafe belegt, und ſeine Anhänger zerſtreut.

Dieſer Schlag machte die tollen Schwärmer zwar furchtſamer, aber nicht klüger. Viele von ihnen zogen in Deutſchland, der Schweiz und in Holland herum, erſchütterten Kirche und Staat durch aufrühreriſche Reden, ſtifteten größere und kleinere Verſammlungen, und kündigten Obrigkeiten und Städten im Namen Gottes einen plötzlichen Untergang an. Es gab unter ihnen Leute, die bis zum Entſetzen raſeten, und ſich faſt unglaubliche Träumereyen in Kopf ſetzten. Doch auch die Gemäßigteren unter ihnen lehrten: Die Kirche Chriſti müſſe ganz ohne Sünde ſeyn; es müſſe eine Gemeinſchaft und Gleichheit aller Güter eingeführt werden; aller Wucher, Zehend und Abgaben müßten abgeſchaft werden; die Kindertaufe ſey eine Erfindung des Teufels; alle Chriſten hätten die Befugniß, zu lehren; die chriſtliche Kirche könne daher der Geiſtlichen, oder der Lehrer entbehren; man brauche in dem Reiche Chriſti auch keine Obrigkeiten; Gott offenbare noch jetzt gewiſſen Menſchen ſeinen Willen durch Träume und Geſichte und dergleichen mehr.

Es war nicht möglich, Leute zu dulden, welche Lehren und Grundſätze verbreiteten, die alle bürgerliche Ordnung zu vernichten drohten. Man ſuchte ſie daher durch die geſchärfteſten Verordnungen auszurotten, und viele von ihnen ſtarben unter den Händen

des

des Scharfrichters. Allein auch hier ſah man, was die Erfahrung ſo oft beſtätigt: daß nemlich Gemüther, die entweder von ſchwärmeriſcher Wuth getrieben werden, oder von dem Bande der Religion ſtark gefeſſelt ſind, durch Furcht und Schrecken ſchwerlich auf andere Gedanken gebracht werden. Faſt in allen Gegenden von Europa ließen ſich unzählige Menſchen dieſer Art lieber auf eine jämmerliche Art erſäufen, hängen, verbrennen und enthaupten, ehe ſie ihren einmal angenommenen Meinungen entſagten. Oefters wurden ſie freilich nicht um ihrer Verbrechen willen geſtraft, ſondern nur darum, weil ſie ihre Irthümer ohne Bosheit und Betrug vertheidigten. Da aber die meiſten ihre Träume von der Aufrichtung einer neuen chriſtlichen Kirche und der Aufhebung aller Obrigkeiten dem Pöbel ohne Rückhalt erzählten, ſo fiel man über alle Wiedertäufer als Rebellen und höchſt ſchädliche Menſchen her. Oefters waren ſie das auch in der That, und vielleicht nirgends mehr als zu Münſter in Weſtphalen. Die Rasereyen, die ſie dort verübten, ſind in ihrer Art einzig. Es kommen dabei ſo ſeltſame Dinge vor, daß ſie ſchwer zu glauben ſeyn würden, wenn ſie nicht ſo nahe und ſo deutlich erwieſen wären. Zugleich zeigen dieſe Ereigniſſe recht augenſcheinlich, wie gefährlich die Schwärmerey ſey, und daß ſie nicht nur zu den gröſten Ungereimtheiten, ſondern auch zu den ſchröcklichſten Laſtern verleiten könne.

Münſter, in jenen Zeiten die anſehnlichſte und volkreichſte Stadt Weſtphalens auf der rechten Seite des Rheins, ſtund unter der Souverainität eines Biſchoffs, genoß aber daneben reichsſtädtiſcher Freiheiten und ward von ihrem Rathe regiert. Mehrmals hatte ſich die Bürgerſchaft aus verſchiedenen Urſachen gegen den Biſchoff und die Stadtobrigkeit empört, als im Jahr ein tauſend fünfhundert und zwei

und dreiſſig die Ausbreitung der Reformation, und bald nachher die Ankunſt der Wiedertäuſer in der Stadt das Signal zu den ſchröcklichſten Unordnungen gab.

Ein gewiſſer Bernhard Rothmann predigte zuerſt in der St. Moritzkirche ohnweit der Stadt mit großem Beifall die evangeliſche Lehre. Um ihn aus dieſer Gegend zu entfernen, machten ihm die Katholiſchen ein Geldgeſchenk; allein nach Verfluß weniger Monate kam er zurück, und wurde von ſeinen Freunden mit Jubel empfangen. Da die Geiſtlichkeit ihm das Predigen in den Kirchen nicht geſtattete, ſo wurde in einer Gallerie eine Kanzel für ihn erbaut. Sein Anhang ward bald beträchtlich, und nun verlangten die Verehrer ſeiner Vorträge, daß ihm die Kirchen geöffnet werden ſollten, mit dem Bedrohen, ſonſt Gewalt zu gebrauchen. Nachdem Rothmann dieß erhalten hatte, erſuchte er den Landgrafen Philipp von Heſſen, einen eifrigen Beförderer der Reformation, ihm einige Gehülfen zu ſchicken, um den Saamen der evangeliſchen Kirche noch weiter auszubreiten, die er auch wirklich erhielt. Rothmann und ſeine Kollegen bemühten ſich nun, das Pabſtthum aus dieſer Gegend zu verbannen, und übergaben dem Senat einen Aufſatz, worinn die Irthümer der römiſchen Kirche in dreiſſig Artikeln verzeichnet waren: mit der Erklärung, daß ſie mit ihrem Leben bürgen wollten, wenn ſie den Ungrund dieſer Dogmen aus der heiligen Schrift nicht darzuthun vermöchten. Der Senat veranſtaltete hierauf eine Unterredung der zwei ſtreitenden Theile, und verlangte von den Katholiſchen, entweder ihre Lehrſätze aus Gottes Wort gründlich zu behaupten, oder ihre Irthümer zu bekennen. Da die katholiſchen Geiſtlichen merkten, daß die Sache dem Senat zu ſehr angelegen war, ſo fanden ſie es allzu bedenklich, in

Diſpüten einzugehen. Der Senat nahm dieß für ein Bekenntniß ihrer irrigen Lehre, und befahl den Katholiſchen, ihre Aemter niederzulegen, und den neuen Lehrern die Kirchen einzuräumen. Die Kathedralkirche, welche meiſt mit Perſonen von adelichem Stande beſetzt war, ſchmerzte die Katholiſchen vorzüglich. Voll Verdruß wandten ſie ſich an den Biſchoff, und baten ihn um ſeine Unterſtützung. Dieſer hatte ſich nebſt den Domherren und mehreren Adelichen, der Unruhen wegen, in das nicht weit von Münſter gelegene Städtchen Telget begeben. Von da aus ermahnte er den Magiſtrat in Münſter, alles wieder auf den vorigen Fuß zu ſetzen, oder einer feindlichen Behandlung gewärtig zu ſeyn.

Eine ſolche Drohung konnte nur dazu dienen, die erhitzten Gemüther noch mehr in Harniſch zu bringen. Niemand war geneigt, der beſſern Ueberzeugung, die man Rothmannen und ſeinen Gehülfen verdankte, zu entſagen; vielmehr ward in einer Bürgerverſammlung beſchloſſen, den Drohungen des Biſchoffs mit Gewalt zuvor zu kommen. In dieſer Abſicht zogen in der Chriſtnacht gegen neunhundert wohl bewafnete Bürger aus der Stadt, wandten ſich in aller Stille nach Telget, beſtiegen die Mauren des Städtchens, und nahmen Thor und Straßen ein, ſo daß niemand entfliehen konnte. Glücklicher weiſe hatte ſich der Biſchoff ein paar Tage zuvor entfernt. Schon am Stephanstage kamen ſie triumphirend nach Münſter zurück, in Geſellſchaft der gefangenen Domherren, einiger biſchöflicher Räthe und anderer Kavaliers, die ſie auf einigen Wagen vor ſich her führten. Da jetzt mit Drohen nichts mehr auszurichten war, ſo dachte man auf einen Vergleich, und dieſer kam auch wirklich, unter Vermittlung des Landgrafen Philipp von Heſſen, zu Stande. Es ward nun ausgemacht, daß

den Evangeliſchen ſechs Kirchen eingeräumt werden, die Kathedralkirche aber den Katholiken eigen bleiben ſollte. Beide Partheyen verſprachen einander, daß ſie ſich friedlich vertragen wollten, und wirklich ward nun das gegenſeitige gute Vernehmen ziemlich wieder hergeſtellt — als unerwartet ein neuer und größerer Sturm ausbrach.

2.

Erſter Auftritt der Wiedertäufer in Münſter. Johann von Leiden. Kampf der Partheyen. Sieg der Wiedertäufer.

In den Niederlanden trieben die Wiedertäufer ein greuliches Unweſen, ungeachtet man mehrere von ihnen an einem langſamen Feuer verbrannt, andere enthauptet, eine Frau in den Haarlemer See geworfen, und ihren Ehemann nebſt zwei andern Männern auf dem Scheiterhaufen getödtet hatte. Die Verfolgung machte ſie nur noch hartnäckiger, und in der Ausbreitung ihrer Meinungen eifriger. In verſchiedenen Stücken wichen ſie von ihren Glaubensbrüdern in andern Ländern ab. Sie behaupteten, es gebe keinen Ort in der Welt, wo die Menſchen gute Handlungen verrichteten; die Gottloſen und Laſterhaften herrſchten über die Gerechten; Gott wolle ſie aber ausrotten, und an ihre Stelle ein Geſchlecht von unſchuldigen und heiligen Menſchen ſetzen; um dieſes anzufangen und zu vermehren, ſey es nöthig Frauen zu heurathen, welche fromme Kinder hätten, die zum Reiche Gottes vorherbeſtimmt wären; freilich könne man ohne eine Offenbarung nicht wiſſen, ob man ſol-

che Kinder bekommen werde; aber die Gnade der Weiſſagung und der Entdeckung verborgener Dinge finde ſich in ihren Verſammlungen; ſie bekämen Träume und Geſichter; auch prophezeiheten einige ihrer Frauen; es ſey übrigens nicht nöthig, ſich mit Künſten und Wiſſenſchaften zu beſchäftigen; nur in Gott müſſe man Wiſſenſchaft ſuchen, und ihn könne niemand ehren, als dem er gleiche Gnade, wie den alten Glaubigen, ertheile.

Durch dieſe holländiſche Rotte von Wiedertäufern wurde in Münſter, bald nach dem erwähnten Vergleiche zwiſchen Evangeliſchen und Katholiken, ein unerhörtes Unheil angerichtet. Der vornehmſte Stifter deſſelben war ein gewiſſer Johann Bockhold oder Bokelſon, ein Schneider aus Leiden. Er war der uneheliche Sohn des Schultheis Bokelſon im Haag, das dieſer mit einem hübſchen Dienſtmädchen aus dem Münſterſchen erzeugt hatte. Der Knabe, welcher zu einem Verwandten nach Leiden gebracht ward, der ihn erziehen und das Schneiderhandwerk lernen ließ, beſaß ſehr gute natürliche Anlagen und einen ſtarken Hang zur Schwärmerey, der ſich ſchon frühe durch unwiderſtehliche Neigung zum Verſemachen äußerte. Um Kenntniſſe und Erfahrung zu ſammeln, unternahm er verſchiedene Reiſen nach Portugal, England, Flandern und Deutſchland. Nach der Rückkehr von ſeinen Wanderungen verheurathete er ſich, ließ ſich zu Leiden nieder, und unterhielt dort vor dem Haager Thore ein Wein- und Bierhaus, mit dem Zeichen der drei Heringe. Im Frühlinge des Jahres ein tauſend fünf hundert und drei und dreiſſig aber verließ er plötzlich Weib, Kind und Nahrung; denn ſein unruhiger Geiſt foderte einen größeren Wirkungskreis. Er nahm die Lehren der Wiedertäufer an, wanderte in Weſtphalen umher, und kam erſt im November nach

Holland

Holland zurück. Nachdem er ſich mit ſeinen Glaubensgenoſſen beſprochen hatte, ergrief er von neuem den Wanderſtab, und trat in Geſellſchaft eines Bruders den Weg nach Münſter an, um hier mit Ernſt an der Verbreitung der neuen Lehre zu arbeiten.

Die beiden Apoſtel benahmen ſich anfangs mit vieler Klugheit, und giengen bei ihrer Proſelytenmacherey ganz methodiſch zu Werke. Sie diſputirten zuerſt nur in kleinen Geſellſchaften gegen die Kindertaufe, äußerten beiläufig andere abweichende Meinungen, und ſuchten vornemlich die Niedrigen im Volk durch den Punkt an ſich zu locken, daß unter ihnen alle Güter gemein ſeyn ſollten. Das leztere that beſonders ſeine Wirkung, und bald ſahen ſie ſich von einer Schaar auserwählter Jünger umgeben, die ſich mit Enthuſiasmus für die neue Lehre bekannten. Als dieß der Prediger Rothmann erfuhr, ſuchte er dem Uebel durch ein Mittel zu ſteuren, das ihm nur mehr Nahrung gab. Er ermahnte das Volk auf der Kanzel, bei der reinen Lehre des Evangeliums feſt zu beharren, und warnte es vor Sekten, vornemlich vor den im Stillen herumſchleichenden Wiedertäufern. Das gab viel Gerede in der Stadt, und die beiden Apoſtel hielten ſich nun für bedeutende Leute. Die Salbung und Zuverſicht in ihren Vorträgen, ihr Rühmen von göttlicher Sendung und ihre Scheinheiligkeit erwarben ihnen außerordentlichen Beifall, und vermehrten mit jedem Tage die Zahl ihrer Anhänger. Noch mehr Gewicht bekam ihre Parthey durch die Ankunft eines neuen Apoſtels, der unter ſeinen Glaubensgenoſſen in groſſem Anſehen ſtund. Dieß war ein ehemaliger Bäcker von Harlem, Namens Johann Matthiasſon, gewöhnlich nur Matthias genannt. Dieſer Abentheurer hatte ſeine alte Frau verlaſſen, war mit einem

nem ſchönen, von ihm verführten Mädchen nach Amſterdam gegangen, und kam nun nach Münſter, ausgerüſtet mit dem glühendſten Eifer für die Verbreitung ſeiner ſchwärmeriſchen Meinungen. Das Volk ſtaunte über die Suade des begeiſterten Mannes, und fühlte ſich unwiderſtehlich zu ihm hingezogen. Jetzt ſchlichen die Wiedertäufer nicht mehr bloß im Stillen umher, ſondern ſie wagten es, zahlreiche Zuſammenkünfte in gewiſſen Häuſern zu halten, wozu gewönlich ein Flintenſchuß den Glaubigen das Zeichen gab. Es waren jetzt nicht mehr gemeine unwiſſende Leute, die ſich zu der Sekte bekannten, ſondern ſelbſt verſtändige, rechtliche Bürger ließen ſich von den Propheten bethören, und hiengen ihnen an. Das größte Aufſehen aber machte es, daß ſogar der Prediger Rothmann ſich von dem Gifte der Schwärmerey anſtecken ließ. Er, der erſte Verkündiger der evangeliſchen Lehre in Münſter, ward aus einem Beſtreiter der Wiedertäufer ihr eifriger Vertheidiger! Schon vorher war einer ſeiner Kollegen zu ihnen übergetreten.

Eine zeitlang hatte der Stadtrath dem Unweſen ziemlich unthätig zugeſehen, entweder weil er eben keine bedeutenden Folgen davon beſorgte, oder weil vielleicht einige ſeiner Mitglieder ſelbſt ſchon von dem Gifte der Neuerer angeſtekt waren. Da aber die Sache immer ernſthafter wurde, ſo ließ er den Befehl ergehen, daß die Wiedertäufer aus der Stadt vertrieben werden ſollten. Dieß geſchah, aber es half nicht; denn kaum waren ſie zu dem einen Thore hinausgejagt, ſo wurden ſie von ihren Freunden durch ein anderes wieder hereingeführt. Die Schwärmer beriefen ſich auf einen göttlichen Befehl, vermöge deſſen ſie in Münſter bleiben, und ihr Werk ausführen ſollten.

Der Magiſtrat kam in Verlegenheit, und wußte nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte, weil es gefährlich ſchien, mit offenbarer Gewalt zu Werke zu gehen. Man hielt es endlich für das Beſte, beide Partheyen auf das Rathhaus zu berufen, und mit einander diſputiren zu laſſen. Rothmann legte nun die Maske völlig ab, und erklärte ſich laut für die Wiedertäufer. Er wurde aber von ſeinem Gegner, dem evangeliſchen Prediger Hermann Buſch, ſo in die Enge getrieben, daß der Senat, durch ein neues Dekret, nochmals auf die Verweiſung der Wiedertäufer erkannte. Sie zeigten ſich bereit, dem obrigkeitlichen Befehle zu gehorchen, und baten nur um ein freies und ſicheres Geleit, auch von dem Biſchoffe, ohne welches ſie nicht ſicher weiter ziehen könnten. Der Magiſtrat erfüllte ihre Bitte, und gab ihnen noch überdieß Geld auf den Weg. Aber gegen alle Erwartung verließen ſie die Stadt dennoch nicht, ſondern verſteckten ſich bey ihren Freunden, und trieben ihr Weſen im Stillen. Gerne hätte der Magiſtrat jetzt gegen die Widerſpenſtigen Gewalt angewendet, allein es fehlte ihm dazu an Muth und Entſchloſſenheit. Weil ſich indeſſen die Schwärmer jetzt verborgen hielten, ſo ward beſchloſſen, ehe ſie wieder hervor kämen, und mit Gewalt die Kanzeln einnähmen, alle Kirchen zu verſchließen. Dann bat man den Landgrafen von Heſſen um zwei rechtgläubige Lehrer zur Wiederbeſetzung der Stellen, die durch Rothmanns und ſeines Kollegen Uebergang zu den Wiedertäufern vakant geworden waren. Sobald dieſe kamen, ward der evangeliſche Gottesdienſt wieder gehalten, und die Schwärmer hielten ſich noch eine Weile verborgen, bis ſie endlich neuen Muth ſchöpften, und die evangeliſchen Prediger zu einer zweiten öffentlichen Diſputation, in Gegenwart des ganzen Magiſtrats, auffoderten. Der Magiſtrat war

ſo billig denkend, dieſes Anſuchen zu genehmigen. Da aber die evangeliſchen Prediger es zur Bedingung machten, daß der Streit einzig und allein aus der heiligen Schrift geführt, und mit Zuziehung gelehrter und rechtſchaffener Männer entſchieden werden ſollte, ſo weigerten ſich Rothmann und ſeine Anhänger geradezu, ſich auf eine ſolche Prüfung einzulaſſen. Dagegen erfanden ſie, um den Sieg über ihre Widerſacher zu erlangen, ein anderes Mittel, welches um ſo glücklicher wirkte, je mehr es die Einbildungskraft des gemeinen Haufens in Flammen ſetzte. Plötzlich rannte einer von ihnen, wie von einer beſonderen Begeiſterung getrieben, durch die Straßen der Stadt, und ſchrie mit fanatiſcher Wuth: „Thut Buße und laßt euch wieder taufen, oder der Zorn Gottes wird über euch kommen!“

Dieſes ſeltſame Schauſpiel gab die Loſung zu einem förmlichen Bürgerkriege. Der Pöbel, durch ſo viele andere Reden, Gerüchte und Prophezeihungen ſchon außer ſich geſetzt, ward hingeriſſen von dieſer Schwärmerey, und ließ ſich wirklich umtaufen; ja viele, die es nicht aus wahrem Glauben thaten, giengen doch aus Furcht mit hin, um nicht für ihre Neutralität gemißhandelt zu werden. Die bisher ſich im Verborgenen haltenden Wiedertäufer traten nun mit neuem Muth wieder hervor, drangen ins Rathhaus ein, beſetzten den Markt, und riefen mit lautem Geſchrey: „Schlagt alle, die nicht umgetauft ſind, und keine Gemeinſchaft der Güter verſtatten wollen, wie Heiden und Gottloſe todt!“ Und wie ſie ſchrieen, ſo thaten ſie auch, bemächtigten ſich des Geſchützes der Stadt, und agirten mit fürchterlicher Wuth gegen ihre Feinde.

Als die friedlichen Bürger das Unweſen ſahen, griefen ſie auch zum Gewehr, poſtirten ſich auf den

Kirch-

Kirchhof, und agirten gegen die Schwärmer, welche den Markt beſetzt, und ganz herum verbollwerkt hatten. Von beiden Seiten wurden Gewaltthätigkeiten ausgeübt, bis endlich eine Uebereinkunft dahin getroffen wurde, daß jeder bei ſeinem Eigenthume verbleiben, und ungehindert ſeine Religion üben ſollte.

Die Wiedertäufer hätten mit dieſem Siege zufrieden ſeyn können, wenn ſie billig geweſen wären. Allein es gelüſtete ihnen nach den fetten Klöſtern, und nach dem Geld und Gut der wohlhabenden Bürger in der Stadt, welches bei ihnen ſchändlicher Weiſe: das Reich Chriſti aufrichten, hieß. Ohngeachtet daher die Anführer der Wiedertäufer den Vergleich äußerlich genehmiget hatten, ſo ſchickten ſie doch geheime Schreiben in die umliegenden Gegenden, und foderten das benachbarte Volk auf, ſich zu ihnen nach Münſter zu ſammeln; mit der Verſicherung: daß alles, was ſie hinter ſich laſſen würden, zehen- und hundertfältig erſetzt werden ſollte. Nun zogen ganze Haufen geringer oder verdorbener Leute nach der Stadt, in Hoffnung, eine reiche Erndte daſelbſt zu finden. Der wohlgeſinnte Theil der Bürgerſchaft war bei weitem zu ſchwach, dieſer anwachſenden Menge zu widerſtehen. Die Wiedertäufer wählten einen neuen Senat und Bürgermeiſter aus ihrem Mittel, plünderten und zerſtörten, was ihnen in Weg kam, und änderten nun auch ihre Sprache. Anſtatt jener Auffoderung zur Buße, ſchrieen ihre Herolde nun laut: „Ziehet von hinnen, ihr Gottloſe, oder ihr müſſet ſterben!“ Die unmittelbare Folge dieſer Begebenheit war eine allgemeine Auswänderung des größten Theils der begüterten und angeſehenen Einwohner. Magiſtratsperſonen, Domherren, Adeliche und reiche Bürger verlaſſen, die Wuth des tollen Haufens fürchtend, ihre Vaterſtadt; und nur Wenige halten Schwärmerey,

Neue-

Neuerungsſucht und Beſorgniß ihr Vermögen zu verlieren, zurück. Der ſtaunende Pöbel dagegen, deſſen Gehirn ſchon längſt von Weiſſagungen, Offenbarungen und andern übernatürlichen Vorſtellungen ſchwindelte, huldigt mit Freuden einer Lehre, welche nicht nur ſeinen überirdiſchen Hofnungen ſchmeichelt, ſondern ihm auch Befriedigung ſeiner irdiſchen Wünſche verſpricht. Und nun war Münſter in den Händen einer ausſchweifenden und zügelloſen Rotte, die größtentheils aus Schwindelköpfen, unruhigen Landſtreichern und fremden Abentheurern beſtand. Das Band, welches ſie vereinigte, war religiöſe Schwärmerey. Sie war die Aftergottheit, der ſie alle mit blinder Verehrung anhiengen; aber im Gefolge dieſer Tyranninn der Menſchen ſah man, wie immer, alſo auch jeʒt, Herrſchſucht und Stolz, als ihre treuen Gefährten, wandeln.

3.

Neue Regierung in Münſter. Der Bürgermeiſter Knipperdolling und der Prophet Matthias.

Es gab nunmehr in Münſter täglich neue lebhafte Auftritte, und die ſchwärmeriſchen Gewalthaber regierten mit einem eiſernen Scepter. Mit Büchſen, Hellebarden, Spieſſen und Stangen bewaſnet, rannten ſie umher, fielen in Kirchen und Klöſter, und nahmen daraus Gold, Silber und alles, was einen Werth hatte. Das Domgebäude ward mit ſtürmender Hand eingenommen und zerſtört. Ihr Anhang vermehrte ſich mit jedem Tage, und ſelbſt der Bürgermeiſter Tilbeck, einer der reichſten und angeſehenſten Einwohner

wohner der Stadt, gieng nebſt ſeiner Familie und vielen andern Bürgern zu den Schwärmern über. Wer nicht ihres Glaubens war, wurde von Haus und Hof vertrieben, und zur Stadt hinausgejagt, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht. Die Unglücklichen, welche ihr Eigenthum mit dem Rücken anſehen mußten, wandten ſich in der Verzweiflung an den Biſchoff, und baten ihn um ſeinen Schutz. Aber dieſer hatte ſeinen alten Groll wegen der Reformation noch nicht vergeſſen, und ſtatt des Schutzes fanden die Unglücklichen bei ihm Gefängniß und Tod. Die gutgeſinnten Einwohner von Münſter wußten daher nicht, was ſie thun, und wozu ſie ſich entſchließen ſollten. Flohen ſie weg, ſo fielen ſie dem Biſchoff in die Hände, der ihnen die Köpfe abſchlagen ließ; blieben ſie, ſo waren ſie den ſteten Mishandlungen der Schwärmer ausgeſetzt. Das letztere dünkte den Meiſten aber doch minder ſchröcklich, und ſie erwarteten daher mit Zittern ihr ferneres Schickſal.

Da inzwiſchen die öffentlichen und heimlichen Auswanderungen die Zahl der Einwohner ziemlich geſchwächt hatten, ſo waren die jetzigen Machthaber darauf bedacht, den Abgang wieder zu erſetzen. In dieſer Abſicht berief Rothmann, deſſen Schwärmerey ferner keine Grenzen kannte, alle ſeine Anhänger aus den benachbarten Provinzen in die Stadt, wodurch ſie bald volkreicher ward, als ſie zuvor geweſen war. Und unter den Eingewanderten befanden ſich nicht etwa blos Leute aus den Hefen des Volks, ſondern auch öffentliche Beamten, Prediger, Edelleute und reiche Bürger aus den umliegenden Städten. Nach den Niederlanden wurden Boten abgeſandt, mit der Auffoderung an die dortigen Wiedertäufer, ſich zu Münſter nieder zu laſſen. In den Einladungsſchreiben an ſie ward dieſe Stadt der Berg Zion genannt, von wo aus die Bekenner der Wiedertaufe alle Nationen

tionen der Erde unter ihre Herrſchaft demüthigen würden; eine Sprache, welche die hochfliegenden und ausſchweifenden Plane der Wiedertäufer genugſam verräth. Der Aufruf blieb nicht ohne Wirkung. Bald ſah man ganze Kähne, mit Weibern und Kindern angefüllt, aus Holland abfahren, und den Weg durch Oberiſſel nach Münſter nehmen. Fragte man die Reiſenden nach dem Ziele ihrer Fahrt, ſo war die Antwort: „Wir ziehen in ein Land, welches Gott uns zeigen wird.

Die jetzigen Machthaber ſäumten indeſſen nicht, ihrem Staate eine neue Organiſation zu geben. Sie wählten einen Magiſtrat von zwei und zwanzig Gliedern, und ſtellten an deſſen Spitze zwei Bürgermeiſter, den Krämer Knipperdolling und den Schneider Kypenbruch. Der erſtere war ein origineller Kopf, dem aber die Schwärmerey völlig das Koncept verrückt hatte. Er ſtammte aus einer guten und reichen Familie aus Münſter, zeigte von Jugend an einen offenen und verſchlagenen Kopf, und heurathete ein Frauenzimmer von anſenlichem Vermögen. Aber es war ihm nicht gegeben, in Ruhe ſeines Berufes zu warten, ſondern er gerieth auf allerley Abwege, ward lüderlich, ränkeſüchtig, ſtolz und niederträchtig, wie es die Umſtände foderten. Beſonders hatte er ein loſes Maul, und ſchonte ſelbſt des Biſchoffs nicht, den er nur den Spillendreher nannte. Dieſer ließ ihn aber ins Gefängniß werfen, und darauf des Landes verweiſen. Er ſchlug ſich zu den Wiedertäufern, gieng nach Schweden, um daſelbſt das neue Evangelium zu predigen, mußte aber auch dort flüchtig werden, und trieb ſich nun an verſchiedenen Orten herum, bis ihn die Unruhen in ſeiner Vaterſtadt dahin zurück riefen, wo er ſich durch ſeinen ränkevollen Kopf bis zur Würde des Bürgermeiſters in der neuen Republik empor ſchwang. Er

und ſeine Kollegen publicirten bald eine Menge neuer Geſetze, wie ſie es ihrem Intereſſe gemäß fanden. Die Güter der Ausgewanderten wurden konſiſcirt und an Fremde verkauft. Jeder mußte ſeine Koſtbarkeiten ausliefern, welche in eine öffentliche Schatzkammer niedergelegt wurden, die der Aufſicht und Verwaltung einiger Diakonen anvertraut war. Und um dieſes Gleichheitsſyſtem ſo weit als möglich auszudehnen, ward die Einrichtung getroffen, daß alle Bürger an gemeinſchaftlichen Tafeln ſpeiſen ſollten, für welche ſogar die täglichen Gerichte vorgeſchrieben wurden.

An der Spitze der geiſtlichen Gewalt und des geſammten Magiſtrats ſtund der oben erwähnte Bäcker **Matthias** von Harlem, dem es ſo wenig an Talenten als an Kraft und Willen gebrach, ſeine Parthey zu verſtärken, und ſich das größte Anſehen zu verſchaffen. In den Befehlen, welche er ergehen ließ, herrſchte das Gewicht und das Anſehen eines Propheten, und auf die kleinſte Uebertretung derſelben war die Todesſtrafe geſetzt. Er rühmte ſich göttlicher Geſichte und Offenbarungen, und, was er ſagte, ſollte geachtet werden, als ob es von Gott ſelber käme. Der Stadt Münſter gab er den Namen der Berg Zion und das neue Jeruſalem, auch die chriſtliche Republik. Oefters beſtieg er die Kanzel und berief die Zuhörer mit einem Kanonenſchuß zur Anhörung ſeiner fanatiſchen Vorträge. Einſt predigte er, das neue Jeruſalem müßte von aller Unſauberkeit gereinigt, und folglich alle Evangeliſchen und Katholiſchen todtgeſchlagen werden; eine Grauſamkeit, die ihm doch Knipperdolling ausredete. Ein andermal verbot er alles Bücherleſen, außer der Bibel. Alle Einwohner mußten ihre Bücher auf den Domhof bringen, wo ſie ohne Ausnahme dem Vulkan geopfert wurden.

Manches

Manches ehrwürdige Manuſcript, zum Theil aus Karls des Großen Zeiten herrührend, fand hier ſeinen Untergang. Und wehe dem Unglücklichen, der ſich erdreuſtete, dem großen Propheten die Huldigung zu verſagen, oder ihm entgegen zu handeln! Einſt wagte es ein Bürger, ſich einige ſpöttiſche Anmerkungen über ſeine Anordnungen zu erlauben. Er ward ſogleich ergriffen, vom Matthias ſelbſt mit einer Picke durchſtoßen, dann, als er ſich wieder aufrichtete, mit einer Flinte geſchoſſen. Als er auch davon noch nicht ſtarb, ſagte Matthias, es ſey ihm offenbaret, daß dieſes Menſchen Zeit noch nicht gekommen, ſondern daß er von Gott begnadigt worden ſey. Wiewohl indeſſen der Unglückliche nach einigen Tagen wirklich den Geiſt aufgab, ſo benahm dieſer Fall dem Propheten doch nichts von ſeinem Kredite.

Bey allen Schwärmereyen und Tollheiten, die jetzt in Münſter an der Tagesordnung waren, verſäumte Matthias doch nicht, auf die Sicherung ſeiner Herrſchaft gegen innere und äußere Feinde klüglichen Bedacht zu nehmen. Er konnte ſich's nicht verbergen, daß der Biſchoff wohl nicht ſäumen würde, an der Spitze eines gewafneten Heeres vor die Stadt zu kommen, und wehe dann den Sektirern, wenn er den Sieg davon trug! Dieß zu verhindern, ward daher alle Sorge getragen, und Matthias bewies dabey eine Energie, Klugheit und Vorſicht, die ſeinem Geiſt zum Ruhme gereichten. Er leiſtete alles, was man nur von einem erfahrnen Staatsmanne und Feldherrn hätte fodern und erwarten können. Die Feſtungswerke der Stadt wurden ausgebeſſert und durch neue verſtärkt: und jeder Einwohner ohne Unterſchied des Ranges und Standes mußte bei dieſer Arbeit Hand anlegen. Man häufte ungeheure Magazine auf, wozu die ganze umliegende Gegend ihre Vorräthe hergeben mußte.

mußte. Die zum Kriegsdienſte taugliche Mannſchaft wurde ausgehoben, in Haufen geordnet und in den Waffen geübt. Der Prediger Roll wurde nach den Niederlanden geſandt, um dort Soldaten anzuwerben; aber ſeine Sendung nahm für ihn einen höchſt tragiſchen Ausgang, denn man erkannte ihn zu Utrecht als einen Wiedertäufer, bemächtigte ſich des Unglücklichen, und ließ ihn den Feuertod ſterben.

Das Beiſpiel des Meiſters wirkte auf die Schüler, und der raſtloſe Eifer, mit welchem Matthias an dem Emporkommen und der Verbreitung ſeiner Sekte arbeitete, theilte ſich den übrigen Häuptern derſelben mit, daß ſie ohne Murren jede Gefahr, Anſtrengung und Aufopferung übernahmen. Um das Feuer der Schwärmerey in den Köpfen der Einwohner immer wieder von neuem anzufachen und zu nähren, ließ man es nicht an Offenbarungen, Weiſſagungen und fanatiſchen öffentlichen Vorträgen fehlen. Auch entſprachen dieſe Mittel vollkommen ihrem Zwecke, denn ſie erwarben der neuen Lehre täglich mehr Anhänger, beſonders vom weiblichen Geſchlechte, deſſen größere Reitzbarkeit leicht empfänglich für ſchwärmeriſche und überſpannte Vorſtellungen machte. Selbſt Edeldamen erſchienen mit ihren Töchtern und empfiengen die Wiedertaufe; und die Nonnen des Stifts Ueberwaſſer verließen ihre heiligen Kerker, gleich den frommen Schweſtern des Aegidien-Kloſters, ließen ſich wieder taufen und heuratheten die erſten die beſten Männer, mit denen das Schickſal ſie paarte.

Es war Zeit, daß man in der Stadt die Anſtalten zu einer kraftvollen Vertheidigung beſchleunigte, denn ſchon nahte ſich das feindliche Ungewitter den Mauern. Der Biſchoff zog alle Kriegsleute, die er in ſeinem Gebiete aufbringen konnte, zuſammen, und verſtärkte ſie durch die Mannſchaft, welche ihm die

benach-

benachbarten Fürſten zur Unterſtützung ſandten, um eine Sekte vertilgen zu helfen, deren unverſöhnliche Feinde ſie waren, weil die Grundſätze derſelben ihrer Macht und politiſchen Exiſtenz den Untergang drohten. In Osnabrück und Iburg wurden Kriegsgeräthe und Pulver verfertiget, und die erſtere Stadt lieferte ihr grobes Geſchütz, und die zu deſſen Bedienung nöthigen Konſtabler.

Als alles zum Marſche vorbereitet und beiſammen war, brach das biſchöfliche Heer im März des Jahres ein tauſend fünfhundert und vier und dreiſſig auf, und nahm ſeinen Zug gegen Münſter, um dieſe Stadt, die Wiege und den Feuerheerd der neuen Revolution, einzuſchließen und zu belagern. Aber hier war man durch Matthias kluge Vorſicht auf eine ſolche Erſcheinung vorbereitet, und ſah mit ruhiger Entſchloſſenheit dem Anzuge und den Unternehmungen der Feinde entgegen. Der kühne und thätige Matthias ließ ſogleich die Moritzkirche, vor dem Thore gleiches Namens, nebſt allen dazu gehörigen Gebäuden, niederreiſſen, damit ſich die Belagerer nicht darinn feſtſetzen könnten; und kaum waren die letztern in der Nähe der Stadt angelangt, ſo that er an der Spitze eines auserleſenen Haufens einen Ausfall, ehe ſie noch Zeit gehabt hatten, die zur Sicherung ihrer Stellung angelegten Werke zu vollenden. Unaufhaltſam durchbrach Matthias die noch ungeſchloſſenen Linien, drang in das Lager, und richtete ein großes Blutbad unter den biſchöfflichen Kriegern an, welche aus ſchnell zuſammen gerafften, größtentheils ungeübten, Leuten beſtanden, die weder Standhaftigkeit noch Kriegszucht genug beſaßen, um dem wilden Muthe ihrer exaltirten Feinde widerſtehen zu können.

Die Freude über dieſen Sieg war in der Stadt die lebhafteſte, und man erkannte darinn eine laute

Erklä-

Erklärung Gottes für ſeine Freunde. Selbſt der vorher ſo bedachtſame Matthias verlor nun die Faſſung ſo ſehr, daß er ſich durch das erſte Glück zu einem Wageſtück verleiten ließ, welches ihm nothwendig Verderben bringen mußte. Von fanatiſchem Schwindel ergriffen rannte er, mit einem langen Spieſe bewafnet, durch die Stadt, berief das Volk um ſich her, und erklärte in offener Verſammlung ſtolz und mit der Begeiſterung eines Wahrſagers: er wolle ausziehen, wie Gideon, mit wenigen Männern, und die Herrſcharen der Gottloſen ſchlagen! Alles ſtaunte den Propheten an, und auf ſeinen Ruf fanden ſich ſogleich dreiſſig Männer, die ſich an ihn anſchloſſen, um die Feinde zu verjagen. Allein das Abentheuer lief ſehr unglücklich ab. Ein biſchöfflicher Kriegsmann brachte dem Anführer, ſeiner langen Lanze ungeachtet, einen tödtlichen Stich bei, und von allen ſeinen Begleitern rettete ſich nur einer. Der Leichnam des Erſchlagenen ward in die Stadt getragen, und alles Volk lauerte vier Tage lang, ob der große Prophet nicht wieder ins Leben zurück kehren würde. Aber er war und blieb todt!

4.

Johann von Leiden als Oberprophet und Geſezgeber. Einführung der Vielweiberey.

Wenn einmal Schwärmerey, Fanatiſmus und Wuth ſich der Köpfe des undenkenden großen Haufens bemächtiget haben, ſo iſt gewöhnlich kein Aufhalten mehr, bis dem Unweſen mit Gewalt geſteuert wird. Die Wiedertäufer ſahen nun wohl, daß ihr Prophet als ein Lügner aus der Welt gegangen war, aber ſie verſchloſſen die Augen vor der Wahrheit, und fuhren in ihrer

ihrer Verblendung fort, immer größern Unſinn auszuüben. Das diſſolute Leben, das Rauben, Plündern und die Strafloſigkeit bei ihren Zügelloſigkeiten gefiel ihnen, und der klügere Theil mußte ſchweigen und ſich verbergen. Man trauerte und wehklagte laut über das traurige Ende des Oberpropheten, und es hieß: wenn Gott dieſen heiligen Mann geſtraft hat, ſo will er gewiß auch uns ſtrafen, denn es ſtehet geſchrieben: das Gerichte Gottes hebt am Hauſe Gottes an.

Die Offenbarungsdichter verſäumten nicht, das bekümmerte Volk zu beruhigen. Für jede fehlgeſchlagene Weiſſagung erſannen ſie eine andere. Der bisherige Unterprophet, der Schneider Bockhold oder Johann von Leiden, ermahnte das Volk, getroſt und ruhig zu ſeyn, mit der Verſicherung, daß dieſer Fall ihm lange zuvor geoffenbaret worden, mit dem Befehl, des Erſchlagenen Witwe zu heurathen. Das Volk beruhigte ſich, und ließ es geſchehen, daß Johann von Leiden, der bisher nur eine ſubordinirte Rolle geſpielt hatte, ſich an die Spitze der Geſchäfte ſtellte. Er ſtand ſeinem Vorgänger Matthias vielleicht an Kühnheit und Talenten nach, aber gewiß übertraf er ihn noch an Hochmuth, Grauſamkeit und wilder Schwärmerey. Wie ſehr die letztere ihn beherrſchte, davon gab er bald nach dem Antritte ſeines Oberprophetenamts einen ſehr auffallenden Beweis. Nachdem er den Pöbel durch dunkle Erſcheinungen und Weiſſagungen auf ganz außerordentliche Begebenheiten vorbereitet hatte, lief er ganz nackend durch die Straßen und ſchrie in der höchſten Begeiſterung: „Es iſt Gottes Wohlgefallen, daß das Große und Hohe erniedriget und verworfen, das Geringe aber aus dem Staube erhöhet werde.“ Zugleich befahl er, alle Kirchthürme, als die höchſten Gebäude der Stadt, abzuwerfen,

werfen, und alle Kirchen und Klöſter zu zerbrechen; das wäre ihm auch von Gott geoffenbaret. Mit der größten Bereitwilligkeit gieng das Volk an die Arbeit, ſchlug ein, rieß nieder und plünderte, alles im Namen Gottes! Und weil das Hohe erniedriget werden ſollte, ſo ſprach Johann zum Bürgermeiſter Knipperdolling: „Du warſt bisher das Höchſte im Staat, und ſollſt nun auch das Niedrigſte werden." Mit dieſen Worten gab er ihm das Richtſchwerdt, und machte ihn zum Scharfrichter und Henker. Knipperdolling ließ ſich das gerne gefallen, und that mit blindem Gehorſam, was ihm der Prophet befahl.

Johann von Leiden ließ das verblendete Volk nicht zu Athem kommen, ſondern hielt es durch immer neue Gewaltſtreiche beſtändig in einer unnatürlichen Spannung. Er legte ſich einſt nieder zu ſchlafen, und blieb drei Tage in der Begeiſterung liegen. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, ſtellte er ſich, als wenn er die Sprache verloren hätte, foderte Papier, und ſchrieb zwölf Männer mit Namen auf, welche die Aelteſten in Iſrael ſeyn, und das Regiment zu Münſter über alles haben ſollten. Das bezauberte Volk war ſogleich bereit, den Befehl ſeines ſchwärmeriſchen Gebieters zu vollziehen. Die von Matthias angeſtellten Magiſtratsperſonen wurden abgeſetzt, und dafür zwölf Richter nach der Zahl der Stämme Iſraels ernannt. Die oberſte Macht behielt ſich der Schneider ſelbſt vor, und wollte als der Moſes des neuen Volkes Gottes angeſehen ſeyn.

Eine der heftigſten Leidenſchaften des neuen Geſetzgebers war die Wolluſt, welche ſo oft mit der Herrſchſucht und dem Stolze Hand in Hand im Gefolge der finſterſten Bigotterie erſcheint. Er hatte ſie bisher ſorgfältig unterdrückt oder wenigſtens verheimlichet; aber ein Zufall gab ihm Veranlaſſung, die

Maske abzuwerfen, und ſeinen Begierden freien Lauf zu laſſen. Ein Soldat von den Truppen des Biſchoffs gieng zu den Wiedertäufern über, und wurde bey Knipperdolling einquartirt, wo er denn ſah, daß Johann von Leiden ſich einſt bei Nacht zu einer Magd in die Kammer ſchlich. Der Prophet ſchenkte des andern Tages dem Soldaten ein Goldſtück, um ſeine Verſchwiegenheit dadurch zu erkaufen. Da er aber doch befürchtete, daß er ſein Anſehen ſo ziemlich verlieren würde, wenn dieſe ärgerliche Geſchichte ruchbar würde, ſo ſann er auf Mittel, ſeinem Wolluſttrieb ein rechtmäßiges und geſetzliches Anſehen zu geben. In dieſer Abſicht entwarf er zwölf Artikel, die er den Predigern vorlegte, mit dem Bedeuten, ſie zu widerlegen, oder, wofern ſie das nicht könnten, ihnen die Genehmigung zu geben, daß ſie dem Volke als Geſetze publicirt werden könnten. Der Hauptgegenſtand dieſer Artikel machte die Vielweiberey aus, und die Prediger eiferten mit Nachdruck gegen die Einführung derſelben. Aufgebracht über dieſen Widerſpruch berief Johann von Leiden die Prediger ſammt den zwölf Richtern auf's Rathhaus, nahm ſeinen Rock und das neue Teſtament, warf beide auf die Erde, und ſchwur bei dieſen Zeichen, daß ſeine Artikel recht wären, denn Gott ſelbſt habe ſie ihm eingegeben. Gegen dieſes Argument war nichts einzuwenden, und es ward nun drei Tage lang auf dem Domhofe über den Eheſtand gepredigt, wie es der Prophet haben wollte.

Der Pöbel ſtaunte über die neue Lehre, und da ſie ſeinen Lüſten ſchmeichelte, ſo ward ſie mit Vergnügen vernommen. Der beſſere Theil der Bürgerſchaft ſeufzte aber über die Ruchloſigkeit, und faßte den kühnen Entſchluß, dem Unweſen, das daraus entſtehen würde, mit Gewalt vorzubeugen. In dieſer

Abſicht

Abſicht ließen die gutgeſinnten Einwohner plötzlich durch alle Gaſſen die Trommel ſchlagen und ausrufen: wer beim Evangelio zu bleiben gedächte, ſollte auf den Markt kommen. Es kamen eine Menge Leute zuſammen, welche die Vielweiberey als eine Gottloſigkeit verwarfen, und ſich ihrer Einführung zu widerſetzen verſprachen. Um zu zeigen, daß es ihnen damit ein Ernſt ſey, nahmen ſie ſogleich den Knipperdolling und alle ihm ergebenen Prediger gefangen. Doch bald änderte ſich die Scene; denn ſobald der Pöbel davon Nachricht bekam, rottete er ſich wüthend zuſammen, gab ſeinen Anführern die Freiheit wieder, ſchleppte die Bürger in Arreſt, und ermordete neun und vierzig von ihnen auf die grauſamſte Weiſe. Einige banden ſie an einen Baum, und durchſchoſſen ſie. Es ſtanden zehen bis zwölf Haken da, die nur auf Ordre zum Anzünden warteten. Wenn die unglücklichen Schlachtopfer gebunden waren, ſo ſagte der Prophet: „wer Gott einen Dienſt thun will, der thue den erſten Schuß.“ Knipperdolling war dabei beſonders geſchäftig. Einigen ſchlug er den Kopf ab, andere hieb er mitten entzwey. Einige hoben beide Arme auf, ließen ſich die Büchſe auf die Bruſt ſetzen, und ſich ſo durchſchießen; die andern wurden zuſammen gebunden, zwiſchen die Dompfeiler gebracht, und ſo durchſchoſſen.

Nach dieſer ſchröcklichen Metzelung wagte es niemand mehr, ſich zu widerſetzen, und ſo wurde die Vielweiberey öffentlich in der neuen Republik eingeführt. Bei der deſpotiſchen Gewalt, welche die Sinnlichkeit über die meiſten Menſchen ausübt, fand der größte Theil der Einwohner die neue Einrichtung ſeinen Wünſchen entſprechend, und gab ihr laut ſeinen Beifall. Johann von Leiden legte ſich ſogleich drei Weiber ein, und vermehrte ihre Zahl nach und nach bis auf

ſechzehn. Das Beiſpiel des Oberhauptes wirkte mit wunderbarer Kraft auf den ganzen Haufen der Untergebenen. Bald genügte Keinem mehr an Einer Frau, und die zügelloſeſten Ausſchweifungen waren die nächſten Folgen der Vielweiberey. Die meiſten Wiedertäufer heuratheten fünf bis acht Weiber. Heimliche Ausſpäher ſchlichen umher, durchſuchten die Häuſer, und zogen alle mannbaren Dirnen hervor, wobei natürlicher Weiſe die hübſcheſten zuerſt an die Reihe kamen; und nach der Verſicherung eines gleichzeitigen Schriftſtellers fand man nach wenigen Tagen in der ganzen Stadt kein Mädchen über vierzehn Jahren mehr. Ja ſelbſt unreife Kinder fanden keine Schonung, und keine Liſt ward geſpart, die noch knoſpenden Blüthen dieſer ſchuldloſen Geſchöpfe, noch vor ihrer Entwicklung, durch den Gifthauch wilder Lüſte zu zerſtören. Nicht minder häufig als die Heurathen, waren auch die Trennungen der übereilt und oft gewaltſam geſchloſſenen Ehen, und bald ſtellte in dieſer traurigen Epoche das unglückliche Münſter einen Schauplatz der ſchröcklichſten Ausſchweifungen und Verirrungen dar.

Um dieſe Zeit ließ die unſinnige Parthey der Wiedertäufer eine Schrift ausgehen, unter dem Titel: die Wiederherſtellung. Dieſe Schrift enthielt unter andern: daß vor dem letzten Weltgerichte Chriſtus mit ſeinen Auserwählten auf Erden herrſchen werde; daß alle andere Obrigkeiten abgeſchaft werden ſollten; daß niemand in der Kirche zu dulden ſey, der die wahre Chriſtuslehre nicht angenommen hätte; daß, wer ſelig werden wolle, ſeine Haabe in die Gemeinſchaft liefern müſſe. Daß der Eheſtand derjenigen, die nicht durch den wahren Glauben erleuchtet worden, nicht beſſer ſey als Hurerey; daß beide, Luther und der Pabſt, falſche Propheten, Luther aber noch ärger

ſey

ſey als der Pabſt; daß den Gliedern der wahren Kirche das Recht zukomme, auch das Schwerdt zu gebrauchen, und ihren neuen Staat durch Gewalt zu begründen.

Dieſe wiedertäuferiſchen Lehrſätze wurden von den evangeliſchen Gottesgelehrten in mehreren Schriften beſtritten und widerlegt. Auch Luther gab eine eigene Schrift gegen die Wiedertäufer in Druck. Unter andern ſagt er darinn: „Der Münſter Teufel müſſe ein ſehr dummer Teufel ſeyn, weil er die Vielweiberey einführe, die wegen ihrer Abſcheulichkeit allen Verſtändigen zum Abſcheu gereichen müſſe; und anſtatt durch Beſcheidenheit, ſtrenge Sitten, Enthaltſamkeit und Verachtung aller irdiſchen Schätze und Güter, die Menſchen an ſich zu locken, nur Tyranney, Geiz und Grauſamkeit ausübe. Vor einem ſo dummen und ungeſchickten Teufel habe man nicht ſehr Urſache ſich zu fürchten. Doch könne aus göttlicher Zulaſſung ein kleiner Funke wohl auch ein groſſes Feuer erregen. Das einzige und ſicherſte Mittel, die armen verführten Menſchen von ihrem Irthum zurück zu bringen, wäre das Licht der reinen evangeliſchen Lehre. Die Fürſten und Biſchöffe möchten doch ja darum die Ausbreitung derſelben nicht hindern, ſondern auf alle Weiße befördern 2c.“

5.

Johann von Leiden als König. Charakter ſeiner Regierung. Er ſendet Apoſtel aus.

Die chriſtliche Republik Münſter, welche auf Gottes ausdrükliches Geheiß angeordnet worden ſeyn ſollte, erlitt bald wieder eine merkwürdige Veränderung, indem

indem die republikaniſche in eine monarchiſche Regierungsform verwandelt wurde. Der Prophet Johann hielt nichts mehr für unmöglich, ſeitdem es ihm gelungen war, die Vielweiberey einzuführen. Er konnte jetzt ungeſcheut ſeine wollüſtigen Triebe befriedigen, und nun blieb ihm nichts höheres zu wünſchen übrig, als — eine Krone. König der Wiedertäufer zu werden, das war's, wornach ihn am meiſten gelüſtete. Zwar beſaß er in der That ſchon die höchſte Gewalt, aber ſein grenzenloſer Hochmuth blieb unbefriedigt, ſo lange ihm noch der Glanz und die Attribute der Herrſcherwürde fehlten. Um das Volk vorzubereiten und ſeinem Vorhaben geneigt zu machen, wählte er das gewöhnliche und immer wirkſame Mittel der Offenbarungen und Weiſſagungen. In dieſer Abſicht verſammelte er eines Tages die zwölf Richter, und ſagte zu ihnen: „Alſo ſpricht der Herr! Gleichwie ich vor dieſem, o ihr Richter in Iſrael, den Saul und nach ihm den David, von einem Schafhirten zum Könige über das Volk geſetzt habe, alſo ſetze ich Johann Bockhold, meinen Seher, zum Könige von Sion."

Ob nun wohl die Richter ſich ſehr gegen dieſe Zumuthung ſetzten, und ausdrücklich erklärten, daß ſie dieſelbe nicht annehmen könnten, ſo ließ ſich doch Johann nicht außer Faßung bringen, ſondern verſicherte: er müſſe dieſes Amt wider ſeinen Willen und Dank annehmen, denn ihm wäre es lieber ein Ochſen- oder Pferdehüter zu ſeyn; allein er fühle ſich durch Gottes Hände dazu angezogen, daher ſie ſich nur bequemen, ihm ihr Amt abtreten, und ihn für einen König erklären ſollten.

Die Debatten hierüber waren noch nicht geendigt, als unvermuthet ein neuer Prophet aufſtund, der Johanns Plan glücklich ins Werk ſetzte. Dieß war ein

ein Goldſchmid von Warendorf, Namens Johann Tauſentſchuer, der vor dem verſammelten Volke in einer pathetiſchen Rede verſicherte: „der Vater aus dem Himmel habe ihm geſagt, daß Johann von Leiden, der heilige Prophet, ein König ſeyn ſolle über den ganzen Erdboden, über alle Kaiſer, Könige, Fürſten und Herren und alle Gewaltige; und er allein ſolle über alles herrſchen, und niemand über ihn. Er ſolle einnehmen das Reich und beſitzen den Stuhl ſeines Vaters David, ſo lange bis Gott der Vater das Reich wieder von ihm fodern würde. Er ſolle ausziehen mit ſeinem ſtarken Heer, und alle Könige und Fürſten tödten, und nur allein das gemeine Volk d. i. die, ſo die Gerechtigkeit liebten, verſchonen.“

Alles Volk ſtaunte über dieſe Verkündigung, und Johann, der dabei zugegen war, fiel auf ſeine Knie nieder, hob die Hände gen Himmel und ſprach: „Männer, liebe Brüder! Gott der Vater hat ſchon vor mehreren Tagen dieſen ſeinen Willen mir geoffenbaret. Aber es war dem Vater wohlgefällig, durch ein anderes Werkzeug ihn zu beſtätigen. Du gebeutſt, Allmächtiger, und dein Knecht gehorcht in Demuth. Vollbracht werde dein heiliger Wille!“ Niemand ſtund auf, um gegen die göttliche Berufung einen Zweifel zu erheben, und das leichtglaubige Volk, ſtets ein Spielwerk in den Händen ränkevoller und verſchmitzter Gauner, begrüßte den Johann ſogleich als König. Von dem Tage an ſah man den neuen Regenten den vollen äußern Pomp eines unumſchränkten Beherrſchers nachahmen. Das erſte, was er vornahm, war, daß er die kürzlich erſt erwählten zwölf Richter abſetzte, und ſich dagegen einen Hofſtaat einrichtete, wie es Königen gebührt. Der geweſene Scharfrichter Knipperdolling, der ſo oft die Launen der Revolution erfahren mußte, erhielt zur Belohnung für ſeine vorige Unter-

Unterwerfung den Poſten eines erſten Staatsraths. Zwei Prediger nebſt einem Krämer und Kürſchner wurden Geheimeräthe, und der fanatiſche Rothmann bekam das Amt und den Titel eines Orators oder Worthalters. Alle übrigen Hofämter wurden mit den treueſten Anhängern des Regenten beſetzt, ohne Hinſicht auf Stand und Geburt. Die Leibwache beſtand aus acht und zwanzig Trabanten, welche grün und aſchfarbene Montur hatten. Die übrige Armee ward in zwei Korps getheilt, wovon das eine der gewaltige, und das zweite der verlorne Haufen hieß. Außerdem wurden über hundert andere Titel von Hofſchuſter, Hofſattelmacher, königlichen Büchſenmeiſtern, Feldſchützen, Organiſten und dergleichen ausgetheilt. Der Titel, den ſich der König ſelbſt in ſeinen Briefen an auswärtige Fürſten gab, war: „Johann, von Gottes Gnaden, König in dem neuen Tempel Gottes, ein wahrhaftiger Diener der Gerechtigkeit, aus Kraft der Stadt Münſter.“ In ſein Wappen nahm er eine Weltkugel, welche oben auf beiden Seiten des darauf geſetzten Kreutzes mit einem Schwerdt durchſtochen war *). Sein Marſtall beſtand aus ein und dreiſſig mit köſtlichen Decken und Satteln gezierten Pferden. Der König ſelbſt trug Kleider von Gold und Silberſtücken, behangen mit Kleinodien, welche aus den Kirchen geraubt waren. Ueberall begleiteten ihn zwölf Trabanten, und wenn er ausritt, hatte er einen Oberſtallmeiſter, aufs prächtigſte angethan, bei ſich. Sein eigenes Kleid war gewöhnlich nach ſpaniſcher Art

*) Dieſe Kugel umgaben zwei Kreiſe. Im erſten und äußerſten ſtanden die Worte: DER KONIG IN DEM NEWEN TEMPEL FURET DISES ZEICHEN; im andern und innerſten aber, FUR EIN EXEMPEL.

Art geſchlitzt und das Futter beſtand aus purpurfarbenem Sammt mit goldenen Heften. Auf beiden Seiten giengen Pagen, von welchen einer ein Schwerdt und ein goldenes Gefäß mit Edelſteinen angefüllt, der andere eine königliche Krone und eine Bibel, als Symbole der weltlichen und geiſtlichen Gewalt, trug. Auch ließ er ſich einen goldenen Apfel vortragen, mit einem goldenen Kreuz in der Mitten, und zwei quer über einander gelegten Schwerdtern, mit der Umſchrift: „der König der Gerechtigkeit in dieſer Welt.“ Um kein Vorrecht ſeiner Würde unausgeübt zu laſſen, wurden kleine lederne, mit Goldblech überzogene und mit dem Bildniſſe des Monarchen gezierte Münzen geprägt. *)

Der Hofſtaat der Königinn ward ebenfalls mit vieler Pracht eingerichtet. Zwar hatte der Sultan in ſeinem Harem ſechzehn Weiber, und er ſoll Willens geweſen ſeyn, ihre Zahl bis auf dreihundert zu vermehren; allein vor allen gab er der jungen ſchönen Bauerstochter aus Harlem, der Wittwe des Prophethen Matthias, den Vorzug. Sie allein erhielt den Titel, Glanz und Rang einer Königinn, und öfters zeigte ſie ſich öffentlich mit großer Pracht an der Seite ihres Gemahls. Alle ſechszehen Sultaninnen mußten wechſelsweiſe bei ihrem Gebieter ſchlafen, und damit

*) Man findet noch jetzt mehrere dieſer Münzen, mit der Umſchriſt: DAT WORT IS FLEISCH GEWORDEN, UN WONET IN UNS. WE NICHT GEBORE IS UTH DE WAT UN GEIS, MAG NICH INGAN INT RIKE GADES. EIN KONIG UP RE OUS EIN GODT, EIN GELOVE EIN DOEPE.
THO MUNSTER. 1534.
Eine Abbildung dieſer Münze iſt zu finden in Köhlers Münzbeluſtigungen, im 5 Th. S. 257

mit es hierinn keine Unordnung geben möchte, ſo waren die Namen von allen in eine hängende Tafel geſchrieben. Bei jedem Namen befand ſich ein kleines Loch, und an der Tafel hieng an einer dünnen Schnur ein Stift. Jeden Tag beſah der König die Tafel, und ſteckte den Stift zum Namen derjenigen, welche er die Nacht über bey ſich haben wollte. Fand es ſich nun zuweilen, daß eine der Damen nicht wohl war, oder durch ein anderes Hinderniß abgehalten wurde, die Nacht bei dem Könige zuzubringen, ſo durfte ſie den Stift zu dem Namen einer andern ſtecken, welcher dann die Ehre zukam, dem Monarchen aufzuwarten.

König Johann gab jede Woche dreimal öffentliche Audienz, entweder auf dem Markt oder auf dem Domhofe. In feierlichem Zuge, von ſeinem Hofſtaate umgeben, verfügte er ſich an den einen oder den andern Ort. Er ſelbſt war zu Pferde, die vier Geheimenräthe giengen vor ihm her, und das übrige Hofgeſinde nebſt Knipperdolling folgten ihm nach. So gieng der Zug auf den Markt oder in den Domhof, je nachdem der König die Leute an den einen oder den andern Ort beſchieden hatte. Der Unterſchied beſtand blos darinn, daß der König auf dem Markte einen prächtigen Thron hatte errichten laſſen, den er jedesmal beſtieg, ſo oft er Gericht hielt; auf dem Domhofe hingegen ſtand er nur im Kreiſe der Anweſenden. Nichts war bei dieſen Audienzen häufiger als Eheklagen und Scheidungen, wozu das neue Ehegeſetz Anlaß gab. Vor dieſem Gerichte konnte man eines Gatten, den man nicht länger liebenswürdig fand, leicht entledigt werden, und nach einer kurzen Unterſuchung wurden Eheleute getrennt, welche Jahre lang einträchtig zuſammen gelebt hatten.

Oft wurde das Volk durch neue ſeltſame Auftritte und Erſcheinungen, durch Wunder und Offenbarungen in Erſtaunen geſetzt. Beſonders war der Statsrath Knipperdolling erfinderiſch in originellen Narrheiten, und wußte die Augen des Pöbels auf ſich zu ziehen. So kroch er einſt während einer öffentlichen Audienz auf Händen und Füßen durch die dichten Haufen, richtete ſich plötzlich auf, und blies bald dieſem bald jenem in die Ohren: „Gott der Vater hat dich geheiliget. Nimm hin den heiligen Geiſt.“ An einem andern Tage machte er einen Tanz, und ſagte: „Der Vater im Himmel hat mir geboten, vor den Augen meines Königes zu tanzen.“ Da er aber nachher ſelbſt den Thron beſtieg, trieb ihn der König herunter, und beſtrafte ihn für dieſen Frevel mit einem dreitägigen Gefängniß.

Der Goldſchmied Tauſentſchuer von Warendorf, der die Monarchie in Münſter gegründet hatte, diente ihr auch ferner mit ſeinen Talenten. Einſt lief er, auf der Trompete blaſend, durch alle Straßen der Stadt, und machte kund, daß alles Volk anf den Domhof kommen ſollte, mit Rüſtung und Wehr, ſo gut ſie könnten, weil man den Feind von der Stadt wegſchlagen wollte. Das Volk gehorchte, und kam aufs Beſte gewafnet und gerüſtet. Aber nun verkündigte man ihnen, daß Se. Majeſtät geſonnen wären, mit der ganzen Gemeinde das heilige Abendmahl zu halten. Viertauſend der Anweſenden wurden nun an Tiſche geführt, die mit Speiſen und Getränken reichlich beſetzt waren. Als ſie ſich zur Genüge Hunger und Durſt vertrieben hatten, wurden ſie durch andere abgelöſt, die bisher auf der Wache geweſen waren. Der König und die Königinn warteten nebſt vielen Dienern und Hofjungfern ſelbſt bei Tiſche auf. Nach aufgehobener Tafel nahm der König, in ein

leicht

leicht ſeidenes Gewand gekleidet, weiſſe gebackene Kuchen, brach ſie von einander, und gab jedem Menſchen ein Stück mit den Worten: „Nehmet hin und eſſet, und verkündiget des Herrn Tod.“ Die Königin aber nahm ein Glas Wein, gab das zu trinken, und ſagte: „Trinket, und verkündiget den Tod des Herrn.“ Darauf wurden Pſalmen und Lobgeſänge angeſtimmt, und der König und die Königinn, die Diener und andere mehr, empfiengen auch das Abendmahl. Tauſentſchuer beſtieg nun die Kanzel und fragte die Gemeinde: ob ſie alle bereit wären, den göttlichen Willen zu erfüllen und für den Glauben zu leben und zu ſterben? Die verſammelte Menge rief einmüthig: Ja! worauf der Seher mit lauter Stimme fortfuhr: „So ſpricht der Herr! Erwählet einige aus meinem Volke, die ihr zum Stadtthore hinausgehen laſſen ſollt, an die vier Ecken der Welt, um ſchröckliche Wunder zu thun, und ſie den fremden Völkern kund zu machen. Wer dieſem göttlichen Befehle nicht Folge leiſtet, der ſoll des Todes ſterben.“ Nun nannte er acht und zwanzig Perſonen, welche dieſe Sendung antreten ſollten, und ermahnte ſie, alles zu verlaſſen, nichts zu fürchten, und den Glauben zu verkündigen. Sechſe von ihnen wurden nach Osnabrück, eben ſo viel nach Warendorf, acht nach Soeſt und eine gleiche Zahl nach Coesfeld beſtimmt. Der König, die Königinn, ihr Hofſtaat und die Miſſionarien ſpeisten hierauf an einer Tafel zuſammen. Während der Mahlzeit ſtund der König plötzlich auf, mit dem Vorgeben, daß er etwas zu verrichten habe, was ihm der himmliſche Vater befohlen hätte. Damit entfernte er ſich, und ſchlug einem Kriegsgefangenen, den er der Verrätherey beſchuldigte, als einem andern Judas, mit eigenen hohen Händen, den Kopf herunter. Nach dieſer That ſetzte er ſich

ganz

ganz gelaſſen wieder zur Tafel, und trieb über die verrichtete Execution noch ſeinen Scherz.

Inzwiſchen begaben ſich die acht und zwanzig Apoſtel auf die Reiſe, nachdem ſie Rothmann ermahnt hatte, ihren Weg, gleich den von Joſua in das Land Kanaan ausgeſchickten Kundſchaftern, muthig und freudig anzutreten. Auſſer dem Viatikum gab ihnen der König einige der von ihm geprägten Goldmünzen mit, welche ſie in den Städten, wo ihre Lehre nicht angenommen würde, als ein Zeichen ihres künftigen Unterganges, zurück laſſen ſollten, weil ſie die heiſame Lehre verworfen hätten. Die armen Betrogenen eilten ihrem Verderben entgegen, denn ſchon in den benachbarten Städten, wo ſie ihr Werk treiben wollten, wurden ſie gar übel empfangen. Kaum hatten ſie ihren Auftrag kundgemacht, als ſie wegen ihrer Lehre und ihres Wandels zur Rechenſchaft geſtellt wurden. Sie erklärten hierauf: „Ihre Lehre ſey die einzig wahre und rechte Lehre. Seit der Apoſtel Zeiten wäre das Wort Gottes nicht richtig gelehrt worden, und keine Gerechtigkeit auf Erden geweſen. Nun aber wäre die Zeit gekommen, wovon alle Propheten geweiſſaget, da Gott allgemeine Gerechtigkeit auf Erden anrichten wolle.“ Als man ſie weiter befragte: warum ſie ihre unſchuldigen Mitbrüder vertrieben, ſich ihrer Weiber und Kinder und Güter bemächtiget hätten? wie und woraus ſie es beweiſen könnten, daß dieß ein gerechtes Verfahren ſey? antworteten ſie: „Es ſtehe im Evangelium: die Sanftmüthigen werden das Erdreich beſitzen. Gott habe auch vormals den Iſraeliten die Güter der Egypter zu beſitzen gegeben.“ Sie fügten hinzu: „Ihre Stadt ſey mit allerlei Vorrath reichlich verſorgt, und der König erwarte nur noch Völker aus den Niederlanden, dann werd' er mit ſeiner ganzen Macht ausrücken, um

alle

alle gottloſe Regenten in der Welt ſich unterwürfig zu machen.“

Da mit dieſen Unſinnigen nichts auszurichten war, ſo wurden ſie dem Scharfrichter übergeben, der ihnen die Köpfe abſchlug. Ein gewiſſer Heinrich Hilverſum war der einzige von dieſen Fanatikern, der ſein Leben behielt, denn er wurde von dem Biſchoff von Münſter begnadigt, indem er verſprach, ſein guter Kundſchafter zu ſeyn. Er kam glücklich in die Stadt zurück, und ſagte zum Könige Johann, als dieſer ihn fragte: warum er wieder käme und ſeine Gehülfen nicht mitbrächte? in ſeinem Gefängniſſe wäre ihm die Nacht vor ſeiner ſchon feſtgeſetzten Hinrichtung ein Engel erſchienen, und hätte ihn erlöſet. Zugleich habe ihm der Engel befohlen, dem König der Glaubigen zu ſagen: daß die drei Städte Amſterdam, Weſel und Deventer, wenn er mehrere Apoſtel dahin ſendete, ihm die Thore öffnen würden.

Dieß gefiel dem Könige ſehr wohl, und er befahl, den Apoſtel in den Pallaſt zu führen, und ihm die aſchgraue und grüne Kleidung ſeiner andern Hausbedienten zu geben; auch ſchenkte er ihm einen Ring. Da es auch weſentlich zum Plan der Wiedertäufer gehörte, die Anhänger ihrer Sekte in Holland immer zahlreicher zu machen, ſo ernannte der König nicht nur einen gewiſſen Johann von Geelen zum Oberſten der wiedertäuferiſchen Kriegsleute in Holland, ſondern erhob auch den Leſemeiſter Johann von Kampen zum Biſchoff von Amſterdam, und ſandte ihn nach dieſer Stadt, welche vielleicht zum künftigen Hauptort ſeines Reiches beſtimmt war. Der letztere führte ein ſehr eingezogenes Leben in Amſterdam, und begnügte ſich insgeheim für die Verbreitung ſeiner Lehre zu ſorgen. Aber dem Unglücklichen half ſeine Vorſicht nichts, denn als ſeine tollkühnen Glaubensgenoſſen einſt in

der

der Nacht einen Verſuch wagten, ſich der Stadt zu bemächtigen, welcher mislang und Seelen das Leben koſtete, fiel auch Kampen den Ausſpähern der Obrigkeit in die Hände. Seine Richter ſprachen das Todesurtheil über ihn aus, welches auf folgende barbariſche Art an ihm vollſtreckt wurde. Zuerſt mußte er, das Haupt mit einer zweihörnigen blechernen Biſchoffsmütze bedeckt, eine Stunde lang auf dem Blutgerüſte zur Schau ausſtehen. Dann ward ihm die Hand, womit er wiedergetauft hatte, abgehauen, und die Zunge, als das Werkzeug zur Verkündigung ſeiner Lehre, ausgeſchnitten. Ein Schlächtermeſſer trennte endlich ſeinen Kopf vom Rumpfe; letzterer ward verbrannt, Hand und Kopf aber wurden über dem Stadthore aufgeſteckt. Mit gleicher Grauſamkeit verfuhr man wider die übrigen gefangenen Wiedertäufer zu Amſterdam, Leiden und in Friesland. Alle ohne Unterſchied des Geſchlechts wurden enthauptet, erſäuft, verbrannt, geviertheilt. Vielen ward noch lebend das Herz aus dem Leibe geriſſen, und ins Angeſicht geworfen. So wütheten damals, wie in allen vorhergehenden und ſpatern Zeitaltern, Religionshaß und Intoleranz; — Ungeheuer, welche die Hölle ausgeſpieen hat, um Menſchen in blutgierige Hiänen umzuwandeln und das ganze Geſchlecht durch ſich ſelbſt auszurotten.

6.

Belagerungsanſtalten. Hungersnoth. Mittel, durch die ſich König Johann auf dem Throne behauptet.

Ganz Deutſchland ſah ſeit einiger Zeit mit Erſtaunen auf den neuen monarchiſchen Staat hin, den die Wie-

Wiedertäufer in ſeinem Schooße errichtet hatten, und an deſſen Spitze König Johann ſtund. Niemand war über dieſe Erſcheinung mehr empört, als die Fürſten, denen ein ſo gefährliches Beiſpiel allerdings am wenigſten gefallen konnte. Am meiſten war dabei freilich der Biſchoff von Münſter intereſſirt, der nun ſchon mehrere Monate mit ſeinen Leuten vor der Stadt lag, ohne ſich in den Beſitz derſelben ſetzen zu können. Die Belagerten thaten zum öftern heftige Ausfälle, und vereitelten alle Anſtrengungen der Belagerer. Sie nahmen ſogar einſt den Sohn des Biſchoffs, der ſich zu weit gewagt hatte, gefangen, und König Johann machte ihn, weil er ein ſehr ſchöner Jüngling war, zu ſeinem Edelknaben.

Das Jahr ein tauſend fünf hundert und vier und dreiſſig gieng nun zu Ende, und alle Verſuche des Belagerungsheeres, in die Stadt zu kommen, waren fruchtlos; ja der Biſchoff ſah ſich ſogar aus Mangel an Geld und Mannſchaft genöthiget, die Belagerung in eine weite Umſchließung zu verwandeln. Er wandte ſich in dieſer bedrängten Lage an die benachbarten Fürſten, und dieſe zeigten ſich auch nicht ungeneigt, bei ſeinen Unternehmungen thätig mitzuwirken. Der Churfürſt von Cöln, und der Herzog von Jülich und Cleve ſchickten ihm Geld, Kriegsvolk und Geſchütz. Der erſtere begab ſich ſelbſt zum Biſchoff ins Lager, um ſich mit ihm über die Mittel, die Stadt zum Gehorſam zurückzubringen, zu berathſchlagen. Sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, war eine äußerſt ſchwere Unternehmung; man beſchloß daher, ſie den Winter hindurch ſorgfältig einzuſchließen, und ihr alle Zufuhr zu verſperren. Der Biſchoff wandte ſich nun auch an ſeine Mitſtände des niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreiſes, unter dem Vorwande, daß dieſer Krieg das ganze deutſche Reich angehe,

und bat deshalb um Beiſtand zur Fortſezung der Belagerung. Es wurde auch wirklich auf einem Kreistage zu Coblenz beſchloſſen, ihm auf ſechs Monate dreihundert Reuter und drei tauſend Mann Fußvolk zu geben und den Grafen Wirich von Daun und Oberſtein nicht nur zum Oberbefehlshaber dieſer Mannſchaft zu beſtellen, ſondern ihm auch die Aufſicht über die ganze Unternehmung anzuvertrauen.

Dieſe Verſtärkungen brachten wieder neues Leben in das Belagerungsheer, und man zweifelte nun nicht mehr an einem glücklichen Ausgange der Unternehmung. Da jedoch der Biſchoff wünſchte, die verderblichen Folgen eines gewaltſamen Angriffs von der Stadt abzuwenden, ſo hielt er zuvor mit den Anführern ſeines Heeres einen Kriegsrath, worinn beſchloſſen ward, daß man den Rebellen Begnadigung und freien Abzug anbieten wollte, unter der Bedingung, daß ſie die Stadt übergeben und ihre Waffen ausliefern würden.

Es giengen ſogleich am folgenden Tage einige Abgeordnete mit den Vorſchlägen des Biſchoffs in die Stadt, und theilten ſie dem Könige, der ſie vor ſich kommen ließ, mit. Aber mit glühendem Unwillen verwarf Johann den Antrag, und erwiederte ſtolz: „Ich verlange des Feindes Gnade nicht für mich und mein Volk.“ Nach dieſem fruchtloſen Verſuche wurden Briefe, welche die vorgeſchlagene Kapitulation enthielten, an Pfeile geheftet, in die Stadt geſchoſſen, um dadurch jene zur Kenntniß der Einwohner zu bringen. Aber auch dieſes Mittel blieb ohne Erfolg, denn ſchon das Aufheben der Briefe ward von dem Könige bei Todesſtrafe verboten. Um kein Mittel der Güte ungenuzt zu laſſen, wurden die Wiedertäufer von den Reichsſtänden durch Schreiben ermahnt: von ihrem ſchändlichen und frevelhaften Vorhaben ab-

zuſtehen, und den rechtmäßigen Obrigkeiten um ſo mehr ſich zu unterwerfen, als der Biſchoff von den geſammten Ständen des Reichs gewiſſen Beiſtand zu erwarten habe. Allein die Aufrührer ſuchten ſich in einer weitläuftigen Antwort zu vertheidigen; doch übergiengen ſie in derſelben den Vorwurf, den man ihnen wegen des Königs gemacht hatte, mit Stillſchweigen. In einem beſondern Schreiben an den Landgrafen von Heſſen ſuchten ſie aber auch dieſe Handlung zu entſchuldigen; ja ſie hatten die Dreiſtigkeit, in dieſem Schreiben, dem ſie ihre Schrift von der Wiederherſtellung beifügten, den Landgrafen zu ermahnen, ſich von den andern gottloſen Fürſten abzuſondern, und nicht unſchuldige Leute zu bekriegen, die das Volk Gottes wären. Der Landgraf las ſowohl ihr Buch als ihr Schreiben durch, meldete ihnen ſeine Bedenklichkeiten, und ließ ſodann beides von ſeinen Theologen beantworten. Noch einmal ſchrieben die Schwärmer zurück, und ſchickten zugleich ein neues Buch mit, das den Titel hatte: von den Geheimniſſen der Schrift. Der Landgraf ließ auch dieſes Buch von ſeinen Theologen beantworten, ſtellte den Rebellen die Abſcheulichkeit ihres Unternehmens nachdrücklich vor, und ermahnte ſie, von ihrem Vorhaben endlich abzuſtehen. Aber die Wiedertäufer blieben halsſtarrig bei ihren Unternehmungen.

Die Unterhandlungen wurden nunmehr abgebrochen, da auf eine gütliche Uebergabe der Stadt nicht zu rechnen war. Das Belagerungsheer begann die Beſchießung, und unternahm mehrere Stürme. Aber die Wiedertäufer hatten während der fünfzehnmonatlichen Dauer ihrer Herrſchaft ſo viel Fleiß und Sorgfalt auf die Vervollkommnung der Feſtungswerke gewandt, ſie waren ſo gut mit Geſchütz und geübten Konſtablern verſehen, und zeigten ſo viel Muth und

Wach=

Wachſamkeit bei der Vertheidigung, daß alle Anſtrengungen der Belagerer fruchtlos blieben, und alle Stürme abgeſchlagen wurden. Die letztern hielten daher für das beſte, einen Weg einzuſchlagen, der ſie zwar langſamer, aber deſto gewiſſer an das Ziel ihrer Unternehmung führen mußte. Sie ſchloſſen die Stadt von allen Seiten aufs engſte ein, umgaben ſie ringsumher mit Schanzen und ſchnitten ihr alle Zufuhr ab, um durch den Hunger, dieſen ſchröcklichen Zeugen menſchlicher Schwäche und Hülfloſigkeit, das zu bewirken, was durch Waffengewalt nicht erzwungen werden konnte.

Bald empfand die bedrängte Stadt die Folgen der engen Umſchließung; denn trotz der öffentlichen Tafeln und aller andern zweckmäßigen Gegenanſtalten, fanden ſich Mangel und Theurung ein; die Lebensmittel wurden immer ſeltener, und Hülfe und Entſatz war nicht zu hoffen. Dieſe Sperrung der Lebensmittel brachte manche von den Schwärmern glücklicher zur Beſinnung, als die Gründe der heſſiſchen Theologen. Sie ſahen es nun allmählich ein, daß ſie von dem Könige und ſeinen Miniſtern getäuſcht würden. Schon hatten Einige insgeheim den Vorſatz gefaßt, ſich derſelben zu bemächtigen, und ſie dem Biſchoff auszuliefern; allein König Johann's Vorſicht vereitelte ihre verrätheriſchen Anſchläge. Er ernannte zwölf ſeiner treueſten Anhänger zu Generalen, und übergab einem jeden von ihnen ein gewiſſes Quartier der Stadt zur Aufſicht, nebſt einer Anzahl von Trabanten und andern Bedienten, mit deren Hülfe ſie alles im Zaum halten, und verhüten ſollten, daß keine Empörung gegen den König entſtünde. Dann verſprach er dem ganzen Volke, daß ſie ganz gewiß auf Oſtern von der Belagerung, und folglich auch von der Hungersnoth befreit werden würden. Den Generalen insbeſondere verſprach er, ſie ſollten, nach

ge-

geſchehener Erlöſung, Herren ſeyn über Land und Leute, Städte und Schlöſſer aller Fürſten und Herren; den einzigen Landgrafen von Heſſen ausgenommen, den man ſchonen wollte, in der Hofnung, daß er ſich wohl noch bekehren, und zu ihrem Glauben bekennen würde. Und damit die künftige Theilung keine Streitigkeiten veranlaſſen möchte, wies der König vorläufig ſchon einigen ſeiner Generale gewiſſe Fürſtenthümer und Grafſchaften mit Namen an. So ſollte z. B. ein gewiſſer Krämer das Churfürſtenthum Sachſen haben rc.

Inzwiſchen mehrten ſich in der unglücklichen Stadt mit jedem Tage Noth und Jammer, und der Hunger in ſeiner gräßlichſten Geſtalt wüthete unter den zahlreichen Bewohnern derſelben, und veranlaßte hier in dem neuen Zion ſo grauſende Scenen, wie man ſeit der Belagerung des alten Jeruſalems in keiner belagerten Stadt geſehen hatte. Pferdefleiſch, Kazen, Ratten und Mäuſe, und ſogar die Aeſer umgefallener Thiere wurden verzehrt. Einige ſuchten das wüthende Bedürfniß des Magens durch Baumrinden und Blätter zu ſtillen, oder kochten alte Schuhe und Sättel, andere genoſſen gedörrte Kuhfladen und Menſchenkoth. Zulezt wurden ſelbſt die Leichname der Erſchlagenen oder derer, die der Mangel hingerafft hatte, zerſtückt und gegeſſen. Ja eine Mutter ſchlachtete ſogar drei neugebohrne Kinder, mit denen ſie auf einmal niedergekommen war, mit eigenen Händen, und ſalzte ſie ein, um ſich ihrer als Speiſe zu bedienen.

So kam Oſtern herbei, aber die Noth nahm nicht ab, und noch weniger war an eine nahe Erlöſung zu denken. Des Biſchoffs Truppen machten durchaus keine Anſtalten zu einem baldigen Abzuge, wie doch der König ſicher auf Oſtern verheiſſen hatte, und es wurden auch, des feſten Glaubens ungeachtet, keine

Steine

Steine in Brod verwandelt. Um doch nicht als ein offenbarer Lügner erfunden zu werden, ſuchte der König auf eine eigene Art ſein Anſehen und ſeine Glaubwürdigkeit zu retten. Sechs Tage lang ſtellte er ſich krank, und da er hervortrat, eröffnete er dem Volke, daß er auf göttlichen Befehl auf einem blinden Eſel habe ſitzen müſſen, und Gott der Vater habe alle Sünden auf ihn gelegt. Nun wäre die ganze Welt von allen Sünden frei und rein. Dieß ſey die verſprochene Befreiung, woran ſie einſtweilen ſich begnügen ſollten. Durch ſolche elende Kunſtgriffe ſuchte der König ſein Anſehen zu behaupten. Er hatte Erſcheinungen über Erſcheinungen, gab Verheiſſungen über Verheiſſungen, aber keine derſelben konnte den Glauben in dem Maaße ſtärken, worinn der Hunger ihn ſchwächte. Um in einer ſo kritiſchen Lage nicht ſein Scepter zu verlieren, nahm er ſeine Zuflucht zum Terroriſmus. Ein Zweifel koſtete das Leben. Zwei ſeiner Pagen, die, vom Hunger gequält, zum Biſchoff übergehen wollten, wurden von dem Könige ſelbſt mit eigener Hand getödtet. Ein gleiches Schickſal hatten mehrere andere, die in Verdacht kamen, daß ſie geneigt wären, ſich mit den Feinden wegen Uebergabe der Stadt in Unterhandlungen einzulaſſen. Doch nirgend zeigte der Tyrann ſeine Grauſamkeit und ſeinen wüthenden und unverſöhnlichen Zorn ſo auffallend, als bei folgendem Vorfall in ſeiner eigenen Familie.

Eine von den königlichen Weibern, Namens Eliſe, hatte von ungefähr geäußert: Gott könne mit dieſem Elend, in welches das arme Volk durch die Belagerung geſtürzt würde, nichts gedient ſeyn, und ſie zweifle an der göttlichen Sendung des Königs. Johann erfuhr es ſogleich und ahndete, ohne Gefühl für die allgemeine Noth, dieſe unvorſichtige Rede mit

dem Tode. Eliſe und die andern Weiber des Königs wurden auf ſeinen Befehl auf den Markt geführt; alle ſchloſſen einen Kreis um erſtere, und erwarteten knieend, was der Monarch beginnen würde. Plötzlich zog er das Schwerdt und ſchlug der Unglücklichen den Kopf ab, worauf die andern Weiber ſangen: Ehre ſey Gott in der Höhe! und vom Könige angeführt, (der auch dem Volke daſſelbe zu thun befahl) luſtig herumtanzten.

7.

Einnahme der Stadt Münſter.

So traurig die Lage der Einwohner von Münſter bei dem immer drückender werdenden Mangel an Lebensmitteln war, ſo ärgerlich wurden die Soldaten vor der Stadt, daß ſie mit all ihrer Anſtrengung ihren Zweck noch immer nicht hatten erreichen können. Was ihren Unwillen nicht wenig vermehrte, war die unregelmäßige Bezahlung ihres Soldes, und die bei kombinirten Heeren ſo gemeine Eiferſucht zwiſchen Hohen und Niedern bei den verſchiedenen Korps. Es war überhaupt bei den Reichsſtänden, die zu den Belagerungen von Münſter kontribuiren ſollten, kein harmoniſches Zuſammenwirken anzutreffen, und beſonders waren mehrere Reichsſtädte ſehr unzufrieden über die ihnen auferlegten Beiträge zu dem Münſterſchen Kriege. Sie hielten einen Städtetag in Eslingen, und proteſtirten gegen den Coblenzer Schluß.

Schon lange hatte ſich der Biſchoff von Münſter an den römiſchen König Ferdinand gewendet, und ihn um ſeine Mitwirkung in der bedenklichen Sache gebeten. Ferdinand hatte ſein Anſuchen nicht unbillig ge-

gefunden, und im April einen Reichstag nach Worms ausgeſchrieben. Hier gab es ziemlich lebhafte Auftrite. Die Reichsſtädte proteſtirten aufs Neue gegen die Beiträge zum Münſterſchen Kriege, und ſetzten ſich den Fürſten mit allem Nachdrucke entgegen. Dennoch ward zuletzt beſchloſſen, jeder Reichsſtand, vom höchſten bis zum niedrigſten, ſollte, in zwei Terminen, an die Städte Cöln, Frankfurt, Nürnberg und Coblenz, ſo viel erlegen, daß zuſammen eine Summe von hundert tauſend Goldgulden herauskäme. Damit ſollten die vor Münſter ſchon ſeit Jahr und Tag liegenden Truppen unterhalten werden: der Churfürſt von Trier ſollte Generaleinnehmer ſeyn, und der Graf Wirich Obergeneral über die drei tauſend Mann zu Fuß und die drei hundert Pferde. Allein die bewilligten Hülfsgelder giengen, wie gewöhnlich, nur langſam und unrichtig ein; die Mannſchaft ließ ihren Unwillen darüber mehr als einmal ausbrechen, und die Belagerung konnte deswegen auch nicht recht ernſtlich vorrücken. Aber geſperrt blieb die Stadt doch immer noch; alſo nahm Hunger und Noth darinn ſchröcklich zu. Die Belagerer boten den Bürgern nunmehr nochmals Gnade an, wofern ſie den König und einige Hauptanführer greifen und ausliefern würden. Das hätten viele ſehr gerne gethan, allein ſie konnten nicht, weil der König die unermüdetſte Wachſamkeit bewies. Um die noch vorhandenen wenigen Lebensmittel für die Beſatzung etwas länger aufzuſparen, befahl er, es ſollten alle diejenigen aus der Stadt ziehen, die, wie er ſich frei ausdrückte, der göttlichen Hülfe nicht vertrauten. Mehr als tauſend Mann zogen heraus, nebſt vielen Weibern und Kindern. Ein Theil ergab ſich dem Biſchoff, ein Theil davon wurde niedergehauen, die Weiber und Kinder aber friedlich entlaſſen.

Bei dem unbeugſamen Starrſinn des Königs Johann und ſeiner Vertrauten und eifrigen Anhänger, würde ſich die Belagerung wahrſcheinlich noch ſehr in die Länge gezogen haben, wenn nicht die Anſtrengungen der Belagerer durch einen ganz unerwarteten Umſtand begünſtigt worden wären, wodurch der Kampf viel früher beendigt wurde, als ſich außerdem hoffen ließ.

Ein Soldat des Biſchoffs von Münſter, Hänslein von der langen Straat, auch Hänſel Eck genannt, ſollte wegen begangener Verbrechen ſcharf beſtraft werden, und lief daher aus Furcht zu den Wiedertäufern über. Dieſer ſah nun wohl, daß unter ſolchen Umſtänden an keine Hülfe, und überhaupt an keinen guten Ausgang der Sache zu denken ſey; deshalb beſchloß er, die Stadt dem Biſchoffe zu verrathen, unterſuchte daher den Zuſtand des Walles und Stadtgrabens genau, welches er um ſo unbemerkter thun konnte, da ſeit einiger Zeit die Wachen nicht mehr ſo ſtreng wie zuvor gehalten wurden, und er fand auch bald einen bequemen Ort zum Durchwaden. Als er alles genau unterſucht hatte, und ſich einen glücklichen Erfolg verſprechen konnte, ließ er ſich in einer dunkeln Nacht an einem Seile zur Stadtmauer herunter, und wurde gefangen ins biſchöffliche Lager und vor den Biſchoff ſelbſt geführt. Dieſem erzählte er alles, und erbot ſich gegen ihn, wenn man ihn begnadigen wollte, ein Mittel anzugeben, wie man ſich mit dreihundert Mann der Stadt bemächtigen könne.

Der Biſchoff theilte den Vorſchlag dem Feldherrn des kombinirten Heeres mit, und dieſer nahm ihn bereitwillig an. Er trug dem Oberſten Stedingk, einem entſchloſſenen Kriegsmanne, die Ausführung des Unternehmens auf, wozu ſogleich die nöthigen Zurüſtungen getroffen, und vierhundert der beſten

Kriegs-

Kriegsleute ausgewählt wurden. Geführt von dem verſchlagenen HänſelEck, dem alle Wege und die ſchwächſte Seite der Stadt bekannt waren, nähert ſich dieſer kleine Haufen, in der Nacht auf den fünf und zwanzigſten des Monats Junius im Jahr ein tauſend fünf hundert und fünf und dreiſſig, in gröſter Stille den Feſtungswerken in der Gegend des Kreuzthores. Die Elemente ſelbſt ſchienen dabei zum Untergange der Belagerten ſich verſchworen zu haben, denn ein heftiges Donnerwetter und eine undurchdringliche Finſterniß begünſtigten das geheimnißvolle Vorhaben ihrer Feinde. Die leztern durchwaten einen ſchmalen und ſeichten Graben, und erſteigen dann glücklich den Wall, ohne von den ausgeſtellten Poſten, welche Regen, Sturm und Entkräftung in die Schilderhäuſer getrieben hatten, bemerkt zu werden. Von einem dieſer Poſten erfahren ſie das Feldwort der Belagerten, welches in der gegenwärtigen Nacht: die Erde! hieß; und durch Hülfe deſſelben werden die nachfolgenden Wachen überraſcht und über den Haufen geworfen. So gelingt es den biſchöfflichen Kriegern, ohne Geräuſch durch eine kleine Pforte in die Stadt zu kommen, wo alles im tiefſten Schlafe lag, und bis zum Domplatz vorzurücken, ehe noch ein Menſch in Münſter die Nähe eines Feindes ahndet. Der Dom, ein groſses ehrwürdiges Gebäude, welcher mit ſchwerem Geſchütze angefüllt iſt, wird beſezt. Dann läßt der kühne Stedingk Lärm ſchlagen, um die Wiedertäufer vom Schlafe aufzuſchrecken.

Fürchterlich ſaust vom Domplatze herab das dumpfe Rauſchen der Lärmtrommel, und ganz Münſter, vor wenigen Augenblicken noch das Bild der tiefſten Stille und einer nichtsbeſorgenden Ruhe, verwandelt ſich plözlich in einen Schauplatz der Furcht, der Verwirrung und des lauten Getümmels. Die erſchro-

erſchrockenen Einwohner ſtürzen aus ihren Häuſern hervor, um die Gefahr zu erforſchen, welche ihnen droht. „Die Feinde! die Feinde der Glaubigen ſind eingebrochen!“ ſchallt es gräßlich durch alle Straßen. Die Beſtürzung iſt allgemein.

Der König Johann hatte ſich vor dem Ueberfalle der Stadt zu Bette gelegt, als die Nachricht, die Feinde wären in der Stadt, ihn gar unſanft aus ſeinem Schlafe weckte. Er, der nie den Muth ſeines Vorgängers Matthias gehabt hatte, verlor jetzt alle Faſſung. Seine Glaubensgenoſſen indeß ergriefen die Waffen, und Verzweiflung, welche hier die Stelle des Muthes vertrat, trieb ſie zum wüthendſten Kampfe. Von allen Seiten drangen ſie auf Stedingk und ſeine kleine Kriegerſchaar ein, und beſetzten den Markt und die Margarethenkapelle, dem Dome gerade gegenüber. Selbſt das Kanonenfeuer der Feinde, wobei ſich dieſe des eroberten Geſchützes bedienten, ſchreckte ſie nicht ab, ihre Angriffe immer wieder zu erneuern, und es glückte endlich ihrem Ungeſtümm, jene dergeſtalt zuſammen zu drängen, daß ihnen nicht einmal mehr ſo viel Raum übrig blieb, um von ihren Feuergewehren Gebrauch zu machen. In dieſer Verlegenheit nahm Stedingk, den Muth und Beſonnenheit ſelbſt in den gefährlichſten Lagen nicht verließen, ſeine Zuflucht zur Liſt. Er führte zweihundert Mann durch das Haus eines Domherrn in die der Aegidienkirche gegenüber liegende Gaſſe, und fiel von dorther den Wiedertäufern in den Rücken. Dieſe ließen ſich anfangs durch den unerwarteten Angriff täuſchen, denn ſie glaubten, es ſey eine neue Schaar biſchöfflicher Krieger in die Stadt gedrungen, und zogen ſich beſtürzt gegen den Markt zurück. Sobald ſie jedoch ihren Irrthum erkannten, drangen ſie von neuem vor, und zwangen die Feinde zum Weichen.

Ohne

Ohne Rettung ſchien jetzt Stedingk mit ſeinem kleinen Korps verlohren zu ſeyn. Er hatte bei ſeinem raſchen Einbruche in die Stadt unglücklicherweiſe nicht daran gedacht, ſich durch Eröffnung der Thore mit dem Belagerungsheere in Verbindung zu ſetzen; und die Wiedertäufer hatten es ihr erſtes Geſchäft ſeyn laſſen, auch die kleine Pforte wieder zu verſperren, durch welche er hereingedrungen war. Um die Belagerer, wenn ſie etwa entſchloſſen ſeyn möchten, die Unternehmung ihrer Waffenbrüder in der Stadt durch einen Sturm zu unterſtützen, davon abzuhalten, und um ſie glauben zu machen, daß jene überwältiget wären, mußten auf Knipperdollings Rath einige hundert Weiber den Stadtwall beſteigen, und durch Tanz und Geſang den vorgeblichen Triumph ihrer Mitbrüder feiern.

Ein raſcher und entſchloſſener Angriff auf Stedingks kleinen und getrennten Haufen hätte jetzt die Wiedertäufer von ihren Gegnern befreit: aber anſtatt mit Energie und Schnelligkeit zu handeln, ſchloſſen ſie mit ihnen Nachts um 2 Uhr einen Waffenſtillſtand, und der furchtſame Johann ließ ſich in Unterhandlungen ein. Er bot ihnen Schonung des Lebens an, wenn ſie das Gewehr ſtrecken, und ſich zu Gefangenen ergeben wollten. Stedingk dagegen, der eigentlich nur Zeit zu gewinnen ſuchte, beſtand auf einem freien und ehrenvollen Abzuge mit Waffen und Fahnen. So ließen die Wiedertäufer die für ſie ſo koſtbaren Augenblicke verſtreichen. Das Schickſal hatte ihren Untergang unwiderruflich beſchloſſen. Dieſe ſchreckliche Nacht ſollte die letzte ihrer Herrſchaft über Münſter ſeyn.

Beſſer als ſeine bethörten Gegner benutzte Stedingk die ihm verſtattete Friſt. Er ſandte in der Morgendämmerung einen ſeiner Fahnenträger, Namens Johann

hann von Twickel, auf den Stadtwall, um dort ſein Panier aufzupflanzen, wodurch es ihm auch gelang, die Aufmerkſamkeit der nächſten Vorpoſten zu erregen. Die letzteren beſorgten jedoch Verrätherey, und wagten ſich nicht heran, bis ihnen Twickel das biſchöfliche Feldgeſchrei: Waldeck! zurief. Jetzt näherten ſich einige dem Walle, und empfiengen darauf die Nachricht von den Fortſchritten und der Gefahr ihrer Waffenbrüder in der Stadt, mit den dringendſten Auffoderungen zu ſchleuniger Hülfe. Man verſprach alles, und Twickel, voll Freude, ſeinen Auftrag glücklich vollzogen zu haben, eilte nach dem Domplatz zurück, und rief mit lauter Stimme ſeinen Gefährten zu, daß das ganze Belagerungsheer zu ihrem Beiſtande heranrücke. Dieſe willkommene Bothſchaft belebte von neuem den ſchon geſunkenen Muth des kleinen, von zahlreichen Feinden rings umſtellten Haufens, und verbreitete Schrecken unter den Bekennern der Wiedertaufe. Umſonſt boten nun die letztern freien Abzug an; Stedingk achtete nicht darauf, weil er der nahen Hülfe gewiß war. Er brach plötzlich alle Unterhandlungen ab, und der Kampf erhob ſich wieder mit doppelter Heftigkeit und Erbitterung. Den tapfern Stedingk täuſchte ſeine Hofnung nicht. Nach kurzer Zeit erſtieg das Heer ſeiner Waffengenoſſen die Wälle, ſprengte die Thore und ergoß ſich unaufhaltſam, wie ein reiſſender Strom, durch die Straßen der Stadt. Jetzt erhob ſich ein ſchröckliches Gemetzel. Ohne Schonung und Erbarmen wurden die unglücklichen Schlachtopfer der Schwärmerey und Verführung niedergewürgt, wo man ſie fand, ohne Unterſchied des Ranges und des Alters. Bald waren alle Straßen mit ihren Leichnamen bedeckt. Ströme Blutes floßen auf dem Markte und in der ſogenannten Rothenburg, einer Straße, die von dem Markte

herab-

herabführt, und ihren Namen von dieſer Mordſcene erhalten haben ſoll. Wie Rothmann ſah, daß alles verloren wäre, ſtürzte er wüthend in die Feinde hinein, um ſie zurück zu treiben, wurde aber mit einem Schlachtſchwerdt durch die Schultern gehauen, und mit zwei Spießen durchſtochen. Weit zaghafter bezeugte ſich der König und einige ſeiner Miniſter. Der erſtere hatte gleich anfangs, da die Stadt erſtiegen war, ſeine Wohnung auf dem Domplatze heimlich verlaſſen, und ſich auf dem höchſten Boden des Aegidienthors verkrochen, um ſein Leben zu retten; aber er entgieng ſeinem Schickſale nicht. Ein Knabe verrieth ihn. Er ward gefangen und in Feſſeln geſchlagen. Daſſelbe Schickſal hatte auch der Miniſter Krechting und zuletzt Knipperdolling, den ein Weib verrieth, und den Feinden in die Hände lieferte.

8.

Beſtrafung der Verbrecher.

Die Stadt war nun erobert, und das Reich der Wiedertäufer hatte ein Ende — aber nicht das Verfolgen der Unglücklichen. Die Mordgier der biſchöfflichen Kriegsleute, von Religionshaß und wilder Barbarey angefacht, war durch das Blut ſo vieler hundert erſchlagener Feinde noch immer nicht geſättiget, vielmehr ſchnaubten ſie unaufhörlich nach neuen Opfern. Acht Tage lang dauerte das Morden in der Stadt. Viele, die ſich verſteckt hatten, wurden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen und erwürgt. Von allen Wiedertäufern in der Stadt entgiengen nur zwei hundert, welche ſich auf dem Markte ſtark verſchanzt hatten,

hatten, dem allgemeinen Blutbade. Ihrer Entſchloſſenheit verdankten ſie Rettung vom Tode und freien Abzug. Die Stadt ſelbſt ward geplündert. Die Hälfte der Beute ſamt dem groben Geſchütze erhielt der Biſchoff, die andere ward unter die Kriegsleute vertheilt.

Als endlich Ruhe und Ordnung in der unglücklichen Stadt einigermaßen wieder hergeſtellt war, hielt der hocherfreute Prälat an der Spitze von funfzehnhundert Reutern ſeinen Einzug. Man überreichte ihm die Schlüſſel der Stadt und die Inſignien des entthronten Königs. Aber der Anblick ſo vieler todter Leichname in den Straßen, und mehr noch die entweiheten Kirchen und verſtümmelten Thürme, waren ihm ein ſolcher Gräuel, daß er Münſter bald wieder verließ, und ſich nach Iburg zurückzog. Dahin wurde der gefangene König Johann vor ihn gebracht. „O du Unſeliger, rief der Biſchoff ihm zu, warum haſt du mein Volk alſo verderbet?“ — „Prieſter, entgegnete Johann mit ſtolzem Anſtande, wir haben dir um keinen Strohhalmen zu kurz gethan, ſondern eine ſtarke Stadt in deine Hände gegeben, die allen Stürmen widerſtehen kann. Sofern wir dir jedoch einigen Schaden zugefügt, haben wir doch Mittel, dich wieder zu bereichern, wenn du meinem Rathe folgen willſt.“ Verwundert fragte der Biſchoff, wie er das machen wolle? Johann antwortete: „Setze mich in einen eiſernen Käfig, und laß mich für Geld ſehen, ſo wirſt du die Belagerungskoſten bald wieder haben.“

Auf einem Reichstage, der ſich in Worms verſammelte, wurde beſchloſſen, daß die Stadt Münſter wie vorhin in ihrer Verbindung mit dem Reiche verbleiben, der vertriebene Adel und Bürger, inſofern ſie nicht von den Wiedertäufern Anhänger wären, in

ihre

ihre Beſitzungen wieder eingeſetzt; in Anſehung der Religion nach den Reichsgeſetzen verfahren, und den Gefangenen aufs eheſte der Prozeß gemacht werden ſollte. Der Biſchoff verlangte auch jetzt noch eine Unterſtützung an Geld, weil er immer noch eine ſtarke Beſatzung halten müßte; allein man entgegnete ihm, daß er das Geſchütz und die halbe Beute ſich zugeeignet habe; dieſe gehöre dem Reiche und darüber müſſe erſt Abrechnung gehalten werden.

Der gefangene König Johann wurde indeſſen in der Geſellſchaft ſeiner beiden vornehmſten Miniſter an den Höfen verſchiedener deutſchen Fürſten zur Schau herumgeführt. Die Soldaten legten dem Könige eine doppelte Kette um den Hals, ſchleppten ihn ſo zwiſchen zwei Pferden, mit bloßem Kopf und ohne Schuhe, und brachten ihn in dieſem Aufzuge von einem Orte zum andern. Er ward verſchiedentlich wegen ſeiner Lehre und ſeiner Schwärmereyen befragt, und gab Antworten, die mitunter ganz vernünftig waren: Unter andern ließen ſich die heſſiſchen Theologen mit ihm in einen langen Streit über das ein, was die Wiedertäufer von der Taufe, dem Abendmahl, der Obrigkeit und dem Reiche Chriſti lehren. „Das letztere, ſprach Johann, iſt gedoppelt, ein geiſtliches und weltliches. Das geiſtliche Reich Chriſti iſt eine Zeit des Leidens und der Trübſale, und von der Art war mein Reich in Münſter. Das weltliche Reich Chriſti fängt nach der Auferſtehung an, wo Chriſtus ſelbſt erſcheinen, und mit den Frommen tauſend Jahre regieren wird. Ich hofte, mein in Münſter angefangenes geiſtliches oder Leidensreich würde ſich bis zum Anfange des weltlichen, oder bis zur Ankunft Chriſti erſtrecken: aber nun, im Gefängniſſe erſt, giengen mir die Augen auf, und ich erkannte meinen Irthum." — Auf die Frage, warum er die Poſſen mit

mit dem König werden getrieben, ließ er ſich heraus: „Wenn mich Gott am jüngſten Tage fragen ſollte, wer hat dich, Schneider, in Münſter, zum Könige gemacht? ſo werd' ich antworten: deine Propheten in Münſter haben mir's von Deinetwegen angeſagt, mir auch Leib und Seele verpfändet, daß es dein göttlicher Wille und Befehl ſey. Nur einmal kam es mir in Sinn, in Münſter würde ein König des Reiches Chriſti erwählt werden, und ich ſollte dieſer König ſeyn. Ich wurde über dieſen Gedanken ganz ſchwermüthig, und bat Gott, er ſollte mich wegen meiner Ungeſchicklichkeit nicht mit einer ſolchen Bürde belaſten; wenn ich aber durchaus König werden müßte, ſo ſollte er mich durch glaubwürdige Zeugen berufen. Ein ſolcher Zeuge iſt der Prophet Tauſentſchuer, und hat er mich betrogen, ſo mag er's verantworten."

So ſprach Johann; mit Knipperdolling und Krechting hingegen war nichts Kluges anzufangen. Nach langem Herumziehen wurden endlich die Gefangenen nach Telget zu dem Biſchoffe zurückgebracht. Ihr Proceß gieng nun bald zu Ende, und als Johann merkte, daß ihn ein ſchmählicher Tod erwartete, wurde er, der vorher aus einem ſo hohen Tone geſprochen hatte, ungemein beſcheiden. Er erbot ſich ſogar, wenn man ihm das Leben laſſen wollte, die ganze Menge der noch in England und in den Niederlanden umherſchwärmenden Wiedertäufer zum Schweigen zu bringen. Aber darauf wurde natürlich nicht geachtet.

Im Anfange des Jahres ein tauſend fünf hundert und ſechs und dreiſſig wurden die Gefangenen nach Münſter geführt, und jeder in einem beſondern Gefängniſſe verwahrt. Nach vielem Zuſpruche erkannte und bereuete Johann von Leiden ſeinen Irthum,

woge-

wogegen ſeine beiden Mitgefangenen hartnäckig auf ihrer Meinung beharrten. Das Todesurtheil wurde am zwei und zwanzigſten Januar, in des Biſchoffs Gegenwart, vollzogen. Der König wurde auf eine Anhöhe geführt, an einen Pfahl gebunden, und mit glühenden Zangen zerfleiſcht. Eine Zeitlang ſchwieg er; dann fieng er an, um Gottes Barmherzigkeit zu bitten, und nachdem er eine Stunde lang ſo gemartert worden, bekam er den letzten Stoß aufs Herz. Auf gleiche Weiſe wurde die Todesſtrafe an ſeinen Mitgefangenen vollzogen, und jeder ſodann in einem eigenen Kefich an dem höchſten Thurme der Stadt, der König in der Mitte, aufgehangen. Der letztere war bei ſeiner Hinrichtung erſt ſechs und zwanzig Jahre alt. Alle Wiedertäufer, die dem Schwerdte entronnen waren, wurden aufgeſucht und hingerichtet, und ſo dieſes fanatiſche Reich vom deutſchen Boden gänzlich vertilgt.

VII. Streitigkeiten und Fehden zwiſchen Biſchoff und Edelmann, in der Mark Brandenburg.

Eine Erzählung aus der erſten Hälfte des ſechzehenten Jahrhunderts.

1.

Ritter Minkwitz überfällt den Biſchoff von Lebus in dem Städtchen Fürſtenwalde.

An einem Sommerabende des Jahres ein tauſend fünf hundert und acht und zwanzig langten einige,

 aus

aus Preußen kommende Frachtwagen, durch das münchebergiſche Thor in dem Städtchen Fürſtenwalde in der Mittelmark Brandenburg an der Spree an, um daſelbſt zu übernachten." Es begleitete ſie ein Mann zu Pferde, den man für den Herrn der Fracht hielt, und der, ehe er ſich zur Ruhe begab, den Wächter des Mühlenthores erſuchte, ihm am folgenden Morgen für ſeine Wagen das Thor frühe bei Tagesanbruche zu öffnen. In der Morgendämmerung pochte er auch wirklich denſelben heraus. Der Thorwärter mußte von ſeinem Wohnhauſe nach dem ihm anvertrauten Thore über eine Brücke der Spree; auf dieſer hielt der vermeinte Kaufmann, und bat den noch ſchlaftrunkenen Wächter um die Gefälligkeit, den Sattelgurt ſeines Pferdes feſter zu ſchnallen. Während dieſer beſchäftigt war, die Bitte zu erfüllen, riß der Fremde ihm die Thorſchlüſſel vom Arme, und ſtieß ihn ſelbſt in eben dem Augenblicke von der Brücke in Strom. Hierauf brannte er ſein Rohr ab, zu einem Zeichen für einen Haufen Reuter, welcher verſteckt vor dem Thore ſchon lauerte, daß es nun Zeit ſey, den Einzug zu fördern.

Der Fremde war nemlich kein Kaufmann, ſondern ein Diener **Ottens von Schlieben**. Dieſer und **Nikolaus von Minkwitz** hatten in der Abſicht, den Biſchoff von Lebus, **Georg von Blumenthal**, in ſeiner Reſidenz zu überfallen, ein Heer von ſechzig Reutern aufgebracht. Sonnenwalde, Minkwitzens Wohnort, zehen Meilen von Fürſtenwalde entfernt, war der Sammelplatz geweſen. Auf dem Zuge hatte ſich dieſer Hauſe bis auf vierhundert Pferde vermehrt, durch lauter Freiwillige, die, entweder von dem Reitze der zu hoffenden Beute, oder etwa von eigenem Grolle gegen den Kirchenfürſten, dem die Unternehmung galt, ſich aufgeinuntert fanden, Minkwitzens

witzens Fahne zu folgen. Man hatte inzwiſchen nicht für gut gefunden, die Stadt, in deren Mauern der Biſchoff ſich aufhielt, mit Gewalt zu erobern, und daher war Herrmann Schnipperling, ſo hieß der Diener Schliebens, in Geſellſchaft Otto Kinitzſchens (des von Schliebens Jungen) vorausgeſandt worden, um durch kluge Benützung der Umſtände dem Heere einen leichtern Eingang zu bahnen. Dieſer Schnipperling hatte denn jenſeit der Stadt die preußiſchen Fuhrleute angetroffen, und ſie durch ein Geſchenk gewonnen, daß ſie es ſich gefallen ließen, von ihm in der Eigenſchaft ihres Herrn in die Stadt begleitet zu werden.

Dem Schuſſe folgte die Eröffnung des Thores, wozu Schnipperling die Schlüſſel in Händen hatte; und die Reuter, vermuthlich ſchon geſtern durch Otto Kinitzſch von der Verrätherey unterrichtet, ſtürzten heran, und durch das Thor über die Brücke in die Stadt.

Das Gelärm weckte die Bürger; jeder griff zu ſeinen Waffen, und eilte dem Feinde entgegen. Bald ſah die Minkwitziſche Rotte ſich von einer Menge beherzter Streiter umringt, die den feſten Entſchluß zeigten, ihr Eigenthum gegen fremde Gewalt zu beſchützen. Allein kaum hatte Minkwitz den Bürgern eröffnet, daß für ſie nichts zu fürchten ſey, daß er ſich nur des Biſchoffs bemächtigen wolle, ſo kehrten alle friedlich zu ihren Wohnungen zurück. Ein Beweis, in wie geringer Liebe der Biſchoff bey ſeinen Unterthanen ſtund. Minkwitz ließ die Thore und die zum Schloſſe führenden Straſſen von ſeinen Leuten beſetzen, und brach mit etlichen Geharniſchten in die Burg, durchſuchte alle Winkel derſelben, aber vergebens, denn der Biſchoff war gleich bei dem erſten Lärmen in fremder Kleidung entwiſcht. Dieſe Entdeckung entflamte

Mink-

Minkwitzens Zorn; um auch an dem Entwiſchten noch Rache zu nehmen, um es die Bürger zugleich entgelten zu laſſen, daß ſie durch ihr Zuſammenlaufen ſeinen Einbruch ins Schloß verzögert, und den gewünſchten Erfolg vereitelt hatten, um endlich auch ſeine Rotte für den Ritt ohne ſeine und ſeines Freundes Koſten belohnt zu machen, befahl er, das Schloß zu plündern, die Domkirche zu berauben, alle Häuſer zu ſtürmen, und als eine Beute anzuſehen, was man fände; doch war er menſchlich genug, um Brennen und Blutvergießen ſtrenge zu verbieten.

Der Befehl ward ſchnell und willig befolgt; das Schloß, die Kirche, das Rathhaus, die Wohnungen der Domherren und die Häuſer der Bürger wurden geplündert; in der Kirche ſchonte man ſelbſt der Ciborien und Monſtranzen nicht, auch dieſe wurden, nachdem die Hoſtien herausgeworfen waren, entwandt; denn hier war vom Sektengeiſte die Raubſucht unterſtützt; doch entdeckte man nicht den verborgenen Schatz, denn die Kirchenräuber wurden, ſo erzählt man, von oben herab mit Blindheit geſchlagen. Zwei Bürgerhäuſer wurden durch ganz verſchiedene Mittel vor der Plünderung geſchützt. Der Beſitzer des einen hatte eben Bier gebrauet, und trug die ſiedende Würze aufs Dach, von da er ſie jedem auf den Kopf goß, der den Verſuch machte, ſeine Thüre zu berennen. Der des andern war leichter zum Zwecke gelangt, denn er hatte blos ein weiſſes Laken ausgehängt, als ob ein erblaßter Leichnam im Hauſe wäre. Zwei Menſchen verloren bei der Plünderung das Leben; ein Bürger, der ſich derſelben widerſetzte, und ein feindlicher Reuter, der ſich beim Zurückzuge verſpätet hatte, und an dem einige Bürger Rache ausübten.

Die

Die ſämmtlichen adelichen Hofbedienten des Biſchoffs, und unter dieſen ſein leiblicher Bruder, Matthias, der Stammvater aller jezt lebenden Herren und Grafen von Blumenthal Horſtiſcher Linie, wurden als Gefangene mit nach Sonnenwalde geführt, jedoch auf Vermittlung Georgs von Minkwiz bald nachher ohne Löſegeld freigelaſſen.

2.

Urſachen der Streitigkeiten und Fehden zwiſchen Biſchoff und Edelmann.

Der gewaltſame Ueberfall einer Stadt zu einer Zeit, da Friede im Lande herrſchte, und die unbarmherzige Plünderung ihrer Bewohner, machte großes Aufſehen, und niemand wußte die eigentliche Urſache einer ſolchen Gewaltthat.

An der Spitze der ganzen Unternehmung ſtund Nikolaus von Minkwiz, ein Edelmann, der mit zwei ältern Brüdern, Hans und Georg, die Herrſchaft Sonnenwalde in der Niederlauſiz, unter böhmiſcher Landeshoheit, aber als ein Lehen vom Hauſe Sachſen beſaß. Sein gewöhnlicher Siz war das Städtchen Sonnenwalde, von Natur und durch ein ſtarkes Schloß befeſtiget. Alle drei Brüder waren Männer von Anſehen im Lande, und eifrige Bekenner der gereinigten Religionslehre, welche damals ihr Haupt zu erheben begann. Luther ſelbſt hatte auf ihr Verlangen den Entwurf zu einer geläuterten Gottesverehrung nach ſeinen Grundſätzen für ihre Pfarrkirche zu Sonnenwalde gemacht. Hans von Minkwiz ſtand als Rath in des Churfürſten von Sachſen Dien-

Dienſten, und hielt ſich gewöhnlich bei Hofe auf; unbekannt iſt es, wo ſein Bruder Georg wohnte. Nikolaus ſtund in keiner Staatsbedienung, aber er hatte ſich im Kriege die Würde eines Ritters erworben. Auf einem Turniere in Dresden genoß er den Vorzug, immer Fürſten zu Gegnern zu haben. Den Ueberfall des Städtchen Fürſtenwalde unternahm er nicht in ſeiner eigenen Angelegenheit, ſondern um einem andern Edelmann, Namens Heinrich Queiß, Rache zu verſchaffen. Dieſer beſaß das Gut Plöſſin, und war ein Lehnsmann des Biſchoffs Blumenthal von Lebus.

Queiß hatte einen widerſpenſtigen Schäfer in ſeinen Dienſten, der ſich ſogar thätlich an der Familie ſeines Herrn vergrief, bald darauf aber nach dem nahen biſchöfflichen Dorfe Friedersdorf flüchtete. Hier und in andern benachbarten Orten verſchaffte er ſich einen Anhang unter den Bauern, und wagte mit ihnen einen gewaltſamen Einfall in Plöſſin, wo er ſeinem vormaligen Herrn die Schaafe wegtrieb. Queiß verklagte den Schäfer bei dem Biſchoffe, und dieſer befahl ſeinem dortigen Amtshauptmanne, dem Kläger nicht nur die weggetriebenen Schaafe wieder zu verſchaffen, ſondern auch den Schäfer ſelbſt in deſſen Gericht zu liefern.

Vielleicht ſtanden Queiß und der Hauptmann nicht in gutem Vernehmen mit einander, vielleicht waren andere Umſtände im Wege, genug, der letztere bewies ſich in Befolgung des biſchöflichen Befehls ſehr ſäumig, und Queißen wurden ſo wenig ſeine Schaafe als der Schäfer ausgeliefert. Unterdeſſen beides erwartet wurde, kam zu verſchiedenen Malen bald nach einander in einigen Bauernhöfen zu Plöſſin Feuer aus, und man warf auf den entlaufenen Schäfer den nicht ungegründeten Verdacht, daß er oder wenigſtens ſein An-

Anhang dieſes Feuer angelegt hätte. Queiß wiederholte nicht nur ſeine Klage bei dem Biſchoffe, ſondern wandte ſich auch ſchriftlich an den Hauptmann ſelbſt. Der letztere bekam nochmals ernſtliche Befehle vom Biſchoff, den Edelmann klaglos zu ſtellen. Da dieſer aber ſein billiges Anſuchen immer nicht in Erfüllung gehen ſah, und vermuthlich nicht wußte, daß die Schuld minder an dem Biſchoffe als an dem Hauptmanne lag, ſo wandte er ſich an den Landvogt des Markgrafthums Niederlausitz, und bat ihn um Beiſtand. Der Landvogt erließ ſogleich ein Schreiben an den Biſchoff, worinn er ihn höflich bat, ſich ſeines Vaſallen mit mehrerem Ernſt anzunehmen, und ihn vor Gefahren ſicher zu ſtellen, denen er ſo lange ausgeſetzt ſey, als der unternehmende Schäfer nicht in Sicherheit gebracht wäre. Dieſen Schritt des Junkers Queiß nahm aber der ſtolze Biſchoff ſehr übel, und er gab ihm ſeinen Verdruß darüber durch ein Schreiben zu erkennen, worinn er es ihm hart verwies, ſich an den Landvogt gewandt, und dieſem die Sache ſo vorgeſtellt zu haben, als wenn ihm von ſeinem Lehnsherrn alle Hülfe verweigert worden wäre, da es doch an ſeinen Befehlen keineswegs läge, daß ihm nicht ſchon lange geholfen ſey.

Hatte Queiß bisher nicht zu ſeinem Rechte gelangen können, ſo konnte er dieß jetzt noch weniger. Es ward nun planmäßig dahin gearbeitet, die Sache immer mehr zu verzögern. Man fieng an ſich das Anſehen zu geben, als ob man dem Edelmann auf ſeine bloße Angabe nicht traue, und verlangte von ihm, daß er dem, wegen Aufhebung des Schäfers nach Friedersdorf anzuſtellenden Zuge, perſönlich beiwohnen ſollte, damit er daſelbſt ſeine Klage gegen den Schäfer wiederholen, dieſer aber ſich verantworten könnte. Queiß glaubte hier eine Falle zu erblicken,

Dienſten, und hielt ſich gewöhnlich bei Hofe auf; unbekannt iſt es, wo ſein Bruder Georg wohnte. Nikolaus ſtund in keiner Staatsbedienung, aber er hatte ſich im Kriege die Würde eines Ritters erworben. Auf einem Turniere in Dresden genoß er den Vorzug, immer Fürſten zu Gegnern zu haben. Den Ueberfall des Städtchen Fürſtenwalde unternahm er nicht in ſeiner eigenen Angelegenheit, ſondern um einem andern Edelmann, Namens Heinrich Queiß, Rache zu verſchaffen. Dieſer beſaß das Gut Plöſſin, und war ein Lehnsmann des Biſchoffs Blumenthal von Lebus.

Queiß hatte einen widerſpenſtigen Schäfer in ſeinen Dienſten, der ſich ſogar thätlich an der Familie ſeines Herrn vergrief, bald darauf aber nach dem nahen biſchöfflichen Dorfe Friedersdorf flüchtete. Hier und in andern benachbarten Orten verſchaffte er ſich einen Anhang unter den Bauern, und wagte mit ihnen einen gewaltſamen Einfall in Plöſſin, wo er ſeinem vormaligen Herrn die Schaafe wegtrieb. Queiß verklagte den Schäfer bei dem Biſchoffe, und dieſer befahl ſeinem dortigen Amtshauptmanne, dem Kläger nicht nur die weggetriebenen Schaafe wieder zu verſchaffen, ſondern auch den Schäfer ſelbſt in deſſen Gericht zu liefern.

Vielleicht ſtanden Queiß und der Hauptmann nicht in gutem Vernehmen mit einander, vielleicht waren andere Umſtände im Wege, genug, der letztere bewies ſich in Befolgung des biſchöflichen Befehls ſehr ſäumig, und Queißen wurden ſo wenig ſeine Schaafe als der Schäfer ausgeliefert. Unterdeſſen beides erwartet wurde, kam zu verſchiedenen Malen bald nach einander in einigen Bauernhöfen zu Plöſſin Feuer aus, und man warf auf den entlaufenen Schäfer den nicht ungegründeten Verdacht, daß er oder wenigſtens ſein

Anhang dieſes Feuer angelegt hätte. Queiß wiederholte nicht nur ſeine Klage bei dem Biſchoffe, ſondern wandte ſich auch ſchriftlich an den Hauptmann ſelbſt. Der letztere bekam nochmals ernſtliche Befehle vom Biſchoff, den Edelmann klaglos zu ſtellen. Da dieſer aber ſein billiges Anſuchen immer nicht in Erfüllung gehen ſah, und vermuthlich nicht wußte, daß die Schuld minder an dem Biſchoffe als an dem Hauptmanne lag, ſo wandte er ſich an den Landvogt des Markgrafthums Niederlauſitz, und bat ihn um Beiſtand. Der Landvogt erließ ſogleich ein Schreiben an den Biſchoff, worinn er ihn höflich bat, ſich ſeines Vaſallen mit mehrerem Ernſt anzunehmen, und ihn vor Gefahren ſicher zu ſtellen, denen er ſo lange ausgeſetzt ſey, als der unternehmende Schäfer nicht in Sicherheit gebracht wäre. Dieſen Schritt des Junkers Queiß nahm aber der ſtolze Biſchoff ſehr übel, und er gab ihm ſeinen Verdruß darüber durch ein Schreiben zu erkennen, worinn er es ihm hart verwies, ſich an den Landvogt gewandt, und dieſem die Sache ſo vorgeſtellt zu haben, als wenn ihm von ſeinem Lehnsherrn alle Hülfe verweigert worden wäre, da es doch an ſeinen Befehlen keineswegs läge, daß ihm nicht ſchon lange geholfen ſey.

Hatte Queiß bisher nicht zu ſeinem Rechte gelangen können, ſo konnte er dieß jetzt noch weniger. Es ward nun planmäßig dahin gearbeitet, die Sache immer mehr zu verzögern. Man fieng an ſich das Anſehen zu geben, als ob man dem Edelmann auf ſeine bloße Angabe nicht traue, und verlangte von ihm, daß er dem, wegen Aufhebung des Schäfers nach Friedersdorf anzuſtellenden Zuge, perſönlich beiwohnen ſollte, damit er daſelbſt ſeine Klage gegen den Schäfer wiederholen, dieſer aber ſich verantworten könnte. Queiß glaubte hier eine Falle zu erblicken,

cken, die ihm gelegt ſey, um dem beleidigten Biſchoffe Rache zu verſchaffen; daher wollte er ſich ſchlechterdings nicht zu einem Ritte nach Friedersdorf verſtehen, wo er von dem Anhange ſeines Schäfers übel empfangen zu werden befürchtete. Dagegen unterließ er nicht, noch immerfort den Biſchoff ſowohl als auch das Domkapitel zu Fürſtenwalde um die Auslieferung des gefährlichen Schäfers zu bitten; aber vergebens!

So fehlte es dem Junker Queiß wohl nicht an Urſache, endlich auch erbittert zu werden. Da er allein zu ſchwach war, dem Biſchoff die Spitze zu bieten, ſo verband er ſich mit Otto von Schlieben und Nikolaus von Minkwitz, und veranlaßte den erzählten Ueberfall von Fürſtenwalde, durch den aber doch der eigentliche Zweck, nemlich die Gefangennehmung des Biſchoffs, nicht erreicht wurde. Dieſer war glücklich entkommen, und gerades Weges nach dem Jagdſchloſſe Grimnitz in der Ukermark geeilt, wo ſich damals der Churfürſt von Brandenburg aufhielt, bei dem der Biſchoff eben ſo beliebt, als er allen übrigen Einwohnern der Mark verhaßt war. Benachrichtigt von der großen Gefahr, welcher der Biſchoff nur ſo eben noch entronnen war, befahl der Churfürſt einem ſeiner Diener, mit acht Reutern den verwegenen Uebertretern des Landfriedens eiligſt nachzuſetzen, vermuthlich blos in der Abſicht, um ihren Rückzug zu beobachten, und zu ſehen, wohin ſie ihre Beute in Sicherheit bringen würden. Die brandenburgiſchen Reuter folgten Menkwitzens Spur, und verſteckten ſich eine Meile von Sonnenwalde, wurden aber entdeckt und überfallen. Ihr Anführer ward, als er eben ſein Pferd beſteigen wollte, von Schlieben erſtochen, die Reuter aber geriethen in Gefangenſchaft, worinn ſie ein ganzes Jahr über blieben, und ſelbſt vom Churfürſten verpflegt werden mußten.

3.

3.

Verfolgung Minkwitzens und ſeiner Genoſſen.

Auf zweifache Art von Minkwitzen beleidigt, faßte der Churfürſt den raſchen Entſchluß, ſich ſelbſt an ihm mit Strenge zu rächen. Er ließ durch die ganze Mark Brandenburg ein allgemeines Aufgebot ergehen, in der Abſicht, Sonnenwalde zu belagern, das Schloß zu zerſtören, und ſich des Ritters Minkwitz zu bemächtigen. Die ganze Mark ſollte alle ihre Kräfte dazu aufbieten, und das brandenburgiſche Heer, das ſich bei Berlin ſammelte, beſtand aus ſechstauſend Reutern und vierzehentauſend Fußgängern. Während dieſer Zurüſtungen war Minkwitz aber auch nicht müßig. Er ſetzte zuvörderſt ſein feſtes Schloß in einen furchtbaren Vertheidigungszuſtand, und reiste darauf in verſchiedene benachbarte Gegenden außer Landes, um noch mehrere Truppen anzuwerben, mit denen er vermuthlich in die Mark zu fallen Willens war, unterdeſſen der Churfürſt mit der Belagerung ſeines Schloſſes, welches man damals bei einer guten Vertheidigung für unüberwindlich hielt, beſchäftigt ſeyn würde. So wenig wahrſcheinlich es demjenigen dünken mag, der den großen Unterſchied damaliger und heutiger Verhältniſſe nicht kennt, ſo wahr iſt es doch, daß es an Leuten nicht fehlte, welche dafür hielten, daß der Churfürſt bei dieſer Lage der Umſtände in größerer Gefahr wäre als der Ritter Minkwitz. Der erſtere ſcheint dieſe Gefahr auch ſelbſt bei reiferer Ueberlegung eingeſehen zu haben; denn ungeachtet aller ſeiner gemachten Anſtalten, und der darauf verwandten beträchtlichen Koſten, die ſich auf fünfzigtauſend Gulden beliefen, änderte er ſeinen Vorſatz, und ließ das ver-

verſammelte Heer, ungefehr vierzehen Tage nach dem Aufgebote, wieder auseinander gehen.

Der Churfürſt ſchlug nun einen andern Weg ein. Er verklagte ſeinen Gegner bei dem Könige von Böhmen als Landesherrn, worauf von den Räthen beider Fürſten mehr als eine Zuſammenkunft gehalten, und endlich beſchloſſen wurde, das Schloß zu Sonnenwalde zu ſchleifen. Dagegen traten aber die Freunde der minkwitziſchen Familie ins Mittel, und die Schleifung unterblieb. Zugleich wandte ſich der Churfürſt an das Reichskammergericht, und im Jahr ein tauſend fünf hundert und dreiſſig an die Reichstagsverſammlung zu Augsburg, auf welcher Minkwitz in die Reichsacht erklärt wurde.

Seine Kriegsrüſtungen ſtellte dieſer nicht ſo zeitig ein als der Churfürſt, vielmehr war er noch bis in den October beſchäftigt, Truppen anzuwerben, die er jedoch im Anfange des Novembers wieder auseinander gehen lies. Im folgenden Jahre wurde er zu Leipzig in einem Gaſthofe aufgehoben, und von dem Herzoge Georg in Sachſen, ſeinem Lehnsherrn, auf das Schloß zu Pirna gefangen geſetzt. Da aber ſeine Freunde und Verwandten Bürgſchaft für ihn leiſteten, ſo ließ man ihn bald nachher wieder los, doch mußte er zuvor verſprechen, ſeine Güter vor völliger Beendigung ſeines vor dem Reichskammergerichte ſchwebenden Prozeſſes nicht zu verlaſſen. Er hielt aber dieſes Verſprechen nicht; vielmehr zog er im Jahr ein tauſend fünf hundert und dreiſſig ſeinem ehemaligen Herrn, dem Woywoden von Siebenbürgen zu, der dem Könige Ferdinand die ungariſche Krone ſtreitig machte. Erſt nach zwei Jahren kam er zurück, und hatte die Verwegenheit, als Geſandter des Woywoden auf dem Reichstage zu Regensburg zu erſcheinen. Von dort gieng er nach Niederſachſen, und nahm ſeinen Aufenthalt in Lübeck. Als

Als der Churfürſt dieß erfuhr, warnte er den Magiſtrat jener Reichsſtadt, einem bekannten Aechter keinen Aufenthalt zu geſtatten, weil er ſich ſonſt genöthigt ſehen würde, beim Reichskammergerichte wider die Stadt klagbar zu werden. Minkwitz begab ſich darauf ins Mecklenburgiſche, wo einige Edelleute ihn in Schutz nahmen. Doch bald erſchien eine churfürſtliche Geſandtſchaft bei den Herzogen von Mecklenburg, und bat um Minkwitzens Entfernung. Die Geſandten fanden blos den Herzog Heinrich in Schwerin; ſein Bruder, der Herzog Albrecht, war eben nach Güſtrow verreiſet. Die Antwort, welche ihnen der Herzog Heinrich auf ihren Antrag ertheilte, war ſehr unbefriedigend, und die Geſandten glaubten daraus zu merken, daß er ſich entweder ſelbſt des Minkwitz annähme, oder aber ſeine Vaſallen durch den von ihm verlangten Befehl an ſie, zu beleidigen fürchtete. Es mag aber auch wohl ſeyn, daß die verſchiedene Denkungsart in Abſicht der Religion die beiden Fürſten von einander entfernte; denn der Herzog war der Reformation nichts weniger als abgeneigt, und die Sache betraf einen Mann, der ſich auch zur neuen Lehre bekannte. Der Herzog entſchuldigte ſich mit der Abweſenheit ſeines Bruders, deſſen Rückkunft und Rath er abwarten müßte, bevor er in einer ſo wichtigen Sache etwas beſchließen könnte. Die Geſandten verweilten alſo, bis der Herzog Albrecht ankam. Dieſer erſchien endlich, und zeigte ſich auch nicht abgeneigt, dem Anſuchen des Churfürſten zu willfahren, doch bekamen die Geſandten keine entſcheidende Antwort, und ehe ſie ſich deſſen verſahen, war der Herzog Heinrich verreiſet, und Albrecht ſeiner Seits wieder in dem Falle, nichts ohne ſeinen Bruder beſchließſen zu können. Da überdem beide Herzoge die Sache ihren Räthen übergeben hatten, ſo erkannten die

Geſandten wohl, daß der endliche Entſchluß darinn ſobald noch nicht zu erwarten ſeyn würde, und traten daher ihre Rückreiſe an.

Der Churfürſt theilte den ihm von den Geſandten erſtatteten Bericht dem Biſchoffe von Lebus mit, der dadurch wenig erbaut wurde. Er, der ſo ſehnlich wünſchte, ſich endlich einmal an ſeinem Beleidiger gerächt zu ſehen, war ſehr unzufrieden, daß der Churfürſt nicht alle ſeine Kräfte anſtrengte, und ſein ganzes Anſehen benutzte, um Minkwitzen überall verfolgen, ihm nirgend einen ſicheren Aufenthalt geſtatten, und jeden beſtrafen zu laſſen, der den Flüchtling beherbergte. Er ſtellte dem Churfürſten daher in ſeinem Antwortſchreiben vor, daß ſeine eigene Ehre ein ſolches Verfahren verlange; er ermahnte ihn, den ihm angethanen Schimpf nicht auf ſich haften zu laſſen, und ſich aus der Verachtung wieder empor zu ſchwingen, in welche er bei der Welt geſunken ſey. — Ob dieſe kräftigen Ermahnungen die gewünſchte Wirkung thaten, iſt nicht bekannt, aber gewiß iſt es, daß der Churfürſt und der Biſchoff Minkwitzen nicht eher in ihre Gewalt bekamen, als bis derſelbe ſich freiwillig und auf Bedingungen ſelbſt überlieferte.

Des unſteten Lebens überdrüſſig, das dem reichen Minkwitz ehemals Bedürfniß geweſen, für den verarmten und doch noch ſtolzen Ritter aber oft mit Demüthigungen verknüpft war, brachte er es bei ſeinen Freunden dahin, daß dieſe einen Verſuch machten, den Churfürſten und den Biſchoff mit ihm auszuſöhnen. Der Verſuch gelang auch, doch nicht ohne beträchtliche Aufopferung von Seiten dieſer Freunde ſelbſt.

Sechs Jahre waren ſeit dem Ueberfalle von Fürſtenwalde verfloſſen, als der Vergleich geſchloſſen war. Nachdem die Sache durch einige Reichsfürſten eingeleitet

tet war, verſammelten ſich drei und vierzig Ritter und Edle, alle des Geächteten Freunde und Gönner, mit einem glänzenden Gefolge auf dem Schloſſe in Berlin vor dem Churfürſten, dem Biſchoffe von Lebus, und den beſonders dazu eingeladenen Abgeordneten der ſämmtlichen Landſtände der Mark Brandenburg. Minkwitz trat auf, that in dieſer zahlreichen Verſammlung vor dem Churfürſten einen Fußfall, und bat kniend um Verzeihung und Gnade, wandte ſich darauf an den Biſchoff, den er beraubt, und dann an den Ausſchuß der Stände eines Landes, welches er durch ſeine Uebertretung des Landfriedens beleidigt hatte, erklärte ſeine Schuld und that demüthiglich Abbitte. Darauf machten ſich Minkwitzens ſämmtliche Freunde bei ihrer Ehre anheiſchig, dem Churfürſten, wann und wo es derſelbe verlangen würde, mit zwei hundert wohlgerüſteten Pferden auf ihre Koſten und eigene Gefahr, vier Monate nacheinander, den Anzug und Abzug nicht mitgerechnet, getreue Kriegsdienſte zu leiſten, wobei ausdrücklich feſtgeſetzt wurde, daß dieſe Verpflichtung durch Minkwitzens etwanigen Tod keinesweges aufgehoben werden ſollte. Ferner gelobten dieſe Männer dem Churfürſten und dem Biſchoffe, daß Minkwitz und ſeine Anhänger gegen ihre beiderſeitigen Unterthanen keine Feindſeligkeiten ferner ausüben, auch für ſeine Perſon ſogar alle diejenigen Orte, wo der Churfürſt gegenwärtig ſeyn würde, desgleichen die Stadt Fürſtenwalde für immer meiden ſollte. Endlich ſtellte Minkwitz auch noch am folgenden Tage einen Revers aus, worinn er den Biſchoff von Lebus verſicherte, daß weder er noch ſeine Erben denſelben wegen der von ihm eingezogenen Güter in Anſpruch nehmen wollten. Ueber dieſes alles ſoll er auch noch viertauſend Gulden bezahlt haben.

Die

Die Art, wie ſich Minkwitz bei dieſer, ſeinem Stolze eben nicht ſchmeichelhaften, Feierlichkeit betrug, nahm den Churfürſten ſo für ihn ein, daß er ihn ſogar, um ihn wegen der erlittenen Demüthigung wieder zu tröſten, zur Tafel zog. Neugierig, das Schickſal zu erfahren, das dem Biſchoffe zugedacht geweſen war, fragte er hier ſeinen Gaſt, wie er den Biſchoff behandelt haben würde, wenn ihm ſein Vorhaben, denſelben gefangen fortzuführen, geglückt wäre? Minkwitz antwortete, vermuthlich nur im Scherze, er würde ihn durch eine kleine Operation mit einer helleren Stimme beſchenkt haben. Lächelnd wandte ſich der Churfürſt an den geiſtlichen Herrn, und wünſchte ihm Glück zu ſeiner Grimnitzer Flucht, die ihm nichts geringeres als ſeine Integrität erhalten hätte.

Minkwitz verließ nach dem Umſturze ſeines Wohlſtandes Deutſchland von neuem, und gieng mit einem Fähnlein Reuter nach Ungarn, wo aber das Glück ſeinen Unternehmungen nicht hold war. In der Folge ernannte ihn der Churfürſt von Sachſen zum Hauptmanne des Amtes Weyda im Voigtlande, wo er noch im Jahr ein tauſend fünf hundert und neun und vierzig lebte. Otto von Schlieben, der an dem Ueberfalle von Fürſtenwalde Theil genommen hatte, entgieng durch einen frühen Tod der Rache des Biſchoffs Blumenthal, aber Junker Queiß mußte auch durch den Verluſt ſeiner Güter für den gewaltſamen Bruch des Landfriedens büßen.

VIII. Verſchwörung in Genua.

Im Jahr 1547.

1.

Schickſale von Genua bis zur Einführung der republikaniſchen Verfaſſung durch Alexander Doria.

Die Republik Genua durchlief, wie die übrigen italiäniſchen Freiſtaaten, Jahrhunderte lange eine Reihe abwechſelnder Schickſale. Die älteſten Bewohner des ſchmalen bogenförmigen Küſtenlandes waren die Ligurier, wahrſcheinlich ein celtiſcher oder galliſcher Völkerſtamm. Sie behaupteten ihre Unabhängigkeit, bis ſie endlich nebſt ganz Oberitalien der Allgewalt der Römer unterlagen. Als das Reich derſelben zu Grunde gieng, fielen ſie mit dem Ende des fünften chriſtlichen Jahrhunderts unter die Herrſchaft der Oſtgothen, dann unter die griechiſchen Kaiſer, hierauf unter die Longobarden, und in den ſpatern Zeiten des achten Jahrhunderts brachte Karl der Große mit dem longobardiſchen Reiche auch Genua unter ſein Scepter. Seitdem befanden ſich die Genueſer unter der Regierung der fränkiſchen, auch nachmaligen deutſchen Könige und römiſchen Kaiſer, bis gegen den Ausgang des eilften Jahrhunderts. In dieſem Zeitraume erhoben ſie ſich zu einem ſo blühenden Wohlſtande, daß ſie

Dienſten, und hielt ſich gewöhnlich bei Hofe auf; unbekannt iſt es, wo ſein Bruder Georg wohnte. Nikolaus ſtund in keiner Staatsbedienung, aber er hatte ſich im Kriege die Würde eines Ritters erworben. Auf einem Turniere in Dresden genoß er den Vorzug, immer Fürſten zu Gegnern zu haben. Den Ueberfall des Städtchen Fürſtenwalde unternahm er nicht in ſeiner eigenen Angelegenheit, ſondern um einem andern Edelmann, Namens **Heinrich Queiß**, Rache zu verſchaffen. Dieſer beſaß das Gut Plöſſin, und war ein Lehnsmann des Biſchoffs Blumenthal von Lebus.

Queiß hatte einen widerſpenſtigen Schäfer in ſeinen Dienſten, der ſich ſogar thätlich an der Familie ſeines Herrn vergrief, bald darauf aber nach dem nahen biſchöfflichen Dorfe Friedersdorf flüchtete. Hier und in andern benachbarten Orten verſchaffte er ſich einen Anhang unter den Bauern, und wagte mit ihnen einen gewaltſamen Einfall in Plöſſin, wo er ſeinem vormaligen Herrn die Schaafe wegtrieb. Queiß verklagte den Schäfer bei dem Biſchoffe, und dieſer befahl ſeinem dortigen Amtshauptmanne, dem Kläger nicht nur die weggetriebenen Schaafe wieder zu verſchaffen, ſondern auch den Schäfer ſelbſt in deſſen Gericht zu liefern.

Vielleicht ſtanden Queiß und der Hauptmann nicht in gutem Vernehmen mit einander, vielleicht waren andere Umſtände im Wege, genug, der leztere bewies ſich in Befolgung des biſchöflichen Befehls ſehr ſäumig, und Queißen wurden ſo wenig ſeine Schaafe als der Schäfer ausgeliefert. Unterdeſſen beides erwartet wurde, kam zu verſchiedenen Malen bald nach einander in einigen Bauernhöfen zu Plöſſin Feuer aus, und man warf auf den entlaufenen Schäfer den nicht ungegründeten Verdacht, daß er oder wenigſtens ſein An-

Anhang dieſes Feuer angelegt hätte. Queiß wiederholte nicht nur ſeine Klage bei dem Biſchoffe, ſondern wandte ſich auch ſchriftlich an den Hauptmann ſelbſt. Der letztere bekam nochmals ernſtliche Befehle vom Biſchoff, den Edelmann klaglos zu ſtellen. Da dieſer aber ſein billiges Anſuchen immer nicht in Erfüllung gehen ſah, und vermuthlich nicht wußte, daß die Schuld minder an dem Biſchoffe als an dem Hauptmanne lag, ſo wandte er ſich an den Landvogt des Markgrafthums Niederlausitz, und bat ihn um Beiſtand. Der Landvogt erließ ſogleich ein Schreiben an den Biſchoff, worinn er ihn höflich bat, ſich ſeines Vaſallen mit mehrerem Ernſt anzunehmen, und ihn vor Gefahren ſicher zu ſtellen, denen er ſo lange ausgeſetzt ſey, als der unternehmende Schäfer nicht in Sicherheit gebracht wäre. Dieſen Schritt des Junkers Queiß nahm aber der ſtolze Biſchoff ſehr übel, und er gab ihm ſeinen Verdruß darüber durch ein Schreiben zu erkennen, worinn er es ihm hart verwies, ſich an den Landvogt gewandt, und dieſem die Sache ſo vorgeſtellt zu haben, als wenn ihm von ſeinem Lehnsherrn alle Hülfe verweigert worden wäre, da es doch an ſeinen Befehlen keineswegs läge, daß ihm nicht ſchon lange geholfen ſey.

Hatte Queiß bisher nicht zu ſeinem Rechte gelangen können, ſo konnte er dieß jetzt noch weniger. Es ward nun planmäßig dahin gearbeitet, die Sache immer mehr zu verzögern. Man fieng an ſich das Anſehen zu geben, als ob man dem Edelmann auf ſeine bloße Angabe nicht traue, und verlangte von ihm, daß er dem, wegen Aufhebung des Schäfers nach Friedersdorf anzuſtellenden Zuge, perſönlich beiwohnen ſollte, damit er daſelbſt ſeine Klage gegen den Schäfer wiederholen, dieſer aber ſich verantworten könnte. Queiß glaubte hier eine Falle zu erblicken,

cken, die ihm gelegt ſey, um dem beleidigten Biſchoffe Rache zu verſchaffen; daher wollte er ſich ſchlechterdings nicht zu einem Ritte nach Friedersdorf verſtehen, wo er von dem Anhange ſeines Schäfers übel empfangen zu werden befürchtete. Dagegen unterließ er nicht, noch immerfort den Biſchoff ſowohl als auch das Domkapitel zu Fürſtenwalde um die Auslieferung des gefährlichen Schäfers zu bitten; aber vergebens!

So fehlte es dem Junker Queiß wohl nicht an Urſache, endlich auch erbittert zu werden. Da er allein zu ſchwach war, dem Biſchoff die Spitze zu bieten, ſo verband er ſich mit Otto von Schlieben und Nikolaus von Minkwitz, und veranlaßte den erzählten Ueberfall von Fürſtenwalde, durch den aber doch der eigentliche Zweck, nemlich die Gefangennehmung des Biſchoffs, nicht erreicht wurde. Dieſer war glücklich entkommen, und gerades Weges nach dem Jagdſchloſſe Grimnitz in der Ukermark geeilt, wo ſich damals der Churfürſt von Brandenburg aufhielt, bei dem der Biſchoff eben ſo beliebt, als er allen übrigen Einwohnern der Mark verhaßt war. Benachrichtigt von der großen Gefahr, welcher der Biſchoff nur ſo eben noch entronnen war, befahl der Churfürſt einem ſeiner Diener, mit acht Reutern den verwegenen Uebertretern des Landfriedens eiligſt nachzuſetzen, vermuthlich blos in der Abſicht, um ihren Rückzug zu beobachten, und zu ſehen, wohin ſie ihre Beute in Sicherheit bringen würden. Die brandenburgiſchen Reuter folgten Minkwitzens Spur, und verſteckten ſich eine Meile von Sonnenwalde, wurden aber entdeckt und überfallen. Ihr Anführer ward, als er eben ſein Pferd beſteigen wollte, von Schlieben erſtochen, die Reuter aber geriethen in Gefangenſchaft, worinn ſie ein ganzes Jahr über blieben, und ſelbſt vom Churfürſten verpflegt werden mußten.

3.

Verfolgung Minkwitzens und ſeiner Genoſſen.

Auf zweifache Art von Minkwitzen beleidigt, faßte der Churfürſt den raſchen Entſchluß, ſich ſelbſt an ihm mit Strenge zu rächen. Er ließ durch die ganze Mark Brandenburg ein allgemeines Aufgebot ergehen, in der Abſicht, Sonnenwalde zu belagern, das Schloß zu zerſtören, und ſich des Ritters Minkwitz zu bemächtigen. Die ganze Mark ſollte alle ihre Kräfte dazu aufbieten, und das brandenburgiſche Heer, das ſich bei Berlin ſammelte, beſtand aus ſechstauſend Reutern und vierzehentauſend Fußgängern. Während dieſer Zurüſtungen war Minkwitz aber auch nicht müßig. Er ſetzte zuvörderſt ſein feſtes Schloß in einen furchtbaren Vertheidigungszuſtand, und reiſte darauf in verſchiedene benachbarte Gegenden außer Landes, um noch mehrere Truppen anzuwerben, mit denen er vermuthlich in die Mark zu fallen Willens war, unterdeſſen der Churfürſt mit der Belagerung ſeines Schloſſes, welches man damals bei einer guten Vertheidigung für unüberwindlich hielt, beſchäftigt ſeyn würde. So wenig wahrſcheinlich es demjenigen dünken mag, der den großen Unterſchied damaliger und heutiger Verhältniſſe nicht kennt, ſo wahr iſt es doch, daß es an Leuten nicht fehlte, welche dafür hielten, daß der Churfürſt bei dieſer Lage der Umſtände in größerer Gefahr wäre als der Ritter Minkwitz. Der erſtere ſcheint dieſe Gefahr auch ſelbſt bei reiferer Ueberlegung eingeſehen zu haben; denn ungeachtet aller ſeiner gemachten Anſtalten, und der darauf verwandten beträchtlichen Koſten, die ſich auf fünfzigtauſend Gulden beliefen, änderte er ſeinen Vorſatz, und ließ das

ver-

verſammelte Heer, ungefehr vierzehen Tage nach dem Aufgebote, wieder auseinander gehen.

Der Churfürſt ſchlug nun einen andern Weg ein. Er verklagte ſeinen Gegner bei dem Könige von Böhmen als Landesherrn, worauf von den Räthen beider Fürſten mehr als eine Zuſammenkunft gehalten, und endlich beſchloſſen wurde, das Schloß zu Sonnenwalde zu ſchleifen. Dagegen traten aber die Freunde der minkwitziſchen Familie ins Mittel, und die Schleifung unterblieb. Zugleich wandte ſich der Churfürſt an das Reichskammergericht, und im Jahr ein tauſend fünf hundert und dreiſſig an die Reichstagsverſammlung zu Augsburg, auf welcher Minkwitz in die Reichsacht erklärt wurde.

Seine Kriegsrüſtungen ſtellte dieſer nicht ſo zeitig ein als der Churfürſt, vielmehr war er noch bis in den October beſchäftigt, Truppen anzuwerben, die er jedoch im Anfange des Novembers wieder auseinander gehen ließ. Im folgenden Jahre wurde er zu Leipzig in einem Gaſthofe aufgehoben, und von dem Herzoge Georg in Sachſen, ſeinem Lehnsherrn, auf das Schloß zu Pirna gefangen geſetzt. Da aber ſeine Freunde und Verwandten Bürgſchaft für ihn leiſteten, ſo ließ man ihn bald nachher wieder los, doch mußte er zuvor verſprechen, ſeine Güter vor völliger Beendigung ſeines vor dem Reichskammergerichte ſchwebenden Prozeſſes nicht zu verlaſſen. Er hielt aber dieſes Verſprechen nicht; vielmehr zog er im Jahr ein tauſend fünf hundert und dreiſſig ſeinem ehemaligen Herrn, dem Woywoden von Siebenbürgen zu, der dem Könige Ferdinand die ungariſche Krone ſtreitig machte. Erſt nach zwei Jahren kam er zurück, und hatte die Verwegenheit, als Geſandter des Woywoden auf dem Reichstage zu Regensburg zu erſcheinen. Von dort gieng er nach Niederſachſen, und nahm ſeinen Aufenthalt in Lübeck.

Als

Als der Churfürſt dieß erfuhr, warnte er den Magiſtrat jener Reichsſtadt, einem bekannten Aechter keinen Aufenthalt zu geſtatten, weil er ſich ſonſt genöthigt ſehen würde, beim Reichskammergerichte wider die Stadt klagbar zu werden. Minkwitz begab ſich darauf ins Mecklenburgiſche, wo einige Edelleute ihn in Schutz nahmen. Doch bald erſchien eine churfürſtliche Geſandtſchaft bei den Herzogen von Mecklenburg, und bat um Minkwitzens Entfernung. Die Geſandten fanden blos den Herzog Heinrich in Schwerin; ſein Bruder, der Herzog Albrecht, war eben nach Güſtrow verreiſet. Die Antwort, welche ihnen der Herzog Heinrich auf ihren Antrag ertheilte, war ſehr unbefriedigend, und die Geſandten glaubten daraus zu merken, daß er ſich entweder ſelbſt des Minkwitz annähme, oder aber ſeine Vaſallen durch den von ihm verlangten Befehl an ſie, zu beleidigen fürchtete. Es mag aber auch wohl ſeyn, daß die verſchiedene Denkungsart in Abſicht der Religion die beiden Fürſten von einander entfernte; denn der Herzog war der Reformation nichts weniger als abgeneigt, und die Sache betraf einen Mann, der ſich auch zur neuen Lehre bekannte. Der Herzog entſchuldigte ſich mit der Abweſenheit ſeines Bruders, deſſen Rückkunft und Rath er abwarten müßte, bevor er in einer ſo wichtigen Sache etwas beſchließen könnte. Die Geſandten verweilten alſo, bis der Herzog Albrecht ankam. Dieſer erſchien endlich, und zeigte ſich auch nicht abgeneigt, dem Anſuchen des Churfürſten zu willfahren, doch bekamen die Geſandten keine entſcheidende Antwort, und ehe ſie ſich deſſen verſahen, war der Herzog Heinrich verreiſet, und Albrecht ſeiner Seits wieder in dem Falle, nichts ohne ſeinen Bruder beſchlieſſen zu können. Da überdem beide Herzoge die Sache ihren Räthen übergeben hatten, ſo erkannten die

Geſandten wohl, daß der endliche Entſchluß darinn ſobald noch nicht zu erwarten ſeyn würde, und traten daher ihre Rückreiſe an.

Der Churfürſt theilte den ihm von den Geſandten erſtatteten Bericht dem Biſchoffe von Lebus mit, der dadurch wenig erbaut wurde. Er, der ſo ſehnlich wünſchte, ſich endlich einmal an ſeinem Beleidiger gerächt zu ſehen, war ſehr unzufrieden, daß der Churfürſt nicht alle ſeine Kräfte anſtrengte, und ſein ganzes Anſehen benutzte, um Minkwitzen überall verfolgen, ihm nirgend einen ſicheren Aufenthalt geſtatten, und jeden beſtrafen zu laſſen, der den Flüchtling beherbergte. Er ſtellte dem Churfürſten daher in ſeinem Antwortſchreiben vor, daß ſeine eigene Ehre ein ſolches Verfahren verlange; er ermahnte ihn, den ihm angethanen Schimpf nicht auf ſich haften zu laſſen, und ſich aus der Verachtung wieder empor zu ſchwingen, in welche er bei der Welt geſunken ſey. — Ob dieſe kräftigen Ermahnungen die gewünſchte Wirkung thaten, iſt nicht bekannt, aber gewiß iſt es, daß der Churfürſt und der Biſchoff Minkwitzen nicht eher in ihre Gewalt bekamen, als bis derſelbe ſich freiwillig und auf Bedingungen ſelbſt überlieferte.

Des unſteten Lebens überdrüſſig, das dem reichen Minkwitz ehemals Bedürfniß geweſen, für den verarmten und doch noch ſtolzen Ritter aber oft mit Demüthigungen verknüpft war, brachte er es bei ſeinen Freunden dahin, daß dieſe einen Verſuch machten, den Churfürſten und den Biſchoff mit ihm auszuſöhnen. Der Verſuch gelang auch, doch nicht ohne beträchtliche Aufopferung von Seiten dieſer Freunde ſelbſt.

Sechs Jahre waren ſeit dem Ueberfalle von Fürſtenwalde verfloſſen, als der Vergleich geſchloſſen war. Nachdem die Sache durch einige Reichsfürſten eingelei-

tet

tet war, verſammelten ſich drei und vierzig Ritter und Edle, alle des Geächteten Freunde und Gönner, mit einem glänzenden Gefolge auf dem Schloſſe in Berlin vor dem Churfürſten, dem Biſchoffe von Lebus, und den beſonders dazu eingeladenen Abgeordneten der ſämmtlichen Landſtände der Mark Brandenburg. Minkwitz trat auf, that in dieſer zahlreichen Verſammlung vor dem Churfürſten einen Fußfall, und bat knieend um Verzeihung und Gnade, wandte ſich darauf an den Biſchoff, den er beraubt, und dann an den Ausſchuß der Stände eines Landes, welches er durch ſeine Uebertretung des Landfriedens beleidigt hatte, erklärte ſeine Schuld und that demüthiglich Abbitte. Darauf machten ſich Minkwitzens ſämmtliche Freunde bei ihrer Ehre anheiſchig, dem Churfürſten, wann und wo es derſelbe verlangen würde, mit zwei hundert wohlgerüſteten Pferden auf ihre Koſten und eigene Gefahr, vier Monate nacheinander, den Anzug und Abzug nicht mitgerechnet, getreue Kriegsdienſte zu leiſten, wobei ausdrücklich feſtgeſetzt wurde, daß dieſe Verpflichtung durch Minkwitzens etwanigen Tod keinesweges aufgehoben werden ſollte. Ferner gelobten dieſe Männer dem Churfürſten und dem Biſchoffe, daß Minkwitz und ſeine Anhänger gegen ihre beiderſeitigen Unterthanen keine Feindſeligkeiten ferner ausüben, auch für ſeine Perſon ſogar alle diejenigen Orte, wo der Churfürſt gegenwärtig ſeyn würde, desgleichen die Stadt Fürſtenwalde für immer meiden ſollte. Endlich ſtellte Minkwitz auch noch am folgenden Tage einen Revers aus, worinn er den Biſchoff von Lebus verſicherte, daß weder er noch ſeine Erben denſelben wegen der von ihm eingezogenen Güter in Anſpruch nehmen wollten. Ueber dieſes alles ſoll er auch noch viertauſend Gulden bezahlt haben.

Die

Die Art, wie ſich Minkwitz bei dieſer, ſeinem Stolze eben nicht ſchmeichelhaften, Feierlichkeit betrug, nahm den Churfürſten ſo für ihn ein, daß er ihn ſogar, um ihn wegen der erlittenen Demüthigung wieder zu tröſten, zur Tafel zog. Neugierig, das Schickſal zu erfahren, das dem Biſchoffe zugedacht geweſen war, fragte er hier ſeinen Gaſt, wie er den Biſchoff behandelt haben würde, wenn ihm ſein Vorhaben, denſelben gefangen fortzuführen, geglückt wäre? Minkwitz antwortete, vermuthlich nur im Scherze, er würde ihn durch eine kleine Operation mit einer helleren Stimme beſchenkt haben. Lächelnd wandte ſich der Churfürſt an den geiſtlichen Herrn, und wünſchte ihm Glück zu ſeiner Grimnitzer Flucht, die ihm nichts geringeres als ſeine Integrität erhalten hätte.

Minkwitz verließ nach dem Umſturze ſeines Wohlſtandes Deutſchland von neuem, und gieng mit einem Fähnlein Reuter nach Ungarn, wo aber das Glück ſeinen Unternehmungen nicht hold war. In der Folge ernannte ihn der Churfürſt von Sachſen zum Hauptmanne des Amtes Weyda im Voigtlande, wo er noch im Jahr ein tauſend fünf hundert und neun und vierzig lebte. Otto von Schlieben, der an dem Ueberfalle von Fürſtenwalde Theil genommen hatte, entgieng durch einen frühen Tod der Rache des Biſchoffs Blumenthal, aber Junker Queiß mußte auch durch den Verluſt ſeiner Güter für den gewaltſamen Bruch des Landfriedens büßen.

VIII.

VIII. Verſchwörung in Genua.

Im Jahr 1547.

1.

Schickſale von Genua bis zur Einführung der republikaniſchen Verfaſſung durch Alexander Doria.

Die Republik Genua durchlief, wie die übrigen italiäniſchen Freiſtaaten, Jahrhunderte lange eine Reihe abwechſelnder Schickſale. Die älteſten Bewohner des ſchmalen bogenförmigen Küſtenlandes waren die Ligurier, wahrſcheinlich ein celtiſcher oder galliſcher Völkerſtamm. Sie behaupteten ihre Unabhängigkeit, bis ſie endlich nebſt ganz Oberitalien der Allgewalt der Römer unterlagen. Als das Reich derſelben zu Grunde gieng, fielen ſie mit dem Ende des fünften chriſtlichen Jahrhunderts unter die Herrſchaft der Oſtgothen, dann unter die griechiſchen Kaiſer, hierauf unter die Longobarden, und in den ſpatern Zeiten des achten Jahrhunderts brachte Karl der Große mit dem longobardiſchen Reiche auch Genua unter ſein Scepter. Seitdem befanden ſich die Genueſer unter der Regierung der fränkiſchen, auch nachmaligen deutſchen Könige und römiſchen Kaiſer, bis gegen den Ausgang des eilften Jahrhunderts. In dieſem Zeitraume erhoben ſie ſich zu einem ſo blühenden Wohlſtande, daß ſie

ſie am Ende deſſelben nach der Unabhängigkeit ſtreben konnten. Sie waren lange ſchon durch ihre Handlung reich, und zur See mächtig geworden. Als daher die Araber, von Afrika und Spanien her, die italiäniſchen Seeküſten verwüſteten, nahmen ihnen die Genueſer die Inſel Corſika weg, und ſicherten dadurch ihre Schiffahrt in jener Gegend des Mittelmeers. Zwar hatten ſie einſt das Unglück, daß ihre Stadt, in der Abweſenheit der meiſten wehrhaften Bürger, von den Arabern erobert, geplündert, und viele Einwohner gefangen fortgeſchleppt oder getödtet wurden. Allein bald erhoben ſie ſich wieder zu ihrem vorigen Anſehen.

Kaiſer und Päbſte waren damals in ewige Fehden verwickelt, und dieß gab den Genueſern eine gute Gelegenheit, ſich am Ende des eilften Jahrhunderts in Freiheit zu ſetzen. Sie wählten ſich Konſuls auf zwei oder drei Jahre, von denen ſie allein nach ihren Geſetzen regiert ſeyn wollten. Allein ihre Staatsverfaſſung blieb noch lange ziemlich ſchwankend und erlitt zum öftern allerlei Abänderungen. Ariſtokratiſche und demokratiſche Bewegungen fluhteten ſo heftig und unaufhörlich unter einander, daß faſt nicht zehen Jahre lang eine und ebendieſelbe Adminiſtrationsform ſtatt fand. Ueberdieß war zu gleicher Zeit auch unter den Ariſtokraten ſelbſt, ein eben ſo wildes Getreibe gegen einander, daß es faſt ein unauflösliches Problem zu ſeyn ſcheint, wie Handel und Wohlhabenheit ſich erhalten, und noch ein ſiegreicher Krieg gegen Venedig geführt werden konnte. Endlich aber wurde von dem aufgebrachten Volke ein lebenslänglicher höchſter Magiſtrat, ein Doge gewählt. Aber ſo grenzenlos auch ſeine Macht zu ſeyn ſchien, ſo hatte er doch nicht Macht genug, der Partheywuth zu ſteuren, und eine haltbare Vereinigung der Partheyen zu Stande zu bringen.

Wollte kein Mittel mehr helfen, die Ruhe wieder herzuſtellen oder zu erhalten, ſo übertrug man einem fremden Herrn die Oberherrſchaft. Man hofte, der Fremdling, der noch zu keiner Parthie gehöre, werde keine Parthie nehmen, und wer keine Parthie nehme, werde bei allen Parthieen Gehorſam finden. Allein die Erfahrung zeigte in mehr denn einem Falle, daß, wer an keine Parthie ſich anſchloß, auch durchaus nichts ausrichten könne, und wer ſich ſeine Parthie wählte, konnte höchſtens nur auf kurze Zeit die Oberherrſchaft behaupten. Zum öftern unterwarf ſich Genua der franzöſiſchen Oberherrſchaft, um ſich derſelben im wilden Sturme zu entledigen. Zu einer andern Zeit gehorchten die unruhigen Einwohner den Herzogen von Mailand oder andern Fürſten, deren Regierung ſie auch bald überdrüſſig wurden. Mitunter wurden ſie auch mehrmals mit Gewalt bezwungen, und erlitten bei dieſen ſteten Umwandlungen mannigfaches Ungemach.

Endlich ſtand im Anfange des ſechzehenten Jahrhunderts ein Mann auf, dem es mit hoher Weisheit und ſeltener Rechtſchaffenheit gelang, den Unordnungen zu ſteuren, ſein Vaterland von aller fremden Herrſchaft frei zu machen, und eine bleibende Staatsorganiſation einzuführen. Dieſer große Mann war Alexander Doria, der erſte Seeheld ſeiner Zeit, und in jeder Hinſicht der Stolz ſeines Vaterlandes. Sein Name iſt ſo unſterblich, als ſeine Großmuth und Vaterlandsliebe ſelten. Aus einer der edelſten genueſiſchen Familie im Jahr ein tauſend vierhundert und ſechs und ſechzig geboren, genoß er einer ſehr ſorgfältigen Erziehung, diente zuerſt bei den Völkern des Pabſtes, trat darauf in die Dienſte des Königs von Neapel, und kommandirte nach einiger Zeit die Galeeren der Republik Genua. Durch große Talente erwarb er

ſich nicht nur die Ehrfurcht ſeiner Mitbürger, ſondern auch die Achtung aller damals regierenden Monarchen. Die Republik Genua hatte ſich durch ſeinen Beiſtand dem Schutze des Königes Franz des Erſten von Frankreich unterworfen, und franzöſiſche Beſatzung eingenommen. Dieſer große, und für die franzöſiſche Waffen in Italien ſo wichtige Dienſt wurde aber bald vergeſſen. Doria, als Republikaner, hatte Begriffe von Unabhängigkeit, die an einem monarchiſchen Hofe nicht gangbar waren, und das von Jugend auf geführte Seeleben hatte vollends ſeinen ernſten Charakter nicht ſehr zur Nachgiebigkeit geſtimmt. Unbekannt mit den Künſten der Schmeicheley, und im Bewußtſeyn ſeiner Verdienſte und Wichtigkeit, gab er immer ſeine Rathſchläge mit Freimüthigkeit, ſo wie ſeine Vorſtellungen und Klagen oft das Gepräge der Kühnheit hatten. Eine ſolche Sprache war aber für die franzöſiſchen Miniſter eben ſo neu als auffallend. Sie beſchloſſen ſeinen Untergang, und ſtellten ihn dem Könige als einen ſtolzen, ehrſüchtigen, ränkevollen Mann vor, der ſich um Frankreichs Intereſſe gar nicht bekümmerte, und nur auf ſein eigenes bedacht wäre.

Franz war ſchwach genug, ſich von ſeinen Höflingen bethören zu laſſen. Sie, die jeden großen talentvollen Mann fürchteten, riethen ihrem Herrn nur nach ihren kleinen Leidenſchaften, ohne ſich weder um ſein noch um des Reiches Wohl zu bekümmern. Frankreich war gerade in einen gefährlichen Krieg mit Kaiſer Karl dem Fünften verwickelt, und bedurfte nie mehr als jetzt den Beiſtand des erfahrnen Doria, um das Glück ſeiner Waffen in Italien zu ſichern. Der Kaiſer hatte kaum einen lebhafteren Wunſch, als dieſen größten Seehelden ſeiner Zeit in ſeine Dienſte zu bekommen, und Frankreich nöthigte ihn gleichſam durch die ſchnödeſte Behandlung zu dieſem Schritte.

Die

Die Franzoſen belagerten damals Neapel, und Doria unterſtützte dieſes Unternehmen dadurch, daß er den Hafen der Stadt mit einer Galeerenflotte ſperren ließ. Aber zu eben der Zeit, da er das Glück der franzöſiſchen Waffen aufs nachdrücklichſte beförderte, waren Franzens Höflinge nur darauf bedacht, ihn immer mehr zu kränken. Nichts empörte ſein patriotiſches Gemüth mehr, als daß die Franzoſen Anſtalten machten, den Handel von ſeiner Vaterſtadt nach Savona zu ziehen. Er verlangte mit Drohungen, daß dieſer Entwurf ſogleich aufgegeben werden ſollte. Die Antwort des Königs war ein Verhaftsbefehl. Doria erfuhr dieß und nahm ſeine Maaßregeln. Er trat mit dem Kaiſer in Unterhandlung, und dieſer bewilligte alles, was verlangt wurde, um den größten Seehelden dieſer Zeit auf ſeiner Seite zu haben. Die Hauptbedingung war, daß Genua unter des Kaiſers Schutze frei ſeyn, und Savona unter genueſiſcher Oberherrſchaft ſtehen ſollte. Darauf ſchickte Doria dem Könige den Michaelsorden zurück, ſteckte die kaiſerliche Flagge auf, und gieng mit ſeinen Galeeren nach Neapel ab, um der bedrängten Stadt die Hülfe zu bringen, die er ihr vorher abgeſchnitten hatte.

Mit Doria's Uebertritt zum Kaiſer ſchien das Waffenglück die Franzoſen mit einem mal verlaſſen zu haben. Der größte Theil der Armee, der vor Neapel ſtand, wurde durch Mangel und Peſt aufgerieben; die noch übrigen Truppen mußten die Belagerung aufheben und ſich nach Averſa zurück ziehen. Hier wurden ſie von den Kaiſerlichen zu einer ſchimpflichen Kapitulation genöthiget; ihr Oberbefehlshaber mußte ſich, nebſt ſeinen vornehmſten Offizieren, gefangen geben, die übrigen aber ohne Waffen, ohne Fahnen und Gepäcke nach Hauſe gehen.

Kurz

Kurz darauf verlor Franz auch Genua, wo er eine Beſatzung hatte. Doria lief mit ſeiner Flotte in den Hafen ein, überrumpelte ſogleich ein Stadtthor, und bemächtigte ſich des Schloſſes, das nur von fünfzig Schweizern bewacht war. Dann durchzog er mit ſeinen Truppen die übrigen Straßen: aber alles war öde und leer. Unter andern begab er ſich nach ſeinem eigenen Hauſe, fand es aber nur von einer alten Frau bewacht, denn die Peſt, welche ſeit einiger Zeit hier gewüthet, hatte die Einwohner gezwungen, ſich aufs Land hinaus zu begeben. Er befahl die große Glocke anzuziehen, und die noch übrigen Bürger der Stadt zuſammen zu rufen, und mit ihnen zu berathſchlagen, was ferner zu thun wäre. Aber niemand wollte ſich auf den Thurm hinauf wagen, weil man die Betten und Matratzen derer, die an der Peſt geſtorben waren, hinauf gebracht hatte, um ſie der freien Luft auszuſetzen. Nun begab er ſich auf den öffentlichen Markt, und hielt an die daſelbſt verſammelten Bürger eine nachdrucksvolle Rede, worinn er ihnen vorſtellte, daß nur Neid und Herrſchſucht bisher den Frieden und die Eintracht der Republick geſtört, und die Einwohner der Freiheit beraubt hätten. Wollten ſie aber von jetzt an allem Partheygeiſt entſagen, jedem Bürger den Zutritt zu den öffentlichen Aemtern verſtatten, inſofern er deſſen würdig wäre, ſo könne wieder Ruhe und Freiheit ins Vaterland zurück kehren. Er ſprach mit ſo viel Nachdruck, und die Bürger, die ihn hörten, waren ſo überzeugt, daß er keinen perſönlichen Vortheil dabei ſuchte, daß ſie ihm auf der Stelle verſprachen, ſeinem Rathe zu folgen, und ihn als ihren Geſetzgeber zu verehren. Sie ſetzten jetzt ſogleich ihren bisherigen Magiſtrat ab, erwählten zwölf der angeſehenſten Bürger, um die Regierungsgeſchäfte zu verwalten, und ſchwuren, ihre alten Feindſeligkeiten zu vergeſſen.

Gleich=

Gleichſam wie durch ein Wunder hörte die Peſt bald nachher auf, die Einwohner kehrten zurück, und Genua war wieder bevölkert. Nun aber dachte man ernſtlich auf die Vertheidigungsanſtalten, weil man vermuthete, daß die franzöſiſche Armee bald gegen Genua anrücken würde. Auf dem Lande umher wurden Rekruten ausgehoben, und alle Bürger, welche die Waffen tragen konnten, ließen ſich anwerben. Die Franzoſen, welche ſich in die Citadelle geworfen hatten, mußten ſich nach einem kurzen Widerſtande ergeben. Sogleich ließ Doria dieſe Citadelle ſchleifen, damit ſie nicht ferner gegen die Stadt gebraucht werden könnte, dann ſegelte er mit vier tauſend Mann nach Savona, und zwang die Stadt zur Uebergabe an die Genueſer. Er ließ zwey große Schiffe mit Steinen anfüllen, und im Eingange des Hafens verſenken, um ihn unzugänglich zu machen; dann durchreiste er das ganze Land, welches ehemals unter Genua gehört hatte, und brachte alles wieder unter die Herrſchaft der Republik.

2.

Unzufriedenheit des jungen Grafen Fiesko mit Doria und ſeinem Neffen Gianettino.

Als die Ruhe in Genua wieder hergeſtellt war, verſammelten ſich die Einwohner, und beſchloſſen ihres Beſten willen ſowohl, als aus Erkenntlichkeit dem Andreas Doria die Würde eines Doge auf lebenslänglich zu ertheilen. Er wollte aber dieſe Ehre nicht annehmen, und ſagte, es genüge ihm, ſie verdient zu haben, ohne ſie zu beſitzen; er wolle ſtets, gleich dem gemeinſten Bürger, den Geſetzen der Republik ge-

gehorchen, und endlich würde es derſelben mehr Vortheil bringen, wenn er ihr durch ſeine Dienſte die Achtung und den Schutz großer Fürſten erwürbe, als wenn er in der Stadt bliebe, um Privatſtreitigkeiten zu ſchlichten. Der über dieſe Großmuth, und ſeinen Eifer fürs Vaterland erſtaunte Senat gab ein Dekret, wodurch er Doria für den Vater und Befreier von Genua erklärte, und befahl, daß man ihm an derſelben Stelle auf öffentliche Koſten einen Pallaſt bauen, und den Platz nach ſeinem Namen nennen ſollte; endlich ſollte er und ſeine Nachkommen von allen Abgaben frey ſeyn, und dieſes Dekret, in eine kupferne Platte gegraben, auf dem Platze Doria aufgehangen werden, zum Andenken der Dienſte, die er ſeinen Mitbürgern geleiſtet, und als ein Beweis ihrer Dankbarkeit. Dieß geſchah im Jahr ein tauſend fünf hundert und acht und zwanzig.

Die Tugenden und das Beiſpiel des Doria wirkten auf ſeine Landsleute, und ſelbſt die Faktionen unter den edlen Familien, die den Staat ſo oft dem Untergange nahe gebracht hatten, ſchienen verſchwunden zu ſeyn. Bei dieſer innern Eintracht und der Ruhe von außen erhob ſich die Republik zu dem blühendſten Wohlſtande, der Handel ward immer ausgebreiteter, Künſte und Gewerbe verbreiteten durch alle Stände Reichthum und Ueberfluß, und überall erblickte man frohe und zufriedene Menſchen. Niemand freute ſich dieſes Glückes inniger als der Gründer deſſelben, der edle Doria. Verehrt von ſeinen Mitbürgern, und geachtet von dem Monarchen, in deſſen Dienſte er ſtund, genoß er in reichem Maaße den Lohn wahren Verdienſtes. Als Karl von den Vorgängen in Genua Nachricht erhielt, war er zweifelhaft, ob er Doria's Muth, wodurch er ſein Vaterland befreit, oder deſſen ſeltene Denkungsart, wodurch

durch er die Oberherrſchaft deſſelben ausgeſchlagen, am meiſten bewundern ſollte. Er freute ſich, einen ſolchen Mann in ſeinen Dienſten zu beſitzen, und befahl allen Statthaltern ſeiner Beſitzungen in Italien, nichts ohne Doria's Gutachten zu unternehmen, und ihm jederzeit die ſchleunigſte Hülfe zu leiſten, ſo oft er ſie für ſich ſelbſt, oder für die Republik verlangen würde. Er ernannte ihn zum Generaladmiral ſeiner Flotten, mit der Vollmacht, alles nach ſeinem Gutdünken einzurichten, ohne ihn vorher zu befragen. Vergebens bemühten ſich auch hier die Höflinge, den freien Republikaner verdächtig zu machen. Karl verachtete ihre Aeußerungen, und ehrte zeitlebens in Doria den Menſchen und den Helden. Als er einſt durch Genua reiste, hielt er ſich einige Tage in ſeinem Hauſe auf, und gab ihm die überzeugendſten Beweiſe ſeiner Achtung und Gewogenheit. Jeden Tag legte der Kaiſer einen Beſuch bei Doria's Gemahlinn ab, einer Dame von Geiſt und Talenten, an deren Unterhaltung der Monarch viel Vergnügen fand. Als er einſt einige Mobilien des Hauſes aufmerkſam betrachtete, und Gefallen daran zu finden ſchien, bat Doria um die Gnade, ſie ihm anbieten zu dürfen. „Ich nehme ſie an; ſagte der Kaiſer, allein ſie ſollen in dieſem Zimmer bleiben, und ich werde mich ihrer bedienen, wenn ich wieder komme, Euch zu beſuchen.“ In der Folge erhob er ihn zum Fürſten von Melphi und zum Ritter des goldenen Vließes.

Doria's Thätigkeit ermüdete auch im höhern Alter nicht, und er fuhr fort, als Seeheld immer neue Lorbeere zu ſammeln. Unter andern machte er ſich auf dem griechiſchen Meere furchtbar, nahm den Türken im Jahr ein Tauſend fünf hundert und zwei und dreiſſig Patras und Coron ab, und erhielt einen groſſen Sieg über ſie. Bei Karls Unternehmungen auf

Algier

Algier und Tunis, Italien und die Provence ward er unaufhörlich beſchäftigt, und nirgend verleugnete er ſeine Einſicht und ſeinen Muth. Gönnte ihm der Friede einige Ruhe, ſo kehrte er nach Genua zurück, und würkte als Staatsmann für das Beſte der Republik. Seine Mitbürger fuhren fort, ihm Beweiſe der Verehrung zu geben, und ſeinen Rathſchlägen zu folgen. Allein der den Republiken eigene Geiſt der Unruhe und Zwietracht fieng doch allmählich an, ſich wieder zu regen, und es erhoben ſich einige Männer im Staate, denen Doria's Ruhm und Einfluß drückend wurde. Einige neidiſche Edle betrachteten die wohlthätigen, durch Erfahrung geleiteten Rathſchläge, die er als Greis dem Senat ertheilte, als eine geſetzwidrige Autorität, und man vergaß nach zwanzig Jahren allmählich ſein früheres Verdienſt. Es konnte zwar niemand an ſeiner Rechtſchaffenheit, Mäßigung und Liebe zur Freiheit zweifeln, und man beſorgte daher auch von ſeinem Einfluſſe keine ſchädlichen Folgen. Allein die Furcht, dieſe erlangte Macht nach ſeinem Tode auf einen unwürdigen Erben übergetragen zu ſehen, gab ſelbſt friedliebenden Bürgern zu gerechten Beſorgniſſen Anlaß.

Der kinderloſe Greis hatte ſeinen Neffen Gianettino Doria zu ſeinem Erben eingeſetzt, einen Jüngling, ganz das Gegenbild ſeines großen Oheims. Er war übermüthig, herrſchſüchtig, ausſchweifend, achtete niemand in Genua, und war deswegen allgemein verhaßt Die Blindheit, womit der Greis alle Vergehungen, ja ſelbſt die Verbrechen des Jünglings überſah, und die Bemühungen, die er angewendet hatte, ihm nach ſeinem Tode die Ehrenſtellen und Würden zu ſichern, die er ſelbſt am kaiſerlichen Hofe beſaß, alles dieß berechtigte zu den unangenehmſten Erwartungen. Je zuverläßiger man voraus ſah, daß von

von dieſem Brauſekopf keine Mäßigung zu erwarten ſey, deſto größer war der Haß, den er ſich auflud. Am wildeſten kochte dieſer Haß gegen Gianettino in dem Herzen eines jungen Patriciers, Johann Ludwig Fiesko, Grafen von Lavagna.

Die Fiesko's beſaßen beträchtliche Güter im Genueſiſchen, und ihr Anſehen war beinahe unbegrenzt. Doria aber hatte durch die eingeführte Reform nach der Vertreibung der Franzoſen, eine vollkommene Gleichheit unter den Bürgern hergeſtellt, und dadurch die Macht der Fiesko's unterdrückt. Ludwig Fiesko war erſt zehen Jahr alt, als ſein Vater ſtarb, und blieb unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, Maria Roverejo. Dieß war eine Dame von grenzenloſem Ehrgeiz, daher ſie ihrem Sohne dieſelben Geſinnungen einflößte, und ihn antrieb, alles aufzubieten, um ſich wieder zu dem Anſehen zu verhelfen, das ſeine Väter vormals in Genua genoſſen hatten. Fiesko überzeugte ſeine Mutter, daß er ihre Lehren nur zu gut gefaßt, und bereit ſey, alle ihre Foderungen noch weiter zu treiben, als ſie verlangte. Die Natur ſchien ihn zu einem auſſerordentlichen Manne beſtimmt zu haben, denn ſchon in dem Alter, wo der größte Theil des männlichen Geſchlechts nur nach Vergnügen und Wolluſt dürſtet, in ſeinem ein und zwanzigſten Jahre, war er ganz allein mit ſeinem ehrgeitzigen Entwurfe beſchäftiget. Gleich einem zweiten Catilina wollte er die Freiheit ſeines Vaterlandes in dem Blute ſeiner Mitbürger erſticken.

Man hat dieſen bewundernswürdigen Jüngling den genueſiſchen Alcibiades genannt, ſo ſehr glich er an Schönheit des Körpers, an Anmuth der Sitten, an Lebendigkeit und Gewandtheit des Geiſtes, und an feurigem Ehrgeitz jenem berühmten Athenienſer. Niemand verſtand beſſer als er, die ſchwere Kunſt zu geben.

ben. Er kam den Wünſchen ſeiner Freunde, ja ſelbſt fremder Perſonen durch großmüthige Handlungen zuvor, und war in ſeiner Lebensweiſe prächtig bis zur Verſchwendung, voll Eifer jedermann zu dienen, und ein Sklave ſeines Worts. Dieſe glänzenden Eigenſchaften beſtimmten ihn zur Zierde des geſelligen Lebens, allein ſie waren blos die Larve, worunter er die kühnſten, tiefdurchdachteſten Anſchläge verbarg. Er kannte keine Furcht, und bei einem unerſättlichen Verlangen zu herrſchen, ſträubte er ſich zu gehorchen. Durch dieſe Leidenſchaften gefoltert, beſchloß er alle diejenigen zu ſtürzen, die ſeinem Ehrgeitz im Wege ſtanden, und der Regierung, es koſte was es wolle, eine neue Geſtalt zu geben.

Da Fiesko ſich keine Hofnung machen durfte, eine glänzende Rolle in der Republik zu ſpielen, ſo lange die Doria am Ruder ſaßen; ſo faßte er den Entſchluß, zween Männer zu ſtürzen, die ſich ſeiner Erhebung ſtets widerſeßt haben würden. Nichts aber quälte ihn mehr, als die Erhöhung des jungen Doria, und kaum war er im Stande ſeinen Aerger zu verbergen, ſeitdem man ihm gewiſſe ſtolze Reden hinterbrachte, die derſelbe gegen ihn ausgeſtoſſen hatte. Von der Stunde an betrachtete er ihn als einen Feind, der nach dem Tode des Andreas noch weit gefährlicher werden würde, und dem man daher nothwendig zuvorkommen müßte. Er hatte keine Hofnung den Gianettino Doria zu ſtürzen, ohne auch zugleich den Onkel Andreas Doria aus dem Wege zu räumen, ohne die ganze Regierung zu vernichten, und ihr eine andere Geſtalt zu geben. Die Größe des Gegenſtandes ſchreckte ihn jedoch nicht ab, nur ſah er wohl ein, daß er mächtige Stützen haben müßte, und bald wußt' er ſich dieſelben zu verſchaffen.

Frank=

Frankreich hatte bisher verſchiedene Verſuche gemacht, ſich wieder in Genua feſtzuſetzen, und obgleich dieſelben mißlungen waren, ſo hatte es darum doch ſeine Anſprüche nicht aufgegeben. Der Kommandant der franzöſiſchen Truppen in Piemont, welcher durch ganz Italien ſeine Spionen hatte, erfuhr Fieskos Geſinnungen, und erkannte in ihm den Mann, der die Abſichten ſeines Monarchen befördern könnte. Er ließ ihm durch einen Vertrauten insgeheim den Rath ertheilen, daß er dem Beiſpiele ſeiner Vorfahren folgen, und ſich für Frankreich erklären möchte, wobei er ihm zugleich verſprach, daß man ihm Geld und Truppen liefern würde. Fiesko fand dieſe Vorſchläge vollkommen ſeinen Wünſchen entſprechend, doch theilte er ſie einigen ſeiner Freunde mit, die ihm Behutſamkeit anriethen, indem der Kaiſer ihm doch mehr Schaden, als der König von Frankreich Nutzen ſchaffen könnte. Er befolgte dieſen Rath, und antwortete dem franzöſiſchen Kommandanten, daß er bereit wäre, Frankreich zu dienen, und ihm zu gehöriger Zeit Beweiſe von ſeiner Anhänglichkeit geben würde. Der Kommandant theilte dieſe Antwort dem Cäſar Fregoſa mit, welcher bei der Staatsveränderung von Genua nach Frankreich gegangen war, und ſich bei Franz dem Erſten ſo eingeſchmeichelt hatte, daß er ihm ſeinen Orden ſchenkte, und ihn zum Geſandten nach Venedig ernannte. Als dieſer auf ſeiner Reiſe nach Venedig auf dem Po ermordet worden, fand man in ſeinen Kleidern eine Schreibtafel, welche das Schreiben des franzöſiſchen Kommandanten wegen Fiesko's Geſinnungen enthielt, und dieſe wurde dem Marquis Guaſto überbracht.

Guaſto gab dem Andreas Doria ſogleich Nachricht, und rieth ihm, über das Betragen des Ludwig Fiesko ein wachſames Auge zu haben. Doria erwiederte

wiederte ihm, er könne ſich nicht überreden, daß ein junger Menſch von ein und zwanzig Jahren derglei-chen kühner Gedanken fähig wäre, und daß er einen Fregoſa zu ſeinem Vertrauten erwählen würde, deſſen Familie mit der ſeinigen von jeher in Todfeindſchaft gelebt hätte; überhaupt könne er ein Kind keiner ſol-chen Verbrechen fähig halten, und es deswegen ſtra-fen. Guaſto antwortete ihm ganz kurz: „Ich ken-ne das Kind, das Sie ſo bemitleiden, es iſt kühn, ehrgeizig, und zu jedem Unternehmen fähig. Sie wer-den es gewiß bereuen, mich nicht gehört zu haben; dann wird es aber vielleicht zu ſpat ſeyn.“ Doria dachte zu groß, um leicht Mißtrauen zu ſchöpfen, glaub-te vielmehr, man müßte durch Güte und Wohlthaten einen jungen Menſchen gewinnen, der ſo große Ta-lente verrieth, als ihn durch Strenge aufbringen, und in dieſer Rückſicht bewog er den Kaiſer, dem Fiesko ein Jahrgehalt von zweitauſend Thalern auf das Mailändiſche anzuweiſen.

3.

Fiesko's Vorbereitungen zu einer Verſchwö-rung gegen Doria. Geheime Unterredungen und Berathſchlagungen.

Um dieſe Zeit ſtarb der Biſchoff von Sagunt, und hinterließ im Königreich Neapel ein großes Vermögen und anſenliche Güter. Zum Erben ſeiner ganzen rei-chen Verlaſſenſchaft hatte er ſeinen Freund und Ver-wandten Doria eingeſetzt. Dagegen proteſtirte die päbſt-liche Domainenkammer und behauptete, daß dieſe Ver-laſſenſchaft Sr. Heiligkeit zufiele, und machte ſogleich

An-

Anſtalten, ſich derſelben zu bemächtigen. Die Sache wurde in Rom anhängig gemacht, und zu Gunſten der päbſtlichen Kammer entſchieden. Um ſich dafür zu entſchädigen, ſchickte Doria ſeinen Neffen Gianettino mit dem Befehl ab, vier päbſtliche Galeeren in dem Hafen von Oſtia wegzunehmen, und ſie nebſt der ganzen Mannſchaft nach Genua zu bringen.

Der Pabſt fühlte ſich dadurch ſo ſehr beleidiget, daß er alle Genueſer, die eben zu Rom waren, gefangen ſetzen, und ihre Güter einziehen ließ. Unterdeſſen appellirte Doria von dem römiſchen Urtheile nach Neapel, wo es für nichtig erklärt, und ihm der Beſitz der Güter zugeſprochen wurde. Nun erbot ſich Doria, dem Pabſte ſeine Galeeren wieder zurück zu geben, dieſer ließ ihm aber melden, daß er geſonnen ſey ſie zu verkaufen. Als Fiesko dieß hörte, beſchloß er ſie zu kaufen, weil er ſie in der Folge zu gebrauchen gedachte. In der Abſicht gieng er nach Rom, wo er von der Familie Farneſe, aus welcher der Pabſt abſtammte, mit großer Auszeichnung behandelt wurde. Der heilige Vater ſelbſt überließ ihm nicht nur die Galeeren um einen ſehr billigen Preis, ſondern verwilligte ihm auch eine Penſion, damit er die Galeeren immer zum Dienſte des Pabſtes bereit halten könnte.

In Rom hatte Fiesko vielen Umgang mit dem Kardinal Trivulle, einem Franzoſen, und damals ſogenannten Protektor von Frankreich. Trivulle wußte um die frühern Verhandlungen des Grafen mit dem franzöſiſchen Kommandanten in Piemont, und ſuchte darauf fortzubauen. In dieſer Hinſicht wandte er alle Künſte der Ueberredung an, verſprach dem Grafen den nachdrücklichſten Beiſtand des Königs von Frankreich, und trug ihm vorläufig folgende Punkte an: daß Fiesko in Genua die alte Regierungsform wieder her-

ſtellen,

ſtellen, und die Stadt die franzöſiſche Oberherrſchaft eben ſo wie vormals anerkennen ſollte; daß der König unter dieſer Bedingung auf ſeine Koſten ſechs Galeeren unterhalten würde, die ganz von den Befehlen des Fiesko abhängen ſollten; desgleichen eine Beſazung von zwölfhundert Mann für die Feſtung Montobio; und endlich daß der König ihn zum General bei ſeiner Armee mit einer Penſion von ſechs und dreiſſig tauſend Livres (für die damaligen Zeiten eine ungeheure Summe) ernennen würde.

So lockend dieſe Anerbietungen ſeyn mochten, ſo gab doch Fiesko keine beſtimmte Erklärung von ſich. Er ſchied von dem Kardinale und gieng nach Genua zurück, zwar feſt entſchoſſen, ſeinen Plan auszuführen, aber nichts zu übereilen, und jeden Schritt nur nach der reifſten Ueberlegung zu thun. Das Betragen Gianettino's beſtärkte ihn bald von neuem in ſeinen Entſchließungen, denn dieſer ſtolze Thor fuhr fort, ſich aller Menſchen Haß aufzuladen, und erlaubte ſich jezt auch eine perſönliche Beleidigung gegen Fiesko. Einen ſolchen Menſchen einſt über ſich und über alle Häupter in Genua herrſchen zu ſehen — ihn, dem er ſelbſt ſich in ſo vieler Hinſicht ſo unendlich überlegen fühlte: dieſer Gedanke ließ den Fiesko nicht ſchlafen. Aber deſto bewundernswürdiger war die Selbſtbeherrſchung, mit der er alle ſeine Empfindungen über dieſen Punkt ſo lange in ſeiner Bruſt verſchloß, bis er zur Ausführung eines beſtimmten Planes alle Mittel aufs genaueſte berechnet und auf das prompteſte herbei geſchafft hatte. Inzwiſchen hielt er's jezt nicht mehr für zu frühe, den Rath und die Meinung einiger Vertrauter einzuholen, auf deren Verſchwiegenheit er ſich verlaſſen konnte. Ihre Namen waren Calcagno von Vareſe, Verrina und Succo. Er berief ſie nicht in der Abſicht zu ſich,

um mit ihnen zu überlegen, ob er ſeinen Entwurf, die Familie Doria zu ſtürzen, und die gegenwärtige Regierung zu verändern, aufgeben ſollte oder nicht; ſondern nur reiflich dazu die ſicherſten und beſten Mittel zu erwägen. Er legte ihnen ſeinen Plan vor, und verlangte ihre Meinung über die Art und Weiſe zu hören, wie ſolcher am beſten auszuführen ſey.

Calcagno, ein eifriger Anhänger des Hauſes Fiesko, ein Mann von Ueberlegung, aber dabey furchtſam, nahm zuerſt das Wort, und ſprach mit der Freimüthigkeit, zu der ihn ſeine geleiſteten Dienſte berechtigten. „Ich würde Ihrem Vorhaben Beifall geben, ſagte er, wenn Sie im Stande wären, es auszuführen. Aber die großen Plane, die Sie entwerfen, fodern einen Mann von größerem Rufe, als Sie in Ihrem Alter haben können; es gehören Armeen dazu, die ſelbſt König Franz nicht auf die Beine bringen konnte. Glauben Sie wohl Leute zu finden, die ſich in ein ſo gefährliches, und in Anſehung des Ausganges ſo ungewiſſes Unternehmen werden einlaſſen wollen? Sie rechnen auf die große Zahl Ihrer Freunde! Sie wiſſen aber noch nicht aus Erfahrung, daß die Menſchen blos aus Eigennutz handeln. Die meiſten von denen, welche Zuneigung zu Ihnen haben, lieben ſich ſelbſt noch unendlich mehr, und fürchten daher ihr eigenes Unglück mehr als ſie Ihr Glück wünſchen. Von wem erwarten Sie Hülfe? Von den Franzoſen? Dieſe müſſen ſich jetzt in Ihrem eigenen Lande gegen die Waffen des Reichs und Spaniens vertheidigen. Die Genueſer können zwar zu Ihrem Beſten etwas thun: aber ſind Sie verſichert, daß ſie ihre Ruhe, ihr Glück und ihr Leben zu Ihrem Vortheile aufopfern werden? Sehen Sie nicht, daß alle Ihre Mitbürger in einer tiefen Schlafſucht begraben liegen, und daß die Tapferſten es für keine Schande

 halten,

halten, der Macht der Doria zu weichen? Schicken Sie ſich in die Zeit, und ſuchen Sie keine Hülfsmittel, da man keine andere als gefährliche finden kann. Erwarten Sie dieſelben von der Vorſehung, welche das Schickſal der Staaten ordnet, wie es ihr gefällt, und dieſe Republik gewiß nicht verlaſſen wird. Warum wollen Sie die Vorzüge, die Ihnen Ihre Geburt giebt, nicht in Ruhe genießen? Wenn Sie nach Ruhm begierig ſind, ſo geben Ihnen die auswärtigen Länder Gelegenheit genug, Ihre Tapferkeit zu zeigen. Geben Sie Ihr großes Glück, das jedem andern genügen würde, nicht den Folgen einer ſtrafbaren Unterhandlung preis. Wenn Sie gegen die Doria einen Aufſtand erregen, ſo geben Sie ihnen nur Gelegenheit, die Trophäen ihres Ruhms und ihrer Größe auf Ihren eigenen Ruinen zu erbauen. Doch ich will auf einen Augenblick annehmen, daß Ihr Unternehmen gelinge. Stellen Sie ſich die ganze Familie Doria ermordet, alle ihre Anhänger in Ketten und Banden, Ihre eigenen Feinde beſtürzt und zitternd, Genua der Wuth Ihrer Soldaten überlaſſen, vor; beluſtigen Sie ſich im voraus an dieſen Gegenſtänden, und preiſen Sie Ihr eigenes Werk. Was wollen Sie aber in einer verwüſteten Stadt, die Sie mehr für einen neuen Tyrannen, als für ihren Befreier anſehen wird, anfangen? Auf was wollen Sie Ihre künftige Gewalt gründen? Können Sie auf einen unbeſtändigen und eigenſinnigen Pöbel rechnen, welcher den Augenblick, da er Sie die Krone auf's Haupt ſetzen ſieht, ſchon auf Mittel denkt, Sie wieder herab zu werfen? Denn der Pöbel kann ſich weder in die Freiheit finden, noch lange einerlei Herrn vertragen. Wenn Sie die Republik in fremde Hände ſpielen; wenn Genua ſelbſt auf Ihr Anſtiften die Thore einer fremden Macht eröffnet, ſo wird daſ-

ſelbe

ſelbe dennoch, bei der erſten harten Begegnung, die ihm widerfährt, Sie als den Verräther ſeines Landes, und den Mörder ſeiner Einwohner anſehen. Und fürchten Sie außerdem nicht, daß ſelbſt diejenigen, die jetzt ſo ſehr für Sie eingenommen ſcheinen, die erſten ſeyn werden, die ſich wider Sie erklären, ſobald ſie Ihnen unterthänig ſeyn müſſen? Ja Ihre Freunde, denen Sie doch nicht alle Ihre Gunſt in gleichem Maaße mittheilen können, werden ſich für nicht genug belohnt halten, und Ihre gefährlichſten Feinde werden. — Ich weiß, daß die Begierde, ſich empor zu ſchwingen, bei Perſonen von Ihrem Stande, von Ihrem Alter und Verdienſte viel vermag, und daß ſie Ihnen bei der gegenwärtigen Gelegenheit lauter glänzende und prächtige Bilder des Ruhms und der Hoheit vorſtellt: aber zu eben der Zeit, da Ihnen Ihre Einbildungskraft alles vorlegt, was berühmte Männer machte, müſſen Sie auch Ihrer Urtheilskraft die Vorſtellung erlauben, daß es Mittel ſind, wodurch man auch ſehr unglücklich werden, und gewiſſe Güter verlieren kann, während daß man ungewiſſen Hofnungen nachläuft. Bedenken Sie, daß der weiſe geleitete Ehrtrieb große Tugenden erzeugt, der Mißbrauch deſſelben aber auch große Laſter hervorbringt. Erinnern Sie ſich, daß er es ſey, der ehemals ſo viel Gift gemiſcht, ſo viel Dolche wider die Tyrannen geſchliffen hat, und daß er es ebenfalls ſey, welcher Sie jetzt treibt, der Catilina der Genueſer zu werden. — Wenn auch der Eifer für das gemeine Beſte Sie triebe, die Waffen zu ergreifen, ſo dürfen Sie ſich doch nicht ſchmeicheln, daß man Ihr Unternehmen einem ſo edlen Beweggrunde zuſchreiben werde. Die Menſchen urtheilen nur nach dem Scheine, und legen die unſchuldigſten Handlungen ſelten gut aus. Bei Ihrer Unternehmung iſt es nicht mög-

lich, etwas anderes vor Augen zu haben, als Mord, Plünderung und Abſcheulichkeiten, welche die beſte Abſicht nicht rechtfertigen kann. Kurz, Sie mögen die Sache betrachten von welcher Seite Sie wollen, ſo ſind die Ausſichten nicht glücklich. Von dem Adel gehaßt, vom Volke betrogen, von Ihren Mitbürgern als der Störer ihrer Ruhe, vom Kaiſer als ein Feind der von ihm beſchützten Republik, und vom Könige von Frankreich als ein Mann betrachtet, der ihm eine Herrſchaft raubt, worauf er Anſprüche macht, wird Ihr Verſuch blos dienen, dem Gianettino Waffen in die Hände zu geben, ihm, der Ihren Untergang ſo ſehr wünſcht, und durch denſelben bei einer ſolchen Gelegenheit überdieß noch den Titel Befreier ſeines Vaterlandes erlangen dürfte. Auf dieſe Weiſe würden Sie ſelbſt Ihres Feindes Ruhm aufs höchſte treiben. Man wird Ihr Unglück in ſeinen Bildſäulen verewigen, deren Umſchriften unter andern glorreichen Benennungen auch ſodann dieſe enthalten wird: Ueberwinder des Rebellen Fiesko."

Der Graf ward durch dieſe Rede ſehr erſchüttert, weil ihm die Gründe derſelben wichtig ſchienen, und weil er ſtets viel Vertrauen auf den ſetzte, der geſprochen hatte. Als Verrina dieß bemerkte, eilte er zu reden, um einen Eindruck zu vernichten, der ſo ſehr mit ſeiner Geſinnung ſtritt. Er, ein Bürger von Genua, war der abgeſagteſte Feind des Adels. Dem Fiesko war er ſehr ergeben, theils aus Anhänglichkeit an ſeine Perſon, theils aus Eigennutz. Er theilte ſeine Neigungen mit ihm, zog Vortheil von ſeinem großen Aufwande, und hofte in der Folge noch weit größere Vortheile von der Freundſchaft eines ſo bedeutenden Mannes einzuerndten.

„Die Tyranney iſt das größte Uebel, begann er ſeine Rede, das in einer Republik entſtehen kann.

Die

Die unſere befindet ſich in einem Zuſtande, ähnlich den Krankheiten, die, der großen Schwäche ungeachtet, ein ſenliches Verlangen nach Geneſung erwecken. Ihnen kommt es zu, Graf, die Wünſche eines ganzen Volkes zu erfüllen, das unter der Ungerechtigkeit der Doria ſeufzt, und der vernünftigſten Parthey des Adels beizuſtehen, die im Stillen das allgemeine Unglück des Vaterlandes beweint. Man ſage mir nichts von Ihrer Jugend, als eines Hinderniſſes einer ſo rühmlichen Unternehmung. Sie ſind in einem Alter, wo die Hitze des Bluts zu großen Thaten begeiſtert. Außerordentliche Unternehmungen fodern weit mehr Feuer und Kühnheit, als froſtige Ueberlegung, wobei man nur Schwierigkeiten und Gefahren ſieht. Die ſchönen Eigenſchaften, womit die Natur uns begabt hat, müſſen nicht jenen matten Lichtern ähnlich ſeyn, die nur wenig Glanz, aber keine Wärme haben. Es iſt Zeit, daß Ihr Muth edle Thaten hervorbringe. Die ſtolzen Unterdrücker der allgemeinen Freiheit mögen Sie einmal kennen lernen, und Genua ſoll in Ihnen den Rächer der Verbrechen, die Freiſtätte der Unglücklichen, den Bundesgenoſſen großer Könige und den Schiedsrichter Italiens bewundern. Sollten Sie wohl vor den fürchterlichen Namen Rebell, Aufrührer, Verräther erſchrecken? Alle dieſe ſchimpflichen Benennungen, die der Wahn erfunden hat, um gemeine Seelen zu ſchrecken, bringen dem keine Schande, der ſie durch große Thaten verdient, die einen glücklichen Erfolg hatten. Bedenklichkeit und Hoheit haben ſich nie mit einander vertragen, und ein jeder Stand des Lebens hat ſeine eigenthümliche Tugenden. Die Geringen muß man nach ihrer Beſcheidenheit, die Großen aber nach ihrem edlen Ehrgeiz und ihrem Muthe ſchätzen. Ein elender Seeräuber, der zu Alexanders Zeiten kleine Fahrzeuge weg-

wegnahm, ward für ehrlos gehalten; dieſer große Eroberer aber, der ganze Reiche raubte, und ihre Herrſcher mordete, wird jetzt noch von allen Völkern als ein Held verehrt. Indem man den Catilina als einen Verräther verdammt, ſpricht man doch von ihm als von einem der größten Männer des Alterthums. Wenn Sie, gnädiger Graf, es daher nur wagen wollen, gebietender Herr in Genua zu ſeyn, ſo wird es Ihnen, blos mit Hülfe Ihrer Freunde, gewiß nicht fehlen, es zu werden."

Als Sacco, der dritte von denen, die zu der Unterredung berufen waren, bemerkte, daß dieſe Rede mit den Neigungen des Grafen übereinſtimmte, ſo trat er ihr vollkonmmen bei. Er war Richter auf den Gütern des Fiesko, von unentſchloſſener Gemüthsart, wenn er für ſich entſcheiden ſollte, aber voll Ergebenheit für ſeinen Herrn. Er bemerkte blos, daß man bei einem ſo großen Unternehmen die Hülfe der Franzoſen nicht entbehren könnte, weil es unmöglich wäre, den Waffen des deutſchen Reichs, der Spanier und Italiäner, welche ſich alle wider die Verſchwornen vereinigen würden, zu widerſtehen. Verrina beſtritt aber dieſe Meinung, und brachte den Grafen zu dem Entſchluſſe, niemanden dabei zu gebrauchen, als die Freunde und Diener, die ſeine vornehme Geburt, ſeine unerſchöpfliche Freigebigkeit und andere ausgezeichnete Eigenſchaften ihm erworben hätten. So trennte ſich die Verſammlung, nachdem die Berufenen dem Grafen verſprochen hatten, jeder von ihnen wollte ſo viel Anhänger werben, als ihm nur möglich ſeyn würde, ohne ihnen jedoch das Vorhaben zu entdecken, wozu ſie gebraucht werden ſollten.

4.

Fortgang der Verſchwörung. Seine Verſtellungskünſte.

Fiesko hatte nun weder bei Tag noch bei Nacht eine Ruhe. Immer wälzt er in ſeiner Seele Gedanken und Anſchläge, ſein großes Unternehmen betreffend. Sein Hauptbemühen gieng dahin, die Zahl ſeiner Freunde zu vermehren, um dem gewaltigen Schlag, den er thun wollte, allen nöthigen Nachdruck geben zu können. Der Abgott des Volks war der ſchöne, prächtige und leutſelige Graf immer geweſen, aber jetzt legt' ers recht darauf an, alle Herzen zu erſtürmen. Er richtete ſein Augenmerk unter andern auf die Seidenſpinner, die in Genua eine eigene, ſehr zahlreiche Geſellſchaft ausmachen. Die bisherigen Kriege hatten die meiſten dieſer Arbeiter in ſehr elende Umſtände verſetzt. Fiesko, von dem Elend dieſer Menſchen unterrichtet, bezeugte viel Mitleid gegen ihre Armuth, und ließ die, welche ſeiner Hülfe am meiſten bedurften, zu ſich kommen. Er verſorgte ſie reichlich mit Geld und Lebensmitteln, und bat ſie, ſeine Wohlthaten nicht bekannt zu machen, weil er für das Vergnügen, das er in der Hülfe der Nothleidenden fände, keine Belohnung verlange. Der Werth aller Geſchenke, die er austheilte, wurde auſſerordentlich erhöht, durch die guten Rathſchläge, die Vertröſtungen auf eine beſſere Zukunft, und durch die freundlichen liebreichen Worte, womit er ſie begleitete. Die Armen vom Pöbel, die ſich immer haufenweiſe bei ſeinem Pallaſte einfanden, bekamen reichlich Almoſen.

Es

Es war kein Wunder, daß das Volk überall mit Enthuſiasmus von dem jungen Grafen ſprach, denn ſein ganzes Weſen und Benehmen flößte Liebe ein. Dabei verſäumte er aber nicht, die Gemüther zu ſeinen Abſichten vorzubereiten. Oefters ließ er auf eine geſchickte Art Worte gegen die Tyranney des Adels fallen, und zeigte ſein Mitleid über den Zuſtand, worein das gemeine Volk verſetzt ſey; wobei er zu verſtehen gab, daß es nicht ſchwer ſeyn würde, dieſem Uebel abzuhelfen; dabei ermahnte er aber immer zur Geduld, und bewies ſo viel Klugheit und Behutſamkeit in ſeinen Reden, daß man auch nicht das geringſte von ſeinen Abſichten merken konnte.

Nie wurde die Verſtellung von einem Jünglinge weiter getrieben; denn die tiefſten und verwickelſten Anſchläge wurden unter der Larve des Leichtſinns verſteckt, und die thätigſten Maaßregeln zu einer Unternehmung von ungeheurem Umfange mit jugendlichen Schwelgereyen und Wolluſtſcenen gepaart. Fiesko gieng oft in den Pallaſt des Doria, begegnete dem Greiſe mit großer Ehrfurcht, und ſeinem Neffen mit einer anſcheinenden Vertraulichkeit; er fragte ihn in ſeinen Angelegenheiten um Rath, überhäufte ihn mit Freundſchaftsverſicherungen, und brachte es auch wirklich dahin, daß Doria die kleinen Streitigkeiten vergaß, die vormals zwiſchen ihnen ſtatt gefunden hatten. Mit dieſer Verſtellung verband Fiesko gewiſſe Klugheitsregeln, die nicht weniger nöthig waren. Denn ob er gleich ein großes Vertrauen auf die Bürger von Genua ſetzte, ſo brauchte er doch Soldaten. Er begab ſich demnach von Genua weg, unter dem Vorwande, auf ſeine Güter zu reiſen; in der That aber wollte er ſehen, was für tüchtige Leute zum Dienſte er unter ſeinen Unterthanen habe. Zum öftern ſtellte er Waffenübungen mit ihnen an, unter dem

Vor-

Vorwande, daß er keinen Angriff vom Herzog von Parma und Piacenza befürchtete, deſſen Staaten an ſeine Ländereyen grenzten, obgleich dieſer Herzog ihm im Gegentheil zwei tauſend Mann Hülfstruppen verſprochen hatte. Fiesko konnte auf eine ähnliche Anzahl ſeiner Vaſallen rechnen. Da er zur Ausführung ſeines Vorhabens nothwendig den Hafen der Republik in ſeine Gewalt bringen mußte, ſo ließ er die vier Galeeren, welche er vom Pabſt erkauft hatte, nach Genua kommen. Und damit dieß keinen Verdacht erwecken möchte, gieng er zu Gianettino, und ſagte ihm, das Gehalt, welches er vom Pabſt erhielte, reiche nicht mehr zu, um die vier Galeeren zu unterhalten, weswegen er ſich entſchloſſen hätte, ſie aufs Kreutzen gegen die Türken auszuſenden. Da er den Gianettino deshalb um ſeine Meinung fragte, ſo rieth ihm dieſer, entweder die Galeeren aufs Kreutzen zu ſchicken, oder ſie dem Kaiſer zu überlaſſen; im leztern Fall erbot er ſich ſogar, ſich beim Kaiſer zu verwenden, damit er eine anſenliche Summe dafür erhielt. Fiesko dankte ihm dafür, ſagte, er wolle ſie aufs Kreutzen ausſchicken, und ließ dreihundert ſeiner Unterthanen nach Genua hereinkommen, unter dem Vorwande, ſie zu bemannen. Zugleich erſah er ſich der Gelegenheit, einen Trupp Soldaten in die Stadt zu bringen, die er theils an ſich gezogen hatte, theils ihm von Piacenza zugeſandt wurden. Einige dieſer Soldaten gaben vor, daß ſie zur Garniſon gehörten, die andern gaben ſich für Abgedankte aus, welche Dienſte ſuchten. So hatte Fiesko nach einiger Zeit zehen tauſend Mann zu ſeinen Dienſten, welche alle nicht wußten, wozu ſie gebraucht werden würden.

Als nun alle Vorbereitungen getroffen waren, und Fiesko ſich ſtark genug fühlte, zur Ausführung

zu ſchreiten, berief er ſeine drei Vertrauten zu ſich, um mit ihnen die Zeit und Art derſelben zu verabreden. Man kam darinn überein, daß ein Aufruhr unter dem Volke erregt, und die Familie der Doria, wie auch alle edeln Genueſer, die herbeikommen würden ihn zu ſtillen, ermordet werden ſollten. Verrina ſchlug vor, die Gelegenheit des Andreasfeſtes zu benützen, an welchem Tage alle Großen von Genua in der Kirche zuſammen kamen, und ſie beim Gottesdienſte zu ermorden; aber dieſer Vorſchlag wurde verworfen. Dagegen wurde beſchloſſen, daß Fiesko die Dorias nebſt allen ihren Anhängern zu Gaſte bitten, und ſie während der Tafel ermorden laſſen ſollte. Der Graf ſollte ſich dann auf die Straſſe begeben, das Volk verſammeln, und ſich des Pallaſtes der Republik bemächtigen, während der Zeit ihn Verrina zum Doge ausrufen laſſen wollte. Aber Andreas lehnte die Einladung ab, weil er die Gicht hatte, und Gianettino, weil er gerade an dem Tage Geſchäfte halber außerhalb der Stadt ſeyn mußte. So ward denn der Plan dahin abgeändert, daß die Doria in der Nacht zwiſchen dem zweiten und dritten Januar in ihrem eigenen Pallaſte überfallen und ermordet werden ſollten. Vor allen Dingen wollte man ſich dann des Hafens und der darinn liegenden Galeeren Doria's bemächtigen, welches leicht geſchehen konnte, da ſie alle abgetackelt, und faſt gar nicht bemannt waren.

Obgleich Fiesko in Genua niemanden ſein Vorhaben eröffnet hatte, als ſeinen drei Vertrauten, auf deren Verſchwiegenheit er bauen konnte, ſo war er doch nicht ohne Sorgen, ſein Plan möchte durch die Höfe von Parma und Frankreich, wo mehrere Perſonen um das Geheimniß wußten, verrathen werden. Und dieſe Beſorgniß war auch durchaus nicht unge-

gründet. Spaniſche Kundſchafter aus Rom brachten dem alten Doria ſelbſt beſtimmte Anzeigen, aber in dem Augenblicke trat der immer heitere Fiesko zur Thüre herein, und ſcherzte ſo unbefangen und kindlich zutraulich mit dem Greiſe, daß dieſer heimlich den Geſandten ins Ohr flüſterte: „Urtheilen Sie jeßt ſelbſt, ob Ihre Nachricht die geringſte Wahrſcheinlichkeit habe."

5.

Fiesko's Anſtalten am Tage der Ausführung. Seine Rede an die Verſammelten. Abſchied von ſeiner Gemahlinn.

Der Tag war nun gekommen, welcher der zur Ausführung beſtimmten Nacht vorangieng. Fiesko beſuchte noch einmal den jungen Doria, um ihm anzuzeigen, daß er geſonnen wäre, in der nächſten Nacht mit ſeinen Galeeren aufs Kreußen aus dem Hafen zu fahren. Er umarmte ihn aufs freundſchaftlichſte, und empfahl ihm ſeine Familie. Beiläufig bemerkte er, es ſich nicht befremden zu laſſen, wenn er in der nächſten Nacht Lärm hören ſollte, weil das Einſchiffen wohl nicht ohne viel Geräuſch geſchehen könnte. Mit ungemeiner Munterkeit ſprach er von mancherlei andern Dingen, und zeigte durchaus die gröſte Ruhe und Unbefangenheit des Geiſtes. Da er Gianettino's kleine Kinder gewahr wurde, nahm er ſie in ſeine Arme, und küßte ſie mit groſser Zärtlichkeit. So ſchied er, ohne auch nur den kleinſten Argwohn zu erwecken.

Inzwiſchen wanderten den ganzen Tag über die geworbenen fremden Knechte und Soldaten von des Grafen Gütern und andern Gegenden in die Stadt ein. Um durch ihre große Anzahl nicht Aufſehen zu erregen, mußten ſie durch verſchiedene Statthore in kleinen Haufen oder auch einzeln herein kommen; viele waren verkleidet, andere waren als zur Ruderbank beſtimmte Verbrecher gebunden, und von Soldaten begleitet; Kunſtgriffe, die allen Verdacht entfernten. Alles geſchah unter dem Vorwande, die Galeere zu bemannen. Dem Hauptmanne, der im Pallaſt der Republik die Wache hatte, wurde aber doch das Zuſammenſtrömen ſo vieler bewafneter Leute in Fiesko's Pallaſte allmählich verdächtig. Er eilte ſelbſt, dem Doria davon Nachricht zu geben, bekam aber zur Antwort, daß nichts zu befürchten ſey, weil der Zuſammenlauf blos die Galeeren beträfe, die in der Nacht auslaufen würden.

Als es Abend wurde, gieng Fiesko, wie gewöhnlich, in eine Aſſemblee, wo er viele Glieder des genueſiſchen Adels antraf. Niemand ahndete etwas von dem, was die einbrechende Nacht herbei führen ſollte. Ehe der Graf nach Hauſe gieng, machte er die Runde, viſitirte die Schildwachen, und fand alles wie er es wünſchte. Auch Verrina gieng noch einmal durch die vornehmſten Straßen der Stadt, beſuchte den Pallaſt der Republik, und den Pallaſt der Doria, um ſich zu überzeugen, ob noch alles ruhig ſey, und ob man nichts argwöhne. Diejenigen Bürger von Genua, auf die man bei der Ausführung gerechnet hatte, waren gegen Abend zu einem Schmauſe und Schauſpiele in Fiesko's Schloſſe geladen worden, wo ſie ſich zu Hunderten einſtellten. Jeder ward herein, niemand hinaus gelaſſen. Die ſtarken Wachen verhinderten alles Geräuſch, und die Lage des Schloſſes ſelbſt

war

war ſehr bequem, um keinen Verdacht zu erregen. Er befand ſich in dem hochliegenden Theile der Stadt, Carignano genannt, der am Ufer des Meers von mehreren Seiten durch Mauern gedeckt, und von den andern Theilen der Stadt ganz abgeſondert war. Der Pallaſt lag auf einem Hügel wie eine Inſel allein, daher keine Nachbarn den Tumult der Zurüſtungen, und das Geräuſch der Waffen hatten hören können.

Viele von denen, welche dieſen Abend, auf die erhaltene Einladung, in dem fieskiſchen Pallaſte zuſammen gekommen waren, ſtaunten nicht wenig, als ſie ſtatt der Vorbereitungen zu einem Schmauſe und Schauſpiele, nichts als unbekannte Geſichter, Soldaten und Waffen ſahen. Niemand wußte, was das bedeuten ſollte, bis endlich Fiesko alle anweſenden Edelleute, Bürger und Soldaten, die im ganzen Pallaſte umher zerſtreut waren, in einen großen Saal zuſammen berief, und voll Energie und republikaniſchem Stolz alſo zu ihnen ſprach:

Wir dürfen keinen Augenblick verlieren, wofern wir Leben und Freiheit ſichern wollen. Wem unter euch könnte die dringende Gefahr der Republick unbekannt ſeyn? Die Doria ſtehen auf dem Punkte, über unſere Geduld zu triumphiren, und ihre ungerechte Gewalt auf den Ruinen dieſer Republik zu erheben. Es iſt nicht mehr Zeit, unſer Elend in der Stille zu beweinen; wir müſſen alles wagen, um uns von der Tyranney loszumachen. Da das Uebel heftig iſt, ſo müſſen es auch die Mittel dagegen ſeyn, und wenn die Furcht, in ſchimpfliche Sklaverey zu ſinken, auf eure Herzen einigen Eindruck macht, ſo müßt ihr denen zuvorkommen, welche uns die Feſſeln anlegen wollen. Ich kann mir aber nicht denken, daß ihr geneigt ſeyn ſolltet, die Unverſchämtheit der Doria länger zu dulden. Iſt es euch möglich, Herren zu

ge=

gehorchen, die zufrieden ſeyn dürften, wenn ſie eures Gleichen wären? Könnten wir wohl gegen unſer eigenes Unglück unempfindlich ſeyn, wenn wir es auch gegen die Drangſale der Republik wären? Jeder von uns hat mehr als zu viel Urſache, ſich zu rächen, und dieſe Rache iſt rechtmäßig und rühmlich, weil unſere Privatempfindlichkeit mit dem gemeinen Beſten verknüpft iſt, und weil wir unſern Vortheil nicht vernachläßigen können, ohne zugleich dem Vaterlande zu ſchaden. Es kommt nur auf euch an, um dem Staat Ruhe zu geben, und, um glücklich zu ſeyn, dürft ihr nur wollen. Ich habe bereits geſorgt, daß alles aus dem Wege geräumt werde, was unſerm Glücke hinderlich ſeyn könnte; ich hab' euch den Weg zum Ruhme gebahnt, und ich bin bereit, euch denſelben zu zeigen, wenn ihr nur Luſt habt, mir zu folgen. Die Vorbereitungen, die ihr hier erblickt, müßen euch jetzt weit mehr reitzen, als ſie euch vorher beſtürzt machten, und das Erſtaunen, das ich auf euren Geſichtern bemerkt habe, muß ſich in einen rühmlichen Entſchluß verwandeln, die Waffen gegen unſere gemeinſchaftlichen Feinde, und zur Erhaltung unſerer Freiheit, kühn zu ergreifen. Alles muß euch zur Ausführung unſeres Vorhabens auffodern und reitzen. Es iſt ſicher, wegen der guten Anſtalten, die ich gemacht habe; nützlich, wegen des Vortheils, den ihr davon haben werdet; gerecht, wegen der Unterdrückung, die ihr duldet; rühmlich, weil die Unternehmung wirklich groß iſt. Ich könnte durch Briefe, die ich in Händen habe, darthun, daß der Kaiſer dem Andreas Doria die Oberherrſchaft von Genua verſpricht; daß Gianettino zu dreienmalen Leute zu beſtechen vorhatte, die mir nach dem Leben trachten ſollten; daß er Befehl gegeben hat, mich nebſt allen meinen Angehörigen zu ermorden, ſobald ſein Onkel ſterben würde.

de. Allein ich würde durch die Beweiſe dieſer Verrätherey, ſo häßlich und ſchröcklich ſie auch ſind, den Abſcheu nicht vermehren, womit ihr ohnedieß ſchon gegen dieſe Ungeheuer erfüllt ſeyd. Ich leſe in euren Augen den edlen Eifer, den gerechte Rachbegierde einflößte; ich bemerke, daß ihr ungeduldiger ſeyd, als ich ſelbſt, euren Zorn ausbrechen zu laſſen, eure Güter, eure Ruhe und die Ehre eurer Familien in Sicherheit zu ſetzen. Wohlan denn, liebſten Mitbürger, laßt uns den Ruhm unſerer Republik, die Freiheit unſeres Vaterlandes retten, und an dem heutigen Tage der ganzen Welt zeigen, daß ſich in dieſer Republik noch redliche Männer finden, welche Tyrannen zu ſtürzen wiſſen.

Einige der Anweſenden ſtunden wie verſteinert vor Schrecken, andere lobten das Unternehmen des kühnen Grafen, und verſprachen, ihn aus allen Kräften zu unterſtützen. In der ganzen Verſammlung befanden ſich nur zween, die inſtändigſt baten, ſie zu verſchonen. Sie ſtellten vor, daß ihre Lebensart ſie beſtändig von dem Gebrauch der Waffen entfernt hätte, und daß ſie folglich bei der vorhabenden Unternehmung mehr hinderlich als nützlich ſeyn würden. Sie zeigten ſo viel Furcht und Erſchrockenheit, daß Fiesko ihre Unthätigkeit genehmigte, allein mit der Bedingung, daß ſie in einem Zimmer ſeines Pallaſtes eingeſchloſſen werden ſollten. Man trug darauf eine leichte Mahlzeit auf, welche die Verſchwornen ſtehend verzehrten. Viele konnten nicht eſſen, weil ihnen die Beſtürzung allen Appetit genommen hatte.

Fiesko entfernte ſich auf einen Augenblick, und gieng zu ſeiner Gemahlinn, die von allem, was vorgieng, nichts wußte. Sie war aus einem alten edlen Geſchlechte, jung und ſchön, und liebte ihren Gemahl zärtlich, von dem ſie auch nicht weniger geliebt

wur-

wurde. Er hatte ihr bis dahin ein Geheimniß aus ſeiner Verſchwörung gemacht, und deswegen ſeinen ehemaligen Lehrer Panſa, den er ſehr liebte, holen laſſen, um ihr dieſen Abend Geſellſchaft zu leiſten, damit ſie in ihren von den Eingangsthoren entlegenen Zimmern keine Gelegenheit haben ſollte, die Bewegungen im Pallaſte zu bemerken. Der Tumult aber war zu groß, als daß er der Dame entgehen konnte, die ſogleich eine gefährliche Unternehmung fürchtete, und für das Leben ihres Gemahls zitterte. Fiesko fand ſie ganz betäubt, und neben ihr den getreuen Panſa, der ſie aufmunterte; er näherte ſich ihnen mit vieler Unruhe, die er nicht mehr verbarg oder verbergen konnte, und erklärte beiden mit wenigen Worten ſein Vorhaben. Seine Gemahlinn kam darüber ganz auſſer ſich; ſie rang die Hände, warf ſich zu den Füſſen ihres Gemahls, und beſchwor ihn, in Thränen zerfließend, bei allem was heilig wäre, einen ſo gefährlichen Entwurf aufzugeben. „Beſter Fiesko, rief ſie, mein einziges Glück beſteht nur darinn, dich zu beſitzen, und dieſes Kind, die Frucht unſerer Zärtlichkeit, zu erziehen; mich reitzen weder Größe noch Reichthum; eheliche, mütterliche Liebe erfüllen mein ganzes Herz: und das Deinige hat noch Raum für den Ehrgeitz? Möchte dieſe ſchröckliche Nacht die letzte meines Lebens seyn!“ Auch der rechtſchaffene Panſa bat den Grafen auf's dringendſte, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Allein Bitten und Vorſtellungen vermochten nichts über den Mann, der ſich zum Blutvergießen gerüſtet hatte. Nachdem er ſich vergeblich bemüht hatte, die Troſtloſen zu beruhigen, entriß er ſich den Armen ſeiner Gemahlinn mit den Worten: „Liebes Weib, es iſt nicht mehr Zeit. In einer Stunde bin ich entweder nicht mehr, oder du ſiehſt alles, was in Genua iſt, zu deinen Füßen.“

Die

Die Gräfinn fiel ohnmächtig auf den Boden, man trug ſie auf ihr Bette, Fiesko aber eilte zu den Verſchwornen, um die letzten Verabredungen zu treffen.

6.

Glücklicher Anfang und tragiſches Ende der Rebellion. Beſtrafung der Verbrecher.

Es war eine ſchöne, mondhelle Nacht. Alles ſchlief, und Todtenſtille war in den Häuſern, als auf einmal ein Kanonenſchuß auf Fiesko's Galeeren das Zeichen zum Aufruhr gab. Jetzt entlud ſich mit ſchröcklichem Gebrauſe der fieskiſche Pallaſt der ungeheuren Menſchenmenge. Ein Theil beſetzte das Thor, ein anderer überrumpelte den Hafen und Doria's Galeeren, ein dritter die Hauptplätze und Palläſte der Stadt. Alles hatte den gewünſchten Fortgang und nirgend zeigte ſich ein Hinderniß.

Inzwiſchen wurde Doria's Gemahlinn durch das Geſchrey der Sklaven und Matroſen, die im Hafen waren, aus dem Schlafe geweckt. Sie gieng zu Gianettino, und meldete ihm, daß ſich ein fürchterlicher Lärmen in dem Hafen hören ließe. Es fiel ihm bei, daß Fiesko ihm den Tag zuvor die Urſache davon angezeigt hatte, und er meinte, es ſey nichts weiter, als das Geſchrei und Lärmen der Einſchiffenden, die mit dem Grafen abſegeln wollten. Da aber der Tumult, ſtatt abzunehmen, immer heftiger wurde, ſo hielt er's doch nicht für überflüſſig, ſelbſt hinzugehen, um etwaigen Unordnungen vorzubeugen. Er kleidete ſich ſchnell an, und verließ ſeine Wohnung. In ſeinen Mantel gehüllt, und den Degen in der

Hand, geführt von einem Pagen, der eine Fackel trug, und von einem Bedienten begleitet, eilte er durch die Straßen an das Hafenthor, und befahl, es zu öffnen. Man erkannte ihn an der Stimme, und ließ ihn nur hindurch, um ihn mit unzähligen Stichen niederzuſtoßen.

Der alte Andreas Doria lag noch am Podogra krank zu Bette, und erkundigte ſich gleich nach der Urſache des Lärms und nach Gianettino. Man ſagte ihm, er wäre nach dem Hafen gegangen, und Fiesko habe ſich an der Spitze eines Haufens Verſchworner der Stadt bemächtiget. Man bat ihn, ſich eiligſt zu entfernen, um nicht den Rebellen in die Hände zu fallen. Allein der achtzigjährige Greis wollte durchaus nicht von der Stelle weichen, und ſagte, er wolle lieber von der Hand eines Meuchelmörders ſterben, als den Untergang der Republik erleben. Seine Gemahlinn beſchwur ihn mit Thränen, den Reſt ſeiner Tage zu ſchonen, da er vielleicht ſein Vaterland noch von der bevorſtehenden Tyranney befreien könnte. Ihr Bitten wurde von ſeinen Hausgenoſſen verſtärkt, die ſich ihm zu Füßen warfen und um ſeine Entfernung flehten. Da das Wort Flucht dem Helden ſo ſchändlich klang, ſo ſtellte man ihm vor, es ſey keine Flucht, ſondern ſeine Abreiſe wäre als eine Geſandſchaft zu betrachten, wozu ihm der ſchröckliche Zuſtand von Genua das Creditiv gäbe. Endlich gab der Greis nach. Da er ſich nicht auf den Füßen erhalten konnte, ſo befahl er ein Pferd vorzuführen, ließ ſich darauf ſetzen, und eilte nach einem Dorfe, welches nur fünfzehen italiäniſche Meilen von Genua entfernt war.

Die Verſchwornen breiteten ſich indeſſen durch die Straßen aus, um das Volk in Aufruhr zu bringen. Aus ihrem Munde ertönten unaufhörlich die Worte: **Fiesko und Freiheit!** Die ganze Stadt war in

einer ſchröcklichen Beſtürzung. Der Adel hätte ſich gerne aufs Rathhaus geflüchtet, aber er beſorgte, daß indeſſen die Häuſer geplündert werden möchten. Der kaiſerliche Geſandte wollte die Stadt verlaſſen; man nöthigte ihn aber, ſich aufs Rathhaus zu begeben, wo er einige Senatoren verſammelt fand. Die Kühnſten von ihnen wagten es, von einigen Soldaten begleitet, auf die Straße zu gehen; ſie ſtießen aber auf einige von den Verſchwornen, welche ſie wieder zurücktrieben. Endlich beſchloſſen die verſammelten Senatoren den Weg der Unterhandlung zu verſuchen, und fertigten einige aus ihrem Mittel ab, um zu hören, was die Rebellen verlangten, denn man wußte noch immer den Entzweck dieſes fürchterlichen Auftrittes nicht genau.

Schon eine Weile her vermißte man den Grafen Fiesko, ihn, der das ganze Komplot leitete, und in dem ſich alles koncentrirte. Aber umſonſt war's, daß man ſich überall nach ihm um ſah, und ihn ängſtlich zu ſuchen aufieng. Im Lande der Lebendigen konnte er nicht mehr aufgefunden werden, denn die See hatte ihn verſchlungen. Gleich im Anfange des Tumults hatte er ſich an den Ort begeben, deſſen Beſitz der wichtigſte zum Fortgange der Unternehmung war. Er ſuchte den Hafen in ſeine Gewalt zu bekommen, und drang in das Innere deſſelben mit dem Ausrufe ein: „Es lebe die Freiheit!“ Die Galeerenſklaven, durch dieſes Geſchrei aufgeweckt, wiederholten die Loſung mit gräßlichem Gebrülle und dem Klirren ihrer Ketten. Dieſer Umſtand ließ den Grafen fürchten, daß dieſe Sklaven ſich bemühen würden, ihrer Feſſeln loszuwerden und ſich in Freiheit zu ſetzen, da es denn an Ausſchweifungen nicht fehlen würde. Dieß zu verhindern wollte er ſelbſt die Galeeren beſteigen, um die nöthigen Befehle zu ertheilen;

indem er aber ſeinen Fuß auf ein Brett ſetzte, das vom Ufer zu einer dieſer Galeeren führte, ſchlug es um, und Fiesko fiel ins Meer. Dieß elende Brett entſchied das Schickſal der Republik Genua. Das Waſſer war zwar an dieſem Orte nicht tief, allein der Schlamm war groß, und der Graf ſchwer bewafnet. Er konnte ſich von ſeinen Waffen nicht los machen; niemand war nahe bei ihm, und ſein Geſchrey um Hülfe wurde wegen des gewaltigen Tumults, der die Luft erfüllte, nicht gehört, oder nicht geachtet. Seine Rüſtung, die zur Sicherheit ſeines Lebens dienen ſollte, vertrat hier die Stelle der Mordinſtrumente. Er ſank auf den Grund des Schlammes, und mußte alſo in dem Augenblicke, da das Glück alle ſeine Entwürfe zu krönen ſchien, in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren, elendiglich umkommen.

Niemand war jetzt da, der den rohen Haufen zuſammen hielt, keiner wußte, was er thun ſollte, noch warum er das, was geſchehen war, gethan habe. Die Verwirrung wuchs mit jedem Augenblicke, und da Fiesko nirgend zu erfragen war, ſo zweifelte bald keiner der Verſchwornen an ſeinem Tode. Verrina, der thätigſte Gehülfe des Verſchwundenen, wünſchte die fatale Neuigkeit ſo lange geheim zu halten, bis man den Sieg verfolgt, und einen Vertrag mit dem Senat geſchloſſen hätte; allein die andern Anführer, uneingedenk ihrer Gefahr, waren nicht ſo vorſichtig, daher breitete ſich die fatale Nachricht bald aus.

Da inzwiſchen auch der Senat den Tod des Grafen erfuhr, ſo faßte er wieder Muth, und befahl, daß man die Bürger zuſammen rufen, und zur Vertheidigung der Republik auffodern ſollte. Einige Senatoren waren der Meinung, man müſſe ſogleich über die Rebellen herfallen; andere aber glaubten, es ſey

bes=

beſſer, das Rathhaus nicht zu verlaſſen, und dieſer Rath wurde befolgt. So brach endlich der Tag an, und mit ihm nahm der tumultuariſche Lärmen ein Ende. Die Weiber riefen aus den Fenſtern mit Geſchrei und Klagen ihre Männer, Brüder und Söhne zurück. Der Tod des Fiesko war nun allgemein bekannt, obgleich niemand beſtimmt wußte, wo er hingekommen ſeyn möchte. Das Volk, das aus Liebe zu ihm die Waffen ergriffen hatte, verlor ſich, und gieng nach Hauſe. Zwar ſuchte es des Grafen Bruder, Jernonimo Fiesko, zuſammen zu halten, aber ſeine Vorſtellungen fanden kein Gehör. Er beſaß weder das Zutrauen, noch die Talente und liebenswürdigen Eigenſchaften ſeines Bruders, und da der Senat den Verſchwornen einen Generalpardon anbot, wofern ſie die Waffen niederlegen würden, ſo verlief ſich die ganze Menge, und in Kurzem war die Ruhe wieder hergeſtellt.

Jetzt kam auch der alte Doria unter dem freudigſten Zujauchzen der Menge wieder nach Genua zurück. Der Tod des Gianettino hatte ſein zärtliches Herz tief verwundet, und wahrſcheinlich trug der Schmerz über dieſen Verluſt nicht wenig zu der Strenge bei, mit der er die Verſchwornen verfolgte. Er begab ſich ſogleich den Tag nach ſeiner Rückkehr in den Senat, und ſtellte mit vieler Stärke und Heftigkeit vor, daß man nicht ſchuldig ſey, den mit den Rebellen geſchloſſenen Vertrag zu halten, und daß es der Republik ſehr zum Nachtheil gereichen würde, wenn ein ſolches Verbrechen ungeſtraft bliebe. Der Generalpardon ward demnach widerrufen, und die Familie des Fiesko nebſt den vornehmſten Verſchwornen aus den Staaten von Genua auf ewig verbannt. Die Häuſer und Palläſte des Grafen, als Anführers der Verſchwornen, ſollten dem Erdboden gleich gemacht,

macht, und alle ſeine Güter eingezogen werden. Dem zufolge bemächtigte man ſich aller ſeiner Schlöſſer, das von Montobio allein ausgenommen, aus welchem man zuerſt den Jernonimo Fiesko, der ſich dahin geflüchtet hatte, vertreiben mußte. Dieſes Schloß war ſo feſt und ſo wohl gelegen, daß man aus demſelben der Stadt Genua viel Schaden zufügen konnte. Aus dieſem Grunde ſuchte der Senat den Fiesko dahin zu vermögen, daß er es gutwillig übergeben ſollte. Aber ſelbſt die billigſten Anträge fanden bei ihm kein Gehör, und er verachtete eben ſo die Drohungen als die Vorſtellungen der gewiſſen Gefahr und des unvermeidlichen Untergangs, der die unausbleibliche Folge ſeiner Weigerung ſeyn würde.

Die Republik ſah ſich jetzt in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt, ein Belagerungsheer von zwei tauſend Mann nach Montobio zu ſchicken, welches ſich aber bis in den May verzögerte, weil die üble Witterung den Transport der Artillerie verhinderte. Fiesko hatte ſo viele Soldaten in Sold genommen, als er nur immer zuſammen bringen konnte, und ſich zu einer hartnäckigen Gegenwehr gefaßt gemacht. Allein ſeine Anſtrengungen waren umſonſt, und er ſah ſich endlich nach einer zwei und vierzig tägigen Belagerung genöthigt, mit den vornehmſten Verſchwornen, die bei ihm waren, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Die Soldaten wurden entlaſſen, von den Verſchwornen aber erhielt keiner Pardon. Viele verloren ihr Leben auf dem Blutgerüſte, andere wurden auf die Galeeren geſchmiedet, und Jernonimo, deſſen Schloß der Erde gleich gemacht wurde, ſtarb ebenfalls den Tod der Miſſethäter. Nur ein jüngerer Bruder, Ottoboni Fiesko, der ſich nach Frankreich geflüchtet hatte, entgieng den üblen Folgen dieſes Aufruhrs; dennoch konnte er der Rache des Doria nicht entrinnen,

nen, der dem Namen Fiesko den Untergang geſchwo= ren hatte. Ottoboni war in franzöſiſche Dienſte getre= ten, und wurde acht Jahre hernach von den Spaniern gefangen. Doria, vermöge ſeines Kredits am ſpani= ſchen Hofe, erhielt leicht deſſen Auslieferung. Das Schickſal dieſes Gefangenen hieng alſo von ihm ab, der auch dieſe Gewalt auf eine Art nutzte, die ein Flecken für das Andenken eines ſo berühmten Man= nes iſt. Er ließ ihn in einen Sack nähen und ins Meer werfen.

Der eigentliche Anſtifter der Verſchwörung, der zwei und zwanzig jährige Graf Fiesko, lag einige Ta= ge im Waſſer, bevor man ſeinen Körper fand. Dieß erregte Zweifel wegen ſeines Todes, und das Volk glaubte, daß er noch am Leben ſey, und ſich nach Frankreich begeben hätte, um daſelbſt Hülfe zu ſu= chen. Die Regierung wollte dieß Gerücht nicht wi= derlegen, und verbot daher den Leichnam aus dem Waſſer herauszuziehen. Nachher aber fand es der Senat doch bedenklich, den Körper immer im Schlam= me liegen zu laſſen; er wurde daher nach zwey Mo= naten heimlich herausgezogen und ins Meer geworfen. Seine unglückliche Gemahlinn ward nicht in die Ver= folgung der Fiesko's hineingezogen; ſie heurathete in der Folge den berühmten General Vitellini, Marcheſe von Cetona.

Doria lebte nach dieſer Verſchwörung noch drei= zehn Jahre, und genoß in Genua fortdaurend alle Verehrung, und den vielgeltenden Einfluß, der ſeinen Talenten, Thaten und Tugenden gebührte. Seine große Betrübniß über den Mord ſeines Neffen wur= de einigermaßen durch die verdoppelte Liebe der Genue= ſer gemildert. Er ſorgte für das Beſte der Republik, die er als ſein Werk anſehen konnte, bis an ſein En= de mit eben ſo viel Weisheit als Eifer, und ſtarb,

bezeichnet mit dem ehrwürdigſten aller Namen, der von allen Geſchichtſchreibern gebraucht, und auf ſeinen Denkmälern eingegraben wurde: Der Vater ſeines Landes und der Wiederherſteller deſſen Freiheit.

IX. Volksempörung zu Palermo.

Im Jahr 1772.

Der Prinz von Caſſaro wurde im Jahr ein tauſend ſiebenhundert und ein und ſiebenzig erſter Bürgermeiſter zu Palermo, der Hauptſtadt von Sizilien. Gleich nach dem Antritt ſeiner Würde bewies er ſich als ein wahrer Vater des Volks; er ſuchte die Rechte der Bürgerſchaft zu beſchützen, die Sicherheit, Geſundheit, und den ganzen äußern Wohlſtand der Stadt zu befördern, und die Leiden uud das Elend der Unglücklichen zu vermindern. Am thätigſten zeigte ſich ſeine Klugheit und ſein gutes Herz in der Theurung, die im Jahr ein tauſend ſiebenhundert und zwei und ſiebenzig durch ganz Deutſchland herrſchte; denn die Folgen derſelben erſtreckten ſich ſogar bis Sizilien, das doch von jeher die Kornkammer vom übrigen Italien geweſen iſt. Um daher einer Hungersnoth vorzubeugen, beſchloß der väterlich geſinnte Prinz, eine hinlängliche Menge Getreide anzukaufen, und bat in dieſer Abſicht den Vicekönig, Marquis von Foliani, der Stadtkämmerey aus den eingezogenen Gütern der Jeſuiten ein Kapital vorzuſchießen. Allein dieſer weigerte ſich, das Geld herzugeben, mit dem

Bedeu:

Bedeuten, er dürfe dieß ohne Erlaubniß des Königs nicht thun. Allein er wolle ſich ſchriftlich an denſelben wenden, und er hoffe die Erlaubniß in Kurzem zu erhalten.

Da der edle Bürgermeiſter mit Recht beſorgte, daß vor der Ankunft einer königlichen Reſolution der Kornmangel ſich vergrößern würde, ſo lieh er das nöthige Kapital auf ſeinen eigenen Namen, kaufte das nöthige Getreide, und ſetzte ſich der Gefahr eines mannigfaltigen Verluſtes aus, der bei einer ſchnell eintretenden wohlfeilern Zeit ihn treffen mußte. Sein väterliches Herz ſah jedoch nicht ſowohl in die Zukunft, als vielmehr auf den gegenwärtigen Mangel ſeiner Bürger, und er verkaufte ihnen das Getreide zu dem Einkaufspreiſe.

Hatte man dem edlen Patrioten vorher das Herz geſchenkt, ſo boten ihm jetzt die Einwohner von Palermo jeden Blutstropfen an. Indem nun der Prinz noch immer ſeine gütigen Hände dem Volke öffnete, ward er plötzlich krank. Er litt nemlich an Seitenſchmerzen ſo gewaltig, daß die Aerzte meinten, nur eine ſchnelle Operation könne ihn retten. Der Wundarzt des Vicekönigs wurde demnach vorgeſchlagen, die Operation zu verrichten. Dieſer Mann war ſehr geſchickt, und jeder Kenner bewunderte die Kunſt, mit der er verfuhr. Allein der Patient war zu alt, der Schnitt zu groß, und ſein Tod alſo unvermeidlich. Als das Volk Nachricht von der Gefahr erhielt, eilte es in alle Kirchen, holte die daſelbſt befindlichen heiligen Bilder, Gemählde und Reliquien heraus, und ſetzte ſie der Reihe nach in das Haus ihres geliebten Patienten. Der vereinigten Fürbitten ſo vieler Heiligen, meinten ſie, werde gewiß dem Kranken zur Geneſung verhelfen. Als ſich keine Hülfe zeigte, gieng die ganze Bürgerſchaft, in Sackleinwand

wand gehüllt, mit bloßen Füßen, und mit Aſche auf ihren Häuptern auf den Berg Pellegrino, zum Bildniß der heiligen Roſalia. Ein tauſendfaches Geſchrei ertönte rings um ihre Bildſäule her, und alle möglichen an die Heilige gerichteten Gebete wurden ſiebenmal wiederholt. Allein beim Herabſteigen von dem Berge erfuhren dieſe Andächtigen, daß der Patient geſtorben ſey. Nun gieng die Andacht dieſer Beter in die fürchterlichſte Raſerey über; ein aufrühreriſches Gebrüll folgte auf fromme Seufzer, und alles lief wüthend zur Wache am Pallaſt des Vicekönigs. Hier riſſen die Raſenden die Gewehre weg, ſteckten ein Brod aufs Bajonet, und riefen: „Unſer Vater iſt todt, wir werden nichts wieder von dieſem guten Brodte bekommen!“ Die Wuth machte ſie ſo blind, daß ſie zu glauben anfiengen, der Vicekönig habe ihren theuren Caſſaro durch ſeinen Wundarzt ermordet, und ſey nun Willens, bei dem fortdaurenden Brodmangel die Bürger verhungern zu laſſen. Dieſe Meinung ward bald allgemein geglaubt. Die Empörer erbrachen die Gefängniſſe, befreiten die Miſſethäter, und ſetzten darauf die Gefängniſſe in Brand. Auch die Palläſte einiger Edelleute wurden angezündet, und Unordnung, Verwirrung und Aufruhr herrſchten allgemein. Unter manchen albernen Streichen, die der Pöbel begieng, ſetzte man auch einen Kerl auf eine Kanone, mit dem Bildniß des Königs vor ihm. Ein anderer Mann ſchwang eine brennende Fackel, die er dann und wann auf's Zündloch hielt, und ſo zog der Pöbel durch alle Straßen, und rief unaufhörlich: „Der König mag leben, aber ſein Statthalter ſoll ſterben!“

Der Erzbiſchoff von Palermo und einige andere Herren daſelbſt gaben ſich die größte Mühe, das verblendete Volk zu beſänftigen; allein ſo wenig man einen

nen reiſſenden Strom hemmen kann, eben ſo wenig konnte man die Wuth dieſes aufgebrachten Pöbels dämpfen. Man ſchrie unaufhörlich, daß der Vicekönig erſt entfernt werden müßte, dann wolle man von einem Vergleich ſprechen. Der Vicekönig hielt es alſo der Klugheit gemäß, ſich aus ſeinem Pallaſt hinwegzubegeben. Allein einige vom Volke entdeckten ihn, und jagten ihn unter tauſend Schimpfwörtern durch die Scheiterhaufen hindurch, in welchen man die Möbeln und Güter ſeiner Freunde verbrannte. Zum Glück erreichte er den Hafen, wo er eine Kohlenbarke fand. Er ſetzte ſich ohne Lebensmittel und Kleider darauf, und flüchtete nach Cefalu.

Dieſer Sieg gab dem Pöbel nur noch mehr Trotz, und die Wuth deſſelben überſtieg nun alle Grenzen. Das Eigenthum der Reichen wurde geraubt und verbrannt; man nahm alle Eßwaren, wo man ſie fand, und verzehrte ſie, ohne ſie zu bezahlen. Jeder Nichtswürdige, der ſich auf körperliche Stärke verlaſſen konnte, that, was ihm gutdünkte. Gleich einer allgemeinen Fluth, die alles einreißt, alles vernichtet, alles fortſchwemmt, drohte auch dieſer Aufruhr des zügelloſen Pöbels allgemeine Verwüſtung; ja einige der Rädelsführer hatten ſchon einen Plan entworfen, nach welchem ſie den Adel und die königlichen Bedienten ermorden, und die Aemter und Würden unter ſich theilen wollten. Zum Vicekönig ward ein Stadtknecht, zum Bürgermeiſter ein Barbier, und zum Juſtizhauptmann ein Schuſter auserſehen worden.

Jetzt war es die höchſte Zeit, den Brand in den Köpfen dieſes zügelloſen Geſindels zu löſchen. Die Kaufmannsgilde, die gar keinen Antheil an dieſem Aufruhr genommen, und die faſt noch mehr, als jeder andere Bürger, die ſchröcklichen Folgen dieſer Rebellion zu erwarten hatte, war ſo glücklich, ſich

der

der Anführer der Rebellen zu bemächtigen, und ſie in die Hände der Obrigkeit zu bringen. Dieſe ließ ſie auf der Stelle erdroſſeln, und ihre Köpfe zum Schrecken der Mitverſchwornen auf Stangen ſtecken. Eine große Menge anderer Aufrührer wurden heimlich von Palermo entfernt, einige Regimenter Truppen in die Stadt gelegt; es wurde ein neuer Vicekönig geſetzt, und nun war die Regierung wieder im ruhigen Beſitz ihrer Macht.

X. Revolution in Schweden.

Im Jahr 1772.

1.

Schwedens politiſche Verfaſſung und innerliche Zerrüttung nach dem Tode Karls des Zwölften.

Schweden gerieth durch die unſelige Kriegsluſt ſeines unruhigen Königes Karls des Zwölften in einen Zuſtand der äußerſten Erſchöpfung. Nie ſteckte dieſer ſtarrſinnige Krieger das Schwerdt in die Scheide; nie gönnte er ſeinem geplagten Lande einige Erholung. Die Künſte des Friedens waren es nicht, durch die er groß zu werden trachtete; der Krieg allein war das Element, in dem er verweilte. Ungemach und Verluſt vermochten nicht ſeinen Trotz zu beugen, denn er wollte entweder Alles gewinnen oder Alles verlieren.

Das

Daher fuhr er ſelbſt in den verzweifeltſten Umſtänden fort, die letzten Kräfte Schwedens aufzubieten, bis endlich die Hand eines Meuchelmörders den Lebensfaden dieſes einzigen Menſchen in den Laufgräben von Friedrichshall durch einen Piſtolenſchuß (1718) gewaltſam zerrieß.

Ein Gemählde von dem Zuſtande, worinn er das Reich hinterließ, hat wenig Licht, aber viel Schatten. Das an Geld und Menſchen ohnehin nicht reiche Schweden lag unter den Trophäen ſeines Alexanders beinahe erdrückt. Alles Gold- und Silbergeld war verſchwunden; an deſſen ſtatt ſah man kleine Kupfermünzen, ihrem innern Werthe nach etwa zwei Pfenninge, mit den Bildniſſen der Gottheiten des alten Griechenlands geſtempelt die einen Thaler Silbermünze galten. Von dieſen Thalern, denen nur die Allgewalt Karls Kredit und Kurs erzwang, waren nach ſeinem Tode ſieben und dreiſſig Millionen im Umlauf. Noch erſchöpfender, als dieſer Verluſt, waren für ein Reich, das nicht über drittehalb Millionen Einwohner enthielt, mehr als hundert tauſend ſtreitbare Männer, die Blüthe des Landes, die ein unaufhörlicher Krieg von achtzehen Jahren verzehrt hatte. In den meiſten Provinzen wurde der Pflug nur noch von Greiſen, von Weibern und Kindern geführt; viele Felder blieben ganz ungebaut liegen; alle Gewerbſamkeit, aller Handel war gehemmt, nur Krieg ſchien Schwedens natürlicher Zuſtand geworden zu ſeyn. In jedem Zweige der Staatsverwaltung herrſchte nothgedrungen eiſerner Zwang; jede Hülfsquelle war erſchöpft, und nach dem Ausdrucke der Reichsſtände in einem Berufungsſchreiben blieb dem Königreiche nichts übrig, als — die Barmherzigkeit und Allmacht Gottes. Um dieſer aber den Zugang zu eröffnen, glaubte man die Allmacht des Regenten

vor-

vorher zerſtören zu müſſen. Man ſah die königliche Würde als ein wildes und gefährliches Thier an. Man konnte und wollte es zwar nicht tödten, aber es ſollte in ſolche Feſſeln gelegt werden, daß es nie wieder um ſich reiſſen und Schaden und Unglück anrichten könnte.

In ganz Schweden regte ſich nunmehr der lebhafteſte Geiſt der Freiheit. Lange genug hatte die Nation Zeit gehabt, über das Joch zu weinen, von dem man wund gedrückt worden war. Karls Heldentugenden wurden zwar noch im Grabe verehrt, aber die Patrioten freuten ſich, daß er unvermählt und ohne Erben geſtorben war, denn nun konnte man um ſo leichter die Souverainität, oder wie man's lieber nannte, den Deſpotiſmus, abſchaffen. Die Reichsſtände wählten Karls jüngere Schweſter Ulrike Eleonore, die mit dem Erbprinzen Friedrich von Heſſen-Caſſel vermählt war, zur Königinn, um unter einer weiblichen Regierung ſich nicht nur zu erholen, ſondern auch auf Koſten der königlichen Gewalt zu erheben.

Es iſt, als ob die Menſchen niemals die goldene Mittelſtraße finden könnten. So wie vorher der König deſpotiſirt hatte, ſo jezt die Reichsräthe, vorher königliche Räthe genannt. Sie entwarfen eine Konſtitution, worinn man den Namen Monarchie lediglich noch als eine antike Verzierung beibehielt, aber alle Macht des Monarchen unter einer demokratiſchen Auſſenſeite, im Grunde unter dem verhaßteſten Ariſtokratiſmus gefangen nahm. Nach dieſer Regierungsform ſollte die höchſte Macht (Souverainität) ganz bei den Reichsſtänden ſeyn, die aus vier Ordnungen, dem Adel, der Geiſtlichkeit, den Bürgern und Bauern beſtehen. Dieſen Reichsſtänden, auf Reichstagen verſammelt, ſollten allein die etwa nöthigen

Ver-

Verbeſſerungen und Auslegungen der neuen Regierungsform, die etwa gut findende nähere Einſchränkung der Königsgewalt, die ganze Geſetzgebung, Beſtimmung der Auflagen, Anordnung des Münzfußes, das Recht Krieg zu führen ꝛc. zukommen; von ihnen ſollten die Erzieher der königlichen Kinder ernannt und nach ihrem Gutfinden entweder beibehalten oder mit andern vertauſcht werden; ohne ihre Einwilligung ſollte der König nicht über die Grenzen des Reichs verreiſen dürfen. Alle drei Jahre ſollte Reichstag gehalten werden, und die Stände, wenn ſie nicht zuſammen berufen würden, ſich von ſelbſt dazu verſammeln. Die vollziehende Gewalt ſollte der König haben; jedoch nicht anders, als in und neben dem Reichsrathe, der aus ſechzehn Perſonen, gebohrnen Schweden von Adel, beſtehen, den König auch unbefragt, was des Reichs Recht ſey, erinnern, von ihm und allen Gerichtshöfen unabhängig, nur den Reichsſtänden unterworfen ſeyn, und nur dieſen von ſeinen Verrichtungen auf dem Reichstage Rechenſchaft ablegen ſollte. In dem Reichsrathe ſollte der König zwei Stimmen, und, im Falle gleicher Stimmen, das gewöhnliche Recht eines Präſidenten haben, überall aber das Reich nicht ohne, vielweniger gegen der Reichsräthe Gutfinden regieren. Was im Reichsrathe durch Stimmenmehrheit beſchloſſen worden, ſollte der König unterſchreiben, widrigenfalls der Reichsrath befugt ſeyn, den in einen Stempel geſchnittenen Namen des Königs auf die Rathsſchlüſſe abzudrucken, welches mit des Königs eigenhändiger Unterſchrift gleiche Kraft haben ſollte. Damit übrigens dieſer Diener des Reichstages, und Präſident des Reichsraths, genannt König, wenigſtens in den unbedenklichen Spielwerken des äußern Pomps, etwas ähnliches mit den übrigen Königen in Europa haben möchte, ſo ertheilte man ihm als Rechte,

die ihm allein zukommen ſollten, die perſönliche Majeſtät, freies Recht über ſeinen Hofſtaat und Hofbediente, das Recht, bei ſeiner Krönung Edelleute, Freiherren und Grafen, ſo wie Ritter und Kommandeurs der königlichen Orden zu ernennen. Am Schluſſe dieſer neuen Regierungsform ward noch die fürchterliche Verdammung angehängt, daß jeder als Hochverräther geſtraft werden ſollte, der es wagen würde, etwas dagegen zu entwerfen oder zu unternehmen, oder auch nur zu verſchweigen.

So ward Schweden raſch aus einer Monarchie in eine republikaniſche Ariſtokratie verwandelt. Der König war nichts weiter als eine Staatspuppe, die ganze Gewalt befand ſich in den Händen der Reichsſtände, oder wenn dieſe nicht verſammelt waren, herrſchte der Reichsrath. Die Glieder deſſelben beſeelte aber keineswegs ein patriotiſcher Geiſt, dem des Vaterlandes Wohl am Herzen gelegen wäre, ſondern niedriger Eigennutz, Kabalen und Partheyſucht. Das Reich ward ein Spielball dieſer Partheyen, die ſich unaufhörlich mit Wuth entgegen arbeiteten, und die ihre Macht nur auf Koſten der Bürger, immer zum Nachtheil des Staats zu erweitern ſuchten. Daher blieb das Reich immer in ſeiner Ohnmacht und Kraftloſigkeit, weil nie ein gegenſeitiges ſicheres Vertrauen der Unterthanen ſtatt fand, und auch durchaus nicht ſtatt finden konnte. Hierzu kam, daß auswärtige Mächte dieſen Umſtand bald bemerkten, ſich die Zwietracht zu nutze machten, die Uneinigkeit beſtändig unterhielten, und dem Reiche jede Art von Selbſtſtändigkeit nahmen. So ward Schweden eine Maſchine, die abwechſelnd bald durch franzöſiſche und engliſche, bald durch ruſſiſche Triebräder in Bewegung geſetzt wurde. Man vergaß und unterdrückte bei dieſem paſſiven politiſchen Mechanismus den Reſt eigener Kraft, und wurde, indem

dem man ſich vor dem Deſpotiſmus des Thrones fürchtete, zum Vaſallen der Politik der Kabinetter in Verſailles, London und St. Petersburg.

Die beiden Partheyen, welche wetteifernd nicht des Staates Wohlſeyn und Aufblühen, ſondern ihre perſönliche Größe und Bereicherung im Auge hatten, ſind unter dem Namen der **Mützen** und **Hüthe** bekannt — eine Benennung, die in der Geſchichte eben ſo bedeutend geworden iſt, als es im Mittelalter die Welfen und Gibellingen, und zur Zeit der franzöſiſchen Staatsumwälzung Ariſtokraten und Demokraten waren. Der Name hat folgenden Urſprung.

Als Karl der Zwölfte, der ſeine Heldenlaufbahn ſo glänzend betrat, ſich in der Folge in Labyrinthe verwickelte, die ſeinem Reiche immer tiefere Wunden ſchlugen, da ſeufzten alle Patrioten über das Unglück des Vaterlandes, und tadelten zum Theil laut die verkehrten Schritte des Monarchen. Allein Karl, der es bemerkte, verſicherte ſich derjenigen Perſonen, deren Anhänglichkeit an ihn entſchieden war, und ließ den andern gerne das Vergnügen, ihn und ſeine Schritte zu tadeln. Er war ſeiner Nation überdieß von einer zu furchtbaren Seite bekannt, als daß er hätte beſorgen dürfen, der Unwille der Mißvergnügten könnte einen ſchädlichen Ausbruch nehmen. Man zitterte bei den Befehlen des Deſpoten, und niemand wagte es, ſich ihnen mit Entſchloſſenheit entgegen zu ſetzen. Allein nach Karls Tode änderten ſich die Sachen. Der Nation fiel auf einmal die Decke von den Augen. Die Anzahl der Mißvergnügten wurde jetzt die größte und ſiegende. Aber ihre Gegenparthey, die Royaliſten, wurden doch nie gänzlich ausgerottet. Wer Sitz im Reichsrathe oder auf dem Reichstage hatte, mußte nachdem eine von dieſen beiden Partheyen ergreifen, die von nun an immer um die Herrſchaft

und den größern Einfluß ſtritten, und von denen bald die eine, bald wieder die andere gewann, doch ſo, daß die herrſchende Parthey immer antiroyaliſtiſch geſonnen war. Die königliche Parthey hieß die Mützen. Die Veranlaſſung zu dieſer ſonderbaren Benennung gab der Unwille Karls des Zwölften über einen Royaliſten, der auf einem Reichstage ſeine Vortheile nicht gehörig wahrgenommen hatte, und den er in ſeinem Aerger darüber eine Schlafmütze nannte. Dieſer Vorfall wurde ruchbar. Die Gegenparthey trug dieſen Spottnamen auf alle Anhänger der königlichen Parthey über, und legte ſich die ehrenvollere Benennung der Hüthe bei. Es gab außer dieſen herrſchenden noch eine dritte Parthey, die der Gemäßigten, die ſich offenbar für keine Parthey erklärten, ſondern ſich durch die Umſtände beſtimmen ließen. Dieſe zwei Partheyen kabalirten, haßten und verfolgten ſich bald im öffentlichen Kampfe, bald im geheimen Intrikenſpiele beſtändig aufs bitterſte. Nichts glich inſonderheit den Kniffen, wodurch bei Ertheilung der Staatsämter, jede Parthey die andere zu ſchwächen und dagegen ſich zur herrſchenden zu machen ſuchte.

Der ſchwediſche Adel iſt größtentheils arm, und ſelbſt die erſte Klaſſe deſſelben hatte damals ſeinen Unterhalt hauptſächlich nur von dem Ertrage ſeiner Stellen und Bedienungen. Er war daher genöthigt, ſich jede Gelegenheit, wo ein Gewinn zu machen war, zu Nutzen zu machen. Hievon waren ſelbſt die Reichsräthe nicht ausgenommen. Sie durften, waren ſie einmal abgeſetzt, keine andere niedrigere Bedienung wieder annehmen, und mußten daher auf jeden Fall immer bei Zeiten die Umſtände benutzen. Nach der Verfaſſung hatten nur die Häupter einer Familie auf dem Ritterhauſe Sitz, weil ihr Stand zu zahlreich war, als daß er ſich ganz auf einmal hätte verſammeln können.

nen. Dieſe Häupter hatten aber vor den übrigen Zweigen der Familie in Abſicht des Vermögens keinen Vorzug, indem die Güter zu gleichen Theilen vererbten. Eine beträchtliche Anzahl von Edelleuten konnte daher blos aus Armuth von ſeinem Rechte, den Reichstagen beizuwohnen, keinen Gebrauch machen, weil er die Koſten, die der Aufenthalt am Reichstagsorte erfoderte, nicht beſtreiten konnte. Sie wollten ihr Recht indeß nicht ganz unbenutzt laſſen, und indem ſie ſelbſt nicht erſcheinen konnten, ſo hatten ſie die Freiheit, ihre Befugniß einer andern Perſon ihres Standes zu überlaſſen, die ganz ihre Stelle vertrat und für ſie handelte und ſtimmte. Eine Perſon, die eine ſolche Vollmacht hatte, wurde in aller Abſicht als Mitglied der Reichsverſammlung angeſehen, und ſie war ihrem Principal durchaus keine Rechenſchaft ſchuldig.

Bei dieſer Armuth des ſchwediſchen Adels darf man ſich nicht wundern, wenn viele ſich verleiten ließen, dieſe Vollmachten um Geld wegzugeben. Die beiden Partheyen rannten nun bei ſolchen und andern Mitgliedern, die etwa wegen Alter oder Gemächlichkeit nicht zum Reichstage wollten, um die Wette an, und ſuchten die ledigen Vollmachten. Auf dieſe Art wurden dieſe wirklich eine Art von Waare, die an den Meiſtbietenden verkauft wurde, und mit der man ſogar vielfältig ſchändliche Betrügereyen trieb. Man verkaufte nemlich ein und dieſelbe Vollmacht oft an verſchiedene Agenten der entgegengeſetzten Partheyen, und die Käufer hatten Urſache behutſam zu ſeyn. Auch beim Bürgerſtande konnte man ſich ebenfalls die Wahlſtimmen erkaufen, und der Bauernſtand vergaß gleichfalls nicht, die Venalität der Stimmen zu benutzen. Ein Bauer, Namens Olof Hökanſſon, der achtmal Redner ſeines Standes geweſen war hin-

terließ ſeinem Sohne ein Vermögen von ſechsmal hundert tauſend Reichsthaler Silbermünze, das er ſich faſt einzig und allein durch die Benutzung der einheimiſchen und fremden Beſtechung erworben hatte.

Die Reichstage waren vorzüglich der Schauplatz der Partheywuth, und ſtat an die zweckmäßigſten Mittel zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu denken, war die ganze Aufmerkſamkeit der einen Parthey darauf gerichtet, ſich eine Mehrheit der Stimmen zu verſchaffen, wodurch ſie ſich vor der Gewaltthätigkeit und Macht der andern ſchützen konnte; nicht ſelten wurde Blut vergoſſen. So wie eine Parthey etwas heilſames in Vorſchlag brachte, widerſetzte ſich die andere der Ausführung mit ihrer ganzen Macht, aus Furcht, daß jene ſonſt in der öffentlichen Meinung der Nation über ſie gewinnen möchte. Nur Ein Fall war, wo die eine Parthey ſich den Maßregeln der andern nur ſchwach und zum Scheine widerſetzte: wenn dieſe Maaßregeln ſchlecht gewählt waren; denn ſo durfte ſie hoffen, daß die Nation über den ſchlechten Erfolg zürnen, und ihre Gegenparthie für den nächſten Reichstag von ihrem Uebergewichte herabſinken würde. Zwar die Kraft und das Geheimniß der beiden Partheyen lag in den Häuptern; aber die Wuth war unter allen Anhängern. Wenn die Sache noch ſo gut und einleuchtend war, ſo wurde ſie dennoch beſtritten, weil man deren Urheber haßte. War ein Reichstag zu Ende, ſo kabalirte man ſchon wieder auf den folgenden. Die Beſtechung, die ſich ohne Scheu in der Hauptſtadt übte, hatte ſich auch über die Provinzen verbreitet. Das Beiſpiel ſo vieler Abgeordneten, die ſich auf den Reichstagen bereichert hatten, war zu anlockend, um nicht auch andere zu verführen. Nirgends mehr war Gemeingeiſt fürs Vaterland, noch jemand, der ihn lenkte. Jede Ausſicht auf neuen

Ge-

Gewinn hielt das Rad der Geſchäfte mitten in ſeinem Laufe auf, und man fand Leute in Menge, die jeden Augenblick ihre Meinung änderten, weil ſie ſtets dem Meiſtbietenden feil war. Geldgeiz und Ehrgeitz hatten ſich bis in's Innerſte der Familien eingedrungen, und darinn oft tödlichen Haß entzündet. Oft waren Vater und Sohn, Brüder und Ehegatten von verſchiedenem Intereſſe. Ohne zu erröthen ſetzte ſich einer oft auf den Platz hin, wovon er ſeinen nächſten Blutsfreund verdrängt hatte. Dieſer letztere verſchloß ſeinen Grimm, und behielt ſich die Wiedervergeltung auf den nächſten Reichstag vor; mittlerweile beſuchte man ſich, umarmte einander, ſo oft man ſich ſah, und der ſonſt edelſtolze Volkscharakter der Schweden ſank in's Kleinliche und Schmutzige herab.

2.

Herabwürdigung der königlichen Gewalt und vergebliche Revolution zu ihrer Erhöhung.

So lange Schweden das Joch dieſer Tyrannen trug, die einander wechſelsweiſe zu unterdrücken trachteten, ward alles verſäumt, was die Wunden des Staats hätte heilen können. Eine verkehrte Maaßregel verdrängte die andere, und die Patrioten ſeufzten im Stillen über das allgemeine Verderben. Die Königinn haßte die Regierungsgeſchäfte, und ihr Gemahl, der ein Jahr nach ihrer Erhebung auf den Thron, den königlichen Titel bekam, vermochte nicht, der Partheywuth Grenzen zu ſetzen, oder ſich einen Einfluß zu verſchaffen. Die engen Schranken ſeiner königlichen Gewalt und ſeine politiſche Ohnmacht erzeugten bei

bei ihm endlich einen herrſchenden Widerwillen gegen die öffentlichen Angelegenheiten des Staats, und er lebte mehr für ſein Vergnügen als für Staatsgeſchäfte, auf die er ohnedieß keinen Einfluß hatte. Oft ſcherzte er ſelbſt über die Unbedeutendheit ſeiner Autorität, und führte bei ſolcher Gelegenheit eine Bittſchrift an, die er unter der Adreſſe: á ſon Excellence, Excellence, Excellence, le roi de Suéde erhalten hatte. „Der Narr, ſagte er, hat mich zur dreifachen Excellenz gemacht, und ich bin doch nur eine doppelte, da ich nicht mehr als zwo Stimmen im Reichsrathe habe.“ Ein andermal ſprach er vertraut mit dem Biſchoffe Schwedberg, und dieſer ſagte zu ihm: „Die Nation wundert ſich, Eure Majeſtät ſo ſelten in dem Reichsrathe zu ſehen.“ — „Das iſt nicht zu verwundern, war die Antwort, ich habe da ſo viele Präceptores.“ Einige Jahre vor ſeinem Tode, welcher am ſechsten April des Jahres ein tauſend ſiebenhundert und ein und fünfzig erfolgte, bekam er einen Nachfolger an dem Herzoge Adolph Friedrich von Holſtein-Gottorp, der mütterlicher Seite aus dem Hauſe Waſa abſtammte, und mit einer Schweſter König Friedrichs des Großen von Preußen vermählt war. Er war ein verſtändiger, das Gute erkennender und wollender Fürſt, aber er liebte die Ruhe und eine ſtille, nicht mit Hinderniſſen kämpfende Wirkſamkeit. Es fehlte ſeinem Geiſte an der Energie, die Verhältniſſe zu beherrſchen und Schwierigkeiten zu beſiegen unternimmt, und ſeinem Charakter an der Feſtigkeit und Beharrlichkeit, welche zu der Ausführung ſchwieriger Unternehmungen nicht entbehrt werden kann. So freudenreich, glänzend und vielverſprechend daher ſein Eintrit in Schweden war, ſo verdrüßlich wurde nach einiger Zeit ſeine Lage. Seine ganze Regierung war eine Reihe von Zänkereyen und Mißverſtändniſſen

mit dem übermüthigen Reichsrathe und mit den Ständen. Die Demüthigungen und Bedrückungen, die er ſich gefallen laſſen mußte, überſteigen zum Theil allen Glauben. Alles dieß war indeß eine unvermeidliche Folge der unſeligen Spaltungen und des Factionsgeiſtes, der Schweden zerrüttete, und der unter dieſer Regierung auf das höchſte ſtieg.

Adolph Friedrich hatte bei ſeiner Thronbeſteigung dem Reichstage eine königliche Verſicherung über die Unverleƺbarkeit der beſtehenden Regierungsform ausſtellen und verſprechen müſſen, die Reichsſtände ihres dem Könige gegebenen Eides als entledigt anzuerkennen, wenn er jemals wider dieſe königliche Verſicherung oder ein anderes von den Reichsſtänden gemachtes oder noch zu machendes Geſetz handeln würde.

Solche Geſeƺe kamen bald zum Vorſchein. Es ward verordnet, daß jeder, der dreimal zu einer gewiſſen Stelle auf dem Vorſchlag geweſen, ohne ernannt zu werden, das Recht erhalte, in eine Stelle von der nemlichen Beſchaffenheit ohne Vorſchlag und Erinnerung des Königs einzutreten, wenn eine ſolche erledigt werde. Und um den kleinen Ueberreſt der königlichen Vorrechte auf einmal und völlig zu zernichten, kamen die Stände mit der Bitte ein, „daß dem Senate ein königlicher Stempel übergeben würde, deſſen er ſich ſtat der königlichen Unterſchrift in allen Fällen, wo dieſe nöthig wäre, bedienen, und ſeinen Ausfertigungen dadurch eben die Autorität und volle Kraft geben könnte, als wenn ſie von Sr. Majeſtät eigenhändig unterzeichnet wären. Außer einer etwannigen Krankheit und Unpäßlichkeit des Königs, hieß es, könnte es mehrere Urſachen geben, die den König abhielten, das zu unterzeichnen, was ihm zu dem Ende zugeſchickt würde. Dergleichen Zögerungen dürften

aber

aber oft von nachtheiligen Folgen ſeyn, und daher wäre es nothwendig, daß in allen Sachen, wo das Hauptſiegel des Königs bisher gebräuchlich geweſen, ohne Ausnahme ein ſolcher Stempel des Senats mit des Königs Namen ſubſtituirt würde, ſobald die königliche Unterzeichnung nicht auf das erſte oder zweite Anſuchen des Reichsraths erfolgte.“

Der König erwiederte auf dieſe empörende Foderung: er könne die Beſchlüſſe des Senats nicht eher unterſchreiben, als bis er ſie unterſucht und geprüft hätte. Er ſtützte ſich dabei eben ſo ſehr auf die Heiligkeit ſeiner Pflicht als auf das Recht ſeines Berufs. Aber aus dieſem Geſichtspunkte ſah der Reichsrath dieſe Erklärung nicht an. Man gab ihr im Gegentheil die gehäſſigſte Deutung, und fand in ihr ein ungebührliches Mißtrauen gegen den Senat, und ſelbſt auch die geheime Abſicht, den Reichsrathsbeſchlüſſen ſich durch Mehrheit zu widerſetzen. Der König gab ſeinen Schmerz über eine ſo gehäſſige Auslegung ſeiner Grundſätze rührend zu erkennen, und bat, man möchte ihm doch die Freiheit nicht rauben, ſeine Unterſchrift zu verweigern, wenn er in den Beſchlüſſen des Senats etwas gegen ſeine Ueberzeugung und gegen ſein Gewiſſen fände. Aber aller Bitten und Vorſtellungen ungeachtet mußte er in ſeiner Ohnmacht endlich auch in dieſem Stücke, wo es auf eines ſeiner weſentlichſten Vorrechte ankam, nachgeben, und in den Gebrauch eines ſolchen Stempels willigen. Auf dieſe Art erhielten Verordnungen, die er nicht entwarf, Beſchlüſſe, in die er nicht willigte, ſeine Unterſchrift und volle Kraft. Die auswärtigen Angelegenheiten wurden zwar an ihn gerichtet, allein dieſe Ehre war weiter nichts, als eine leere Formalität. Die eigentliche Majeſtät und ihre Rechte beruhten auf dem Senate; dieſer entſchied, und der König hatte keinen

Willen. „Er war, nach dem Ausdrucke eines neuern Schriftſtellers, die todte Ueberſchrift eines Staatsgebäudes, das für einen König aufgeführt war, in dem aber keiner weniger zu ſagen und anzuordnen hatte, als gerade der König.“

Selbſt in Sachen, die im Grunde nur eine Privatangelegenheit des Königs betrofen, miſchten ſich die übermüthigen Stände und der Reichstag. Als man erfuhr, daß die Königinn einige Juwelen, die ſie bei ihrer Verheurathung von dem Könige erhalten hatte, nach Hamburg geſchickt habe, befahl man eine Reviſion der Kronjuwelen. Ein andermal erhob man es zu einer Klage bei dem Reichsrathe, und ſchrie über Verletzung der Freiheit, als die Königin befehlen ließ, daß nur königliche Kutſchen in dem innern Schloßhofe auffahren ſollten. Der König mußte ſogar die Behauptung anhören, daß die königliche Burg und Garde unter des Reichsraths Oberbefehl ſtehe. Die Beiſpiele, auf die ſich der König berief, wurden verworfen; weil ſie aus den Zeiten einer angemaßten Souverainität abſtammten.

Adolph Friedrich ward Vater von drei Prinzen, aber auch die Freuden, die für ihn aus dieſer reinen Quelle floſſen, wurden ihm verbittert. Man entrieß ihm nemlich die Macht, ſeine Prinzen ſelbſt erziehen, und diejenigen Perſonen wählen zu können, denen er die Bildung ſeiner Kinder anvertrauen wollte. War die Verkümmerung und der Raub dieſes väterlichen Rechts ſchon an und für ſich höchſt kränkend und niederſchlagend für den König, ſo mußte es durch die Art, wie es geſchah, noch mehr werden. Ohne Hehl und Schminke ſagten die Stände in ihrer desfalſigen Vorſtellung: „daß alle Könige, wenn ſie ihren eigenen Neigungen überlaſſen wären, darnach trachteten, ihre Macht zu erweitern, und daß ſie ſchon aus die-

ſer

ſer Urſache Grundſätze und Maximen hätten, die den Abſichten und Wünſchen des Volks gerade entgegen wären. Würde man die Erziehung des Kronprinzen dem Könige überlaſſen, ſo wäre zu erwarten, daß ſich der Ehrgeitz des Vaters auf den Sohn fortpflanzen würde.“ Vergebens berief ſich der König auf die Konſtitution, welche ihm die Ernennung der Erzieher des Kronprinzen offenbar zugeſteht. Der geheime Ausſchuß antwortete auf alle ſeine Einwendungen und Erinnerungen: „Die Stände des Reichs wären Geſetzgeber und Gewalthaber; aber Geſetzgebung und Gewalt würde ohne Wirkung ſeyn, ſobald ein Dritter ihnen Hinderniſſe in den Weg legen könnte. Aus dieſem Grunde hätte ſich der König durch einen feierlichen Eid verpflichtet, mit den Ständen immer Eines Sinnes zu ſeyn, ſo daß er mit ihren Beſchlüſſen entweder zufrieden ſey oder zufrieden ſeyn müſſe.“ Und nach dieſem anmaaßenden Grundſatze, der jeden Begriff von königlicher Würde über den Haufen warf, ernannten die Stände nunmehr nicht bloß den Gouverneur des Kronprinzen, ſondern auch ſelbſt die Perſonen, die ihm zur Aufwartung dienen ſollten. Der König mußte ſich nicht nur dieß gefallen laſſen, ſondern auch zugeben, daß einem der bisherigen Lehrer ſeiner Prinzen, Herrn von Dalin, einige Zeit der Hof verboten wurde. Was die Stände zu dieſem Verlangen bewog, iſt immer ein Geheimniß geblieben, denn nie wurde dem Inſtructor öffentlich etwas zur Laſt gelegt, welches ein ſolches Verfahren hätte rechtfertigen können. Sein einziges Verbrechen war am Ende wohl kein anderes, als daß er das Vertrauen ſeines Herrn und die Liebe ſeines Zöglings beſaß.

Solche Schritte, die ſich die anmaßlichen Gewalthaber erlaubten, hatten die natürliche Folge, daß die königliche Gewalt immer mehr in eine vollendete

Nichtigkeit verſank. Der Staat ſelbſt verlor immer mehr an Kraft und Selbſtſtändigkeit, und das von eigennützigen und habſüchtigen Partheyen zerriſſene Schweden glich dem Bilde eines halb zertrümmerten, von empörten Wellen hin und her geworfenen Schiffes.

Der König, nach ſeinem ſanften und friedliebenden Sinne, ertrug jede Demüthigung und Einſchränkung mit einer ſeltenen Reſignation. Allein die Gewaltthätigkeiten, die man ſich gegen ihn erlaubte, und die Willkühr, mit welcher der Senat und die Stände die Konſtitution und die Geſetze, immer unter dem erborgten Scheine der Freiheit, handhabten, waren zu ausſchweifend, als daß ſie nicht unbefangenen Patrioten hätten die Augen öffnen, und dieſe mit Nachdruck auffodern ſollen, jenem Unfuge ein Ende zu machen. Dieſen kühnen Plan entwarfen im Jahr ein tauſend ſieben hundert und ſechs und fünfzig der Obriſt Graf Brache, der Oberhofmarſchall Baron Horn und der Obriſt der königlichen Leibwache Graf Hardt. Ihre Abſicht war, die Regierungsform wieder auf den Fuß zu bringen, wie ſie in der glänzendſten Periode des Reichs, unter Guſtav Adolph, geweſen war. Um aber das große Vorhaben ohne viel Blutvergießen zu Stande zu bringen, ward beſchloſſen, eine günſtige Gelegenheit abzuwarten, die ſich bei dem ungebührlichen Verfahren und der immer höher ſteigenden Arroganz und Gewaltanmaßung des Senats bald darbieten würde. Zugleich ſollten Emiſſarien in den Provinzen, beſonders im Dahllande, das Volk nicht nur auf eine ſolche Revolution vorbereiten, ſondern es ſelbſt zum erſten Werkzeuge ihrer Ausführung machen. Bei der Liebe, welche die Bauern für ihren König hatten, bedurfte es nur einer einfachen Schilderung ſeiner jetzigen unterdrückten und traurigen Lage, um ſie gegen die

Un-

Unterdrücker in Harniſch zu bringen. Sobald man nun einer ſolchen Stimmung des Volks und eines Aufſtandes der Dahlbauern zum Vortheile des Königs verſichert ſeyn könnte, ſollte der Reichsrath durch die Garden aufgehoben, und durch den Dahlaufruhr der Sturm der Regierungsveränderung von Provinz zu Provinz verbreitet werden.

Dieſer wohlüberdachte Plan ward mit der gröſten Verſchwiegenheit betrieben, als ſich eine Begebenheit ereignete, welche dem ganzen Entwurfe einen höchſt tragiſchen Ausgang gab. Der Baron Horn hatte nicht Geduld genug gehabt, die Vollführung der Revolution zu erwarten. Er ließ durch einige Vertraute, unter denen ſich ſogar ein königlicher Laufer, und drei Unteroffiziere befanden, den Pöbel in Stockholm zum Beſten des Hofes aufhetzen. Nun verſammelte ſich das Volk am fünf und zwanzigſten Junius des Abends ganz unerwartet zu vielen Tauſenden. Die Mißvergnügten wußten ſchon, daß der Graf Brache das Oberhaupt der Parthey ſey, die eine Revolution im Sinne hatte. Sie ſchickten alſo an ihn drey Deputirte, die ihn, da ſie ihn nicht zu Hauſe trafen, bei dem Grafen Hardt aufſuchten, ihn dort fanden, und erklärten, daß ſie um Mitternacht alle bewafnet ſeyn würden, um gewiſſe Herren gefangen zu nehmen, welche den König kränkten und beſchimpften. Hardt und Brache baten die Aufrührer, ruhig zu bleiben, und die Ausführung ihres Projekts auf eine gelegene Zeit zu verſchieben. Aber vergebens. Nach einer Stunde waren eben die Abgeſandten wieder da, und brachten die Nachricht, daß es mit dem Aufſchube ſchon zu ſpat ſey. Alles wäre ſchon in Bewegung, um ſich auf dem Verſammlungsorte zu vereinigen. In dieſer kritiſchen Lage giengen beide Grafen zum Könige, um ihn zu bereden, ſeine Parthie

zu ergreifen, entweder zu ſiegen oder zu ſterben. Allein zu dieſem heroiſchen Schritte hatte der König nicht Entſchloſſenheit genug. Seinen friedlichen Neigungen war ein ſolcher Gewaltſtreich durchaus zuwider. Alle Vorſtellungen, ſelbſt das Bitten und Anerbieten ſeiner Gemahlinn, ſich in dieſem entſcheidenden Augenblicke mit ihm zu Pferde zu ſetzen, und ihn überall zu begleiten, wären vergebens.

Unterdeſſen war das Komplott ſchon entdeckt. Der Verräther war ein Unteroffizier von der Garde. Sogleich verſammelte ſich der Senat. Weil er ſich nicht völlig auf die Garniſon verlaſſen konnte, ſo wurde die Bürgerſchaft zu den Waffen aufgeboten. Drohende Schaaren durchſtrichen nun die Straßen, jagten die Mißvergnügten auseinander, und ſchleppten einen Haufen derſelben in die Gefängniſſe.

Hiemit ward der Aufruhr geſtillt. Einige Häupter der Konſpiration retteten ſich durch die Flucht, aber mehrere andere, und unter dieſen Horn und Brahe, wurden gefänglich eingezogen. Sie mußten ſich zur Verantwortung vor ein ſogenanntes geheimes Tribunal ſtellen, deſſen Mitglieder von den Ständen aus ihren eigenen Mitteln gewählt wurden. Außer den Partheyen durfte niemand den Verhören dieſes Forums beiwohnen, das mit der äußerſten Willkühr verfuhr. Alle Bekenntniſſe der Unglücklichen wurden durch die Tortur erzwungen, die damals in Schweden entſetzlich war. Die Entſchuldigungen der Gefangenen fanden kein Gehör, und nach vier Wochen wurden Brahe, Horn und einige andere enthauptet. Ihr Verbrechen war von ſehr zweifelhafter Beſchaffenheit. Es hatte gar nicht den Anſchein, daß ihr Vorhaben geweſen, den König zu einem unumſchränkten Monarchen zu machen. Sie wollten ihn nur in ſeine geſetzmäßigen Rechte wieder einſetzen. Und da in einer

freien

freien Regierungsverfaſſung jede Uſurpation der Gewalt, ſie ſey von Seiten der Krone oder von den Volkszweigen der Geſetzgebung, der Freiheit gleich gefährlich werden kann, ſo iſt der Widerſtand am Ende in dem einen Falle eben ſo gut zu rechtfertigen, wie in dem andern. Vergebens führte die Stimme der Unpartheilichkeit dieſe gegründete Reflexion zum Vortheile der Unglücklichen an, und vergebens verwendete ſich der König mit ſeiner Gemahlinn bei den harten Richtern, und bat auf die erniedrigendſte Art um eine Milderung des Urtheils. Man gab auf dieſe Bitte eine Antwort, die eben ſo unehrerbietig als verwegen abgefaßt war. Um indeß nicht naher Zeuge von den Martern und der Aufopferung ſeiner Freunde zu ſeyn, gieng der König gleich nach der Entdeckung des unglücklichen Komplotts mit ſeiner Familie nach Drottingholm.

3.

Der Kronprinz Guſtav arbeitet der Herabwürdigung der königlichen Gewalt entgegen.

Einen tiefen Eindruck machten dieſe Proceduren auf den Kronprinzen Guſtav, der am vier und zwanzigſten Januar des Jahres ein tauſend ſieben hundert und ſechs und vierzig gebohren war. Er beſaß nicht den ſanften, duldenden Sinn ſeines königlichen Vaters. Zwar hatten die Stände durch die Wahl ſeiner Erzieher dafür geſorgt, alle herrſchſüchtigen Gedanken aus ſeiner Seele zu verbannen, und ihm Liebe zur beſtehenden Verfaſſung des Vaterlandes einzuflößen. Aber umſonſt! Er empfand tief in ſeiner Seele die Schmach,

die

die ſein Vater erfuhr, und in ſeinem feurigen Gemüthe entwickelten ſich die Kräfte und Beſtrebungen des ungenügſamſten Ehrgeitzes, der Herrſchbegierde und der Eitelkeit. Die Beſchränkung, worinn ſein Vater von der Oligarchie des Reichsraths gehalten wurde, die mannigfaltigen Unannehmlichkeiten, welche für ihn, und ſelbſt auch unverkennbar für ſein Vaterland, daraus entſtanden, widerſprachen den Philoſophemen ſeiner Erzieher zu laut, und griffen zu kräftig in ſeine Phantaſie und Empfindung ein, als daß die ihm vorgepredigten Maximen zu Grundſätzen bei ihm hätten werden können. Seine ſcheinbare Selbſtbeherrſchung gieng in eine Kunſt des Verbergens über. Er lernte immer mehr ſeinen Ehrgeitz und ſeine Herrſchervorſätze und Beſtrebungen hinter ſeinen Aeußerungen und ſeinem Betragen verſtecken, und auf krummen Wegen ſuchen, was man, auf geraden zu erlangen, ihm immer mehr als gefahrvoll und unmöglich darzuſtellen ſuchte; bis er überzeugt wurde, daß auch Gewaltſtreiche, zur rechten Zeit gewagt, gewinnen können, und er nun beide mit einander verband, oder abwechſeln ließ.

Jemehr Guſtav zum Manne reifte, deſto lebhafter wurde bei ihm der Vorſatz, einſt das Joch abzuſchütteln, das ſeinen Vater drückte. Aber mit den Jahren verbarg er auch immer ſorgfältiger, was in ſeiner Seele vorgieng. Aeußerlich ſchien er ganz der zu ſeyn, den ſeine Erzieher aus ihm haben machen wollen. Ein überaus geſchmeidiges Weſen, höchſt gefällige Sitten, und eine Freundlichkeit und Milde, die ſich gegen jedem auf gleiche Weiſe äußerte, und alles, was ſich ihm näherte, zu bezaubern ſchien, verbargen den immer heiſſer erglühenden Ehrgeitz und Thatendrang, hinter dem Scheine des anſpruchloſeſten Charakters. Ritterliche Uebungen, Beſchäftigungen mit

den

den Wiſſenſchaften und Künſten, emſige Betreibung der Redekunſt, als Liebhaberey; die feinern Vergnügungen des geſelligen Lebens, und eine mit Geſchmack vereinigte Prachtliebe ſchienen ſeine Lieblingsneigungen zu ſeyn, und keine andern Vorſtellungen und Beſtrebungen in ihm lebhaft werden zu laſſen. Um ſich die Gunſt des Volks zu erwerben, und die Lage des Reichs und den Zuſtand der Provinzen näher kennen zu lernen, unternahm er im Jahr ein tauſend ſiebenhundert und acht und ſechzig eine Reiſe durch die meiſten Provinzen ſeines Vaterlandes, auf welcher er beide Zwecke auf das geſchickteſte und glücklichſte erreichte. Seine Freundlichkeit und Herablaſſung erwarb ihm überall eine faſt enthuſiaſtiſche Liebe; ja ſchon ſein ächt ſchwediſcher Dialekt, den man ſeit einem halben Jahrhunderte von keinem Könige mehr gehört hatte, war hinreichend, ihn zum Idol des Volks zu machen. Nichts entgieng ſeiner Aufmerkſamkeit, und auf jeden Zweig der Landesadminiſtration richtete er ſeine Aufmerkſamkeit. Die mannigfaltigen Klagen und Beſchwerden, die bei ihm einliefen, brachten ſeine Kenntniß der nachtheiligen Adminiſtration zu der lebhafteſten Anſchauung, und begründeten bei ihm den Entſchluß, ſobald als möglich zur Abhülfe dieſer verderblichen Mängel thätig zu wirken.

Als Guſtav wieder nach Stockholm zurückgekommen war, machte er ſeinen Vater mit den bei ihm eingegangenen Beſchwerden und ſeinen eigenen Beobachtungen über den traurigen Zuſtand des Reichs bekannt, und überzeugte ihn von der Nothwendigkeit ernſtlicher und wirkſamer Maaßregeln. Wie nun der Reichsrath dem Könige eine Akte zum Unterzeichnen zuſchickte, ſo vermochte ihn Guſtav, von den bedeutendſten Mitgliedern der Hofparthie unterſtützt, daß er nicht unterzeichnete, ſondern vielmehr in einem Schreiben auf die Zuſammen-

menberufung eines auſſerordentlichen Reichstages drang, um auf ſelbigem den gerechten Klagen der Nation abzuhelfen. Er würde, fügte er hinzu, wofern der Reichsrath, gegen ſein Erwarten, ſeinen Vorſchlag nicht annähme, einer Regierung entſagen, die ihm bei dem immer tiefern Verſinken des Reichs und unter dem Seufzen ſeiner durch Auflagen beinahe erdrückten Unterthanen länger zu führen unerträglich ſey.

Von Seiten des Reichsraths erfolgte hierauf keine Antwort. Endlich erklärte man, die Gründe für und wider die Zuſammenberufung eines Reichstages bedürften einer genauern Erwägung; man bat zugleich den König, daß er von ſeinem verfaſſungswidrigen Vorſatze abgehen möchte. Allein Adolph Friedrich blieb feſt bei ſeinem Entſchluſſe, welches um ſo mehr Senſation machte, da dieß ein König that, dem man bisher nichts weniger als Entſchloſſenheit und Feſtigkeit zugetraut hatte. Er begab ſich am fünfzehnten December des Jahres ein tauſend ſieben hundert und acht und ſechzig in den Reichsrath, foderte nochmals die Zuſammenberufung der Stände, und da man auch jetzt keine Geneigtheit bezeugte, dieſer Foderung zu entſprechen, ſo erklärte er: daß er, unter ſolchen Umſtänden, ſich unfähig fühle, ſeiner Beſtimmung ein Genüge zu leiſten, und daher die Regierung niederlege. Er verließ darauf die Verſammlung, und begab ſich in ſein Zimmer.

Ueber dieſe unerwartete Aeußerung des Königs betroffen, ſuchte der Reichsrath ihn zur Zurücknahme derſelben zu bewegen. Allein dieſer beharrte nicht nur, ſondern der Kronprinz, die Seele der ganzen Unternehmung, gieng unmittelbar darauf mit gehörigem Gefolge in alle Kollegien der Stadt, machte den Entſchluß ſeines Vaters bekannt, und notificirte zugleich,

 daß

daß künftig nichts mehr unter königlicher Unterſchrift und Stempel ausgefertigt werden dürfte. Er foderte im Kanzleykollegium die Auslieferung dieſes Stempels; man ſchlug dieß Verlangen aber ab, weil der Präſident nicht zugegen ſey. Zugleich wurde überall eine Druckſchrift ausgetheilt, worinn die Gründe angeführt waren, die den König zu dieſem Schritte vermocht hätten. Die Beſtürzung war unter dem Volke allmein. Alle Kollegien, das Militair und die Bürgerſchaft ſchlugen ſich zur Parthey des Königs, ohne den man nicht ſeyn konnte, und nicht ſeyn wollte. Vergebens verſuchte der Senat von neuem, den Regenten von ſeinem Entſchluſſe abzubringen. Als er ſah, daß ſeine Bemühungen fruchtlos waren, wandte er zuletzt noch alle Mittel der Interpretation und Spitzfündigkeit an, um die Schreckbilder des Volks zu verſcheuchen. Er behauptete in dieſer Abſicht, daß es einerley ſey, ob der König die Regierung niedergelegt habe, oder nicht. Es falle dadurch blos Eine Stimme im Reichsrathe weg, welches die Mehrheit der Stimmen nicht aufheben könne. Ueberdem ſey ſeit dem Jahre ein tauſend ſieben hundert und fünf und fünfzig feſtgeſetzt geweſen, den königlichen Stempel zu Senatsbeſchlüſſen zu gebrauchen, wenn der König ſeine Einwilligung verſagte. Alſo auch hierinn mache die Niederlegung der Krone keinen Unterſchied.

Auf dieſe und andere Vorſtellungen antworteten aber alle Kollegien, daß Schweden nach den Grundſätzen eben ſo wenig ohne einen König, als ohne Senat regiert werden könne, und daß alle Geſchäfte daher ſtille ſtehen müßten, bis die Stände zuſammen berufen würden. Dieſe Weigerung, dem Reichsrathe vor der Zuſammenberufung der Stände zu gehorchen, und die Erklärung des Chefs der in Sockholm liegenden

den Regimenter, daß ſie unter den jetzigen Umſtänden für den Gehorſam der Soldaten nicht bürgen könnten, zwangen den Senat endlich, in den verlangten Reichstag zu willigen. Sobald dieß geſchehen war, nahm der König die Regierung wieder an, und das bisherige Interregnum, das nicht volle ſechs Tage dauerte, hatte ein Ende.

Der Reichsrath verlegte, aller Vorſtellungen des Königs ungeachtet, die Reichsverſammlung nach Norköping, einer Stadt in Oſtgothland, die wegen ihrer Entfernung und wegen lokaler Unbequemlichkeit durchaus kein paſſender Ort war. Die Partheywuth trieb hier wieder ihr Unweſen mit aller Ausgelaſſenheit, und weder Rußland noch Frankreich ließen es an Beſtechungen fehlen, um Entſchließungen zu bewirken, wie es ihr Intereſſe heiſchte. Für den König ſchienen die Verhandlungen indeſſen eine günſtige Wendung zu nehmen. Die Reichsräthe wurden darüber zur Rechenſchaft gezogen, daß ſie öffentlich zu behaupten ſich erdreuſtet hätten, das Reich könnte wohl ohne einen König regiert werden. Weil ſie ſich über dieſen und andere Punkte nicht genugſam zu rechtfertigen wußten, ſo wurden ſie ihres Sitzes beraubt, des Zutrauens der Reichsſtände für unwürdig erklärt, und zu den Koſten verdammt, welche die Verlegung des Reichstages nach Norköping verurſacht hatte. In ihre Stellen traten Männer, welche weniger darauf bedacht waren, die königliche Gewalt zu unterdrücken, und alles ließ ſich dazu an, daß eine heilſame Reform bezweckt werden könnte. In allen vier Ständen war die Pluralität jetzt ſo königlich geſinnt, daß die geſtürzte antiroyaliſtiſche Parthey laut ſagte: es wäre nunmehr um die Freiheit der Nation geſchehen. Aber alle dieſe ſchönen Erwartungen des Hofes giengen bald wieder in Trümmern. Es wurden zwar verſchiedene neue

Verordnungen vorgeſchlagen, die eine große, wo nicht gänzliche Veränderung in dem Syſtem der Verfaſſung hervorgebracht haben würden. So z. B. ſollte der König das Recht erhalten, ohne Zuſtimmung des Reichsrathes Bündniſſe zu ſchließen und Krieg anzufangen, ein Vorrecht, welches Frankreich kräftig unterſtützte, indem es auf dieſe Weiſe die ganze ſchwediſche Kriegsmacht leichter zu ſeinem Zwecke erhalten zu können hoffte. Allein nachdem lange über dieſen Punkt, ſo wie über viele andere, anhaltend und ungeſtümm gefochten worden war, ſo ward endlich jede Neuerung in der Verfaſſung für unzweckmäßig erklärt. Alles blieb beim Alten, und der König hatte von der ganzen Gährung und von den großen Auftriten und Vorfällen keinen weitern Vortheil, als daß ihm künftig die Ernennung eines Juſtizkanzlers vorbehalten, und ihm von den Ständen verſprochen wurde, die Bezahlung ſeiner Schulden, die ſich auf zwanzig Tonnen Goldes beliefen, zu übernehmen.

Adolph Friedrich beſaß auch nicht die Eigenſchaften, durch die große Reformen bewirkt, und durchgreifende Veränderungen veranlaßt werden. Sein ſtiller Charakter trug viel dazu bei, daß er nach wie vor ein Spiel der Partheyen blieb. Der Hang zur Ruhe, der ihm von jeher eigen war, verſtärkte ſich überdieß mit ſeinen Jahren. Für häusliche Glückſeligkeit mehr, als für den Thron geſchaffen, wußte ſein Herz nichts von dem Ehrgeitze, der nach Gewalt dürſtet, und ihm fehlte auch der Muth, der jenen zu begleiten pflegte. Sein Lebensende war auch naher, als man dachte, und am zwölften Februar des Jahres ein tauſend ſieben hundert und ein und ſiebenzig verließ er einen Thron, der ihm wenig Freude gebracht hatte, im ein und ſechzigſten Jahre ſeines Alters. Am Morgen ſeines Todestages war er noch friſch

und geſund, und am Abend heiter und vergnügt bei einem Hoffeſte. Um acht Uhr empfand er eine Beklemmung der Bruſt, und entfernte ſich in ein Nebenzimmer. Die Königinn folgte ihm voller Beſtürzung, und ſank ſinnlos nieder, als ihr Gemahl ſagte: er fühle den Tod und wünſche ſeine Kinder zu ſehen. Dieß waren ſeine letzten Worte. Wenige Augenblicke nachher hatte ihn ein Schlagfluß ſchon getödtet.

4.

Guſtav, als König, erwirbt ſich die Liebe des Volks.

Der Thron kam nun an den älteſten Prinzen des Königs, der unter dem Namen Guſtav der Dritte ſich ſo merkwürdig nicht nur in der ſchwediſchen, ſondern überhaupt in der Regentengeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts machte. Er hatte erſt ſeit Kurzem ſein Vaterland verlaſſen, um einige auswärtige Reiche zu beſuchen, und befand ſich gerade in Paris, wo ihn der Hof mit ausgezeichneter Achtung behandelte, als ſein Vater in Stockholm ſtarb. Die Reichsſtände, ohne deren Einwilligung dieſe Reiſe nicht hätte unternommen werden dürfen, hatten ſich nur ungerne entſchloſſen, die Reiſe zu erlauben. Ein Glied des Ritterſtandes hatte ſich nachdrücklich über die Gefährlichkeit derſelben erklärt, weil der Kronprinz, als ein junger Mann von Talenten, unumſchränkte Regierungen würde kennen lernen, und dadurch leicht verſucht werden könnte, eine Anwendung davon auf das ſchwediſche Reich zu machen. Dadurch dürfte dann, hieß es, die Abſicht des jugendlichen Unterrichts vereitelt werden, in welchem

chem ſeine Lehrer ihm, gegen alle Geſchichte, Schwedens Grundgeſetze, als der Souverainität entgegen, vorgeſtellt, und das Glück eines beſchränkten ſchwediſchen Königs mit den lebhafteſten Farben geſchildert hatten.

Es bedurfte aber bei Guſtaven nicht erſt einer Reiſe ins Ausland, um dieſe Lehren zu vernichten, und neue Anſichten zu gewinnen. Er war unterrichtet genug, um die Foderungen leidenſchaftlicher Partheyen von den Gerechtſamen einer Konſtitution zu unterſcheiden, und ſein Ehrgeitz legte es ihm nahe genug, die engen Schranken der Dienſtbarkeit gegen die weitern Umkreiſe der königlichen Herrſchaft zu vertauſchen. Er war daher ſchon ganz entſchloſſen abgereist, einſt eine Veränderung in der Verfaſſung des Reichs zu bewirken, und er wußte ſeinen Aufenthalt am franzöſiſchen Hofe klüglich zu benutzen, um ſich die Ausführung zu erleichtern. Zwar konnte Frankreich bei der bisherigen Verfaſſung Schwedens eines freien Spiels ſeines Einfluſſes gewiß ſeyn, allein es hatte doch bisher öfters geſehen, daß die Ausführung durch die ſchlechte Lenkung mißlinge. Daher unterſtützte es Guſtavs Abſichten, der zur nemlichen Zeit an der Wiederherſtellung der Souverainität arbeitete, als er ſie zu verabſcheuen feierlich angelobte.

Sogleich nach ſeines Vaters Tode war er nemlich zum Könige ausgerufen, und der Graf von Scheffer abgeſandt worden, um ihm die Nachricht davon, ſammt der ſogenannten Verſicherungsakte zur proviſoriſchen Unterſchrift zu überbringen. In dieſer Akte wurde der König eidlich verpflichtet, die nach Karls des Zwölften Tode (im Jahr 1720) eingeführte beſchränkte Regierungsform anzuerkennen, und alle, welche auf die Wiederherſtellung der unbeſchränkten Königsgewalt denken, oder dazu Verſuche machen

wür-

würden, für ſeine und des Reichs Feinde und Verräther zu erkennen. Guſtav unterſchrieb, weil vor der Hand kein anderer Ausweg für ihn möglich war, und eilte nun, die Geſchäfte zu beendigen, die ihn eigentlich und insgeheim nach Paris gezogen hatten. Dieß gieng jezt deſto ſchneller und glücklicher, da der Unterhändler mittlerweile ein König geworden war. Schweden hatte, von dem ſiebenjährigen Kriege her, an Frankreich noch eine Foderung von beinahe anderthalb Millionen Thalern. Die eine Hälfte dieſer Summe ward Guſtaven nun ſogleich in Paris ausgezahlt, mit dem Verſprechen, daß auch die andere folgen ſollte, wenn er ſie dazu nützen würde, die ſchwediſche Staatsform durch eine Revolution zu ändern: überdieß verſtand ſich der franzöſiſche Hof zu ſehr beträchtlichen jährlichen Subſidien. Und nun trat der junge König ohne weitern Verzug die Rückreiſe nach Schweden an. Von dem franzöſiſchen Hofe ſowohl, als der Nation hatte er jede Art der Beweiſe von Achtung und Beifall erhalten, und erhielt ſie überall, wo er auf ſeiner Rückreiſe verweilte. Ein berühmter franzöſiſcher Gelehrter (d'Alembert) ſchrieb an Friedrich den Großen von Preußen: „Ihr würdiger Neffe ſcheint ganz in Ihre Laufbahn eintreten zu wollen. Er nimmt aus Frankreich die allgemeine Verehrung und Liebe mit." Merkwürdig iſt beſonders das, was Friedrich ſelbſt, den Guſtav in Berlin beſuchte, an den nemlichen Gelehrten nachher ſchrieb: „Der junge Fürſt iſt, hieß es unter andern, liebenswürdig und voll Kenntniſſe; aber wie viele Gelegenheit wird er finden, ſeine Standhaftigkeit zu üben. Es iſt ein ſchröckliches Schickſal, in jenem Lande König zu ſeyn."

Guſtav reiste indeſſen voll froher Hofnungen in das Land zurück, worinn es damals allerdings etwas

ſchröckliches war, König zu ſeyn. Um ſeinem Unternehmen die Gunſt des Volkes zu gewinnen, bemühte er ſich dieſelbe erſt ſeiner Perſon zu verſchaffen. Dieß ſuchte er vorzüglich durch eine nie geſehene Leutſeligkeit und leichte Mittheilung gegen alle Unterthanen zu erreichen. Noch ehe er das Reich betrat, erklärte er in einem Briefe an den Reichsſenat, daß er ſeine Regierung mit Verbeſſerung der Staatswirthſchaft anfangen wolle, um die Laſten des Volkes zu erleichtern. In dieſer Abſicht wurde die franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft in Stockholm gleich abgedankt, und in eben dieſer Abſicht unterſagte er allen Aufwand und alle koſtbaren Anſtalten bei ſeinem Empfange im Reiche. Statt ſich mit dem Beſchauen der Ehrenpforten und Illuminationen, und mit der Annahme von Lobgedichten zu beſchäftigen, wie ſonſt wohl geſchieht, beſah er auf ſeiner Reiſe in ſeinem Staate die öffentlichen Anſtalten, erkundigte ſich aufs genaueſte nach dem Zuſtande ſeiner Unterthanen, uud feſſelte durch ſeine Popularität ihre Herzen unwiderſtehlich. In Karlskrona beſuchte er unter andern die Kaſernen der Matroſen. Es war eben Mittag, und die Leute aßen ihre Erbſenſuppe. Als ſie beim Anblicke des Königs beſtürzt und ehrfurchtsvoll aufſtanden, befahl Guſtav ihnen, ſich wieder zu ſetzen und fortzueſſen. „Kinder, ich habe dieſe Stunde beſtimmt euch zu beſuchen, weil ich euer Gaſt ſeyn, und eure Suppe verſuchen will.“ Und damit ließ er ſich von dem nächſten Matroſen einen Löffel geben, koſtete die Suppe und gab den Löffel mit einem kleinen Geſchenke zurück. Der Admiral, welcher den König begleitete, bot dem Matroſen nachher für dieſen Löffel eine anſenliche Summe Geldes. Allein dem Matroſen war der Löffel für kein Geld feil; er ſchnitt mit ſeinem Meſſer den Namen Guſtav's und dieſen Vorfall auf denſelben, und verwahrte ihn als Heiligthum für ſeine Familie. In

In Stockholm wurde Guſtav unter dem allgemeinen Freudengeſchrey des Volkes empfangen: „Es lebe Guſtav, unſer König, unſere Hofnung!“ Sobald er im Senate als König Siz genommen hatte, ließ er bekannt machen, daß an den drei erſten Tagen jeder Woche alle Perſonen, die ein erhebliches Anliegen hätten, ohne Ausnahme bei ihm freien Zutritt haben ſollten. Sie ſollten ſich nur um die beſtimmte Zeit im Vorgemache einfinden, wo ſie von dem gegenwärtigen Kammerherrn aufgezeichnet, und nach der Ordnung, wie ſie ſich eingefunden, ohne Rückſicht auf den Stand, bei ihm eingeführt werden ſollten. Bei dieſen Audienzen ließ er ſich in die geringſten Angelegenheiten der Hülfeſuchenden ein, und half, wo er helfen konnte. Ein Bauer aus dem Dallande, dem er ſeine Bitte gewährt hatte, ſagte beim Weggehen: „Gott bewahre dich; ich reiſe vergnügt von dir. Meine Landsleute würden meiner Erzählung nicht glauben, wenn ſie dieß von dir geſchriebene Papier nicht ſähen. Sie werden ſagen, daß du ein guter Vater biſt, und wenn du je deiner Kinder bedarfſt, ſo werden wir alle, die in den drei Thälern wohnen, auf jeden Wink für dich bereit ſeyn.“ — Auch die Sorgfalt, womit Guſtav bei der damaligen Theurung der Früchte häufig alle Arten von Brod von den Läden der Bäcker, die nach einer gewiſſen Taxe verkaufen mußten, unverſehens hinweghohlen und in ſeiner Gegenwart im Reichsrathe abwägen ließ, machte ihn zum Idol des Volkes. Im Feuer des Dankes ſchrieb man ſein Betragen blos auf reines Wohlwollen, und man vergaß oder bemerkte nicht, daß Ehrgeiz und künftige Entwürfe auf ſein Betragen viel Einfluß hatten.

Zu eben der Zeit, da der junge liebenswürdige Monarch die Herzen des Volkes immer ſtärker an ſich zog, diente ihm das eigennützige, die Unterthanen

drü-

drückende Verfahren der herrſchenden Parthey zur Grundlage der von ihm entworfenen Regierungsveränderung. Die Mützen wollten es auf dem bevorſtehenden Reichstage dahin bringen, daß die Reichsſtände nicht nur die geſetzgebende, ſondern auch die vollziehende Gewalt erhalten möchten. Der größte Theil der Hüthe ſtimmte für die Leitung des Reichsrathes; die übrigen trugen auf eine Erweiterung des königlichen Wirkungskreiſes an. Bei der Eröffnung des Reichstages, im Junius des Jahres ein tauſend ſieben hundert und ein und ſiebenzig, legte Guſtav die erſte öffentliche Probe ſeiner Beredſamkeit ab, die einen um ſo größern Eindruck machen mußte, je weniger man daran gewöhnt war, Könige bei ſolchen Gelegenheiten ſelbſt reden zu hören. „Gebohren und erzogen unter euch, ſagte er am Schluſſe ſeiner Rede, hab' ich von früher Jugend an gelernt, mein Vaterland zu lieben und es für mein ſchönſtes Loos erachtet, den Namen eines Schweden zu führen. Ein glückliches Volk leiten, iſt mein größter Wunſch: erſter Bürger eines freien Volkes zu ſeyn, das ſtolzeſte Ziel meines Ehrgeitzes. — Ich habe das Ausland geſehen. Ich habe, aus Büchern und in der Welt, die Denkart, die Staatsformen, den mehrern oder mindern Wohlſtand der Völker mit Sorgfalt ſtudirt. Dadurch iſt es in mir zur Ueberzeugung geworden, daß nicht unumſchränkte Gewalt noch Pomp, nicht allzuſtrenge Sparſamkeit und vollgefüllte Schatzkammern, die Bürger eines Staats glücklich machen, ſondern Vaterlandsliebe und Einigkeit. An euch allein liegt es, das glücklichſte Volk auf der Oberfläche der Erde zu werden. Laßt uns dahin arbeiten, daß dieſer Reichstag durch Vertilgung des Haſſes, aller Nebenrückſichten, nur zum Gemeinwohl, ewig glänze in den Jahrbüchern Schwedens."

So ſtark aber im Ganzen der Eindruck war, den dieſe Rede machte, ſo blieb er doch in der Hauptſache wirkungslos. Der König ermahnte auf das Nachdrücklichſte zur Eintracht, und bald zeigte ſich, daß der Partheygeiſt und die Zwietracht nie thätiger und wirkſamer geweſen waren, als auf dieſem Reichstage. Der König wandte nun auch als Vermittler, wenigſtens ſcheinbar, die emſigſte Bemühung an, Eintracht zu bewirken. Allein es ſchien, als ob ſeine Bemühung der Zwietracht nur noch mehr Nahrung gäbe, und vielleicht war dieß auch ſchon damals das, was der König eigentlich nur heimlich wünſchte.

Acht Monate dauerte bereits der Reichstag, und noch hatte man ſich mit nichts weiter, als mit der Reviſion der Schenkungsakte beſchäftigt. Als man ſie endlich dem Könige vorlegte, unterzeichnete ſie dieſer, ohne ſie geleſen zu haben. „Ich hoffe, ſagte er, man hat dabei das Beſte des Reichs zum Zwecke gehabt, und dieſen Schwur hab' ich lange ſchon in meinem Herzen abgelegt." Ohne Zweifel war es ihm nicht unbekannt, daß in dieſer Schrift unter andern die Worte ſtunden: „nicht im geringſten ehrgeizig ſeyn zu wollen." Indeſſen genügte dem Reichsrathe die Unterſchrift, und es wurde darauf zur feierlichen Krönung geſchritten. Eine Meile von Upſala, in einer mit Gras bewachſenen Ebene, ſind die ſogenannten Moraſteine, ein noch jetzt ſichtbares Trümmer aus der grauen Vorzeit, wo vom eilften Jahrhundert an bis herab in's fünfzehnte, die Könige der Schweden gekrönt worden waren. Um die Koſten der Feierlichkeit zu mindern, zugleich auch um den Schweden einmal wieder ein Nationalſchauſpiel in heroiſcher Manier zu geben, hatte Guſtav erſt gewünſcht, daß ihm hier die Krone aufgeſetzt werden möchte; doch zog man die Hauptſtadt vor, wo dieſe Krönung mit einem Pompe

gefeiert ward, der ſieben und zwanzig Tonnen Goldes verſchlang. Guſtav verewigte übrigens das Andenken ſeines Krönungstages durch die Stiftung des Waſaordens, durch den von nun an die Verdienſte um den Ackerbau und die Oekonomie auf eine ausgezeichnete Art belohnt werden ſollten.

5.

Vorbereitungen zu einer Revolution, von Guſtav mit vieler Klugheit angelegt.

Die ſchwediſchen Stände glaubten jezt wieder einen König zu haben, wie ſie ihn wünſchten; eine Staatspuppe, die ohne ihr Zuthun nichts thun und unternehmen könnte. Aber während ſie nach der Krönung fortfuhren, über die Angelegenheiten des Reichs zu berathſchlagen, wälzte Guſtav immer lebhafter den Gedanken, die Feſſeln zu brechen, die ihm, der ſich zu etwas Größerem gebohren fühlte, als blos unter ſeinem Hofgeſinde zu figuriren, immer unleidlicher wurden. Indem er der ihm vorgelegten, die königliche Gewalt ſo ſehr beſchränkenden Konſtitution, ſeine Zuſtimmung gegeben hatte, ſtand nicht nur ſchon der Entſchluß, ſie zu vernichten, in ſeiner Seele feſt; ſondern er hatte auch ſchon angefangen, die Ausführung dieſes kühnen Entſchluſſes zu betreiben. Indem er ſich ſcheinbar allein dem Genuſſe ländlicher Ruhe auf ſeinen Luſtſchlöſſern und den anſpruchloſen Beſchäftigungen mit den Künſten und Wiſſenſchaften widmete, verbreitete er ſeine geheime Thätigkeit durch das ganze Königreich, um die Volksſtimmung zu erforſchen und ſeinen Abſichten gemäß zu organiſiren. Ohne Rückhalt, aber auch dem Scheine nach

nach ganz abſichtslos erzählten die königlichen Emiſſarien in den Provinzen die neueſten Vorgänge auf dem Reichstage, die Gewaltthätigkeiten und den Eigennutz der herrſchenden Parthey, und die bedaurenswerthe Lage des Königs.

So kamen immer mehr Nachrichten unter das Volk, welche die Unzufriedenheit nährten. Da erfuhren die Bürger, daß ihre Häupter nichts weniger als große und bedeutende Männer, ſondern höchſt mittelmäßige und ſelbſt ſchwache Köpfe wären, die weiter keine Kunſt beſäßen, als ſich zu Orakeln einer wenig oder gar nicht denkenden Pluralität aufzuwerfen, und deren Genie ſich vorzüglich nur da wirkſam und erfinderiſch bewieſe, wo es darauf ankäme, ſich auf Koſten der Nation zu bereichern. Zu den Unordnungen, die aus dieſer traurigen Veranlaſſung der jetzigen Regierung entſprangen, kam noch ein anderes Uebel, wodurch die Nation für den Augenblick noch mehr gedrückt und zum Murren gereizt wurde. Dieß war ein ſchröcklicher Getreidemangel, und in mehrern Gegenden eine drückende Hungersnoth, die, von Seuchen und Krankheiten begleitet, damals einen großen Theil von Europa heimſuchte. Man ſchob die Schuld davon auf die Nachläßigkeit und die verkehrten Maaßregeln der jetzigen Gewalthaber. Dieſe waren aber allerdings nicht daran Schuld, indem ſie große Vorräthe von Getreide zur Vertheilung an die Statthalter verſchiedener Provinzen geſchickt hatten. Aber mehrere dieſer Statthalter wurden von der Hofparthey und den Emiſſarien des Königs vermogt, die Vorräthe zurückzuhalten. Man hätte kein beſſeres Mittel wählen können, den Unwillen des Volks gegen die jetzige Regierung aufs höchſte zu treiben. Der Erfolg bewies auch, daß die Politik, die dieſes Mittel erſann, ſich nicht irre.

Auf

Auf dem Reichstage nährte Guſtav eben ſo in Geheim die Streitigkeiten, welche zwiſchen dem Ritterſtande und den drei übrigen Ständen bereits zu einer faſt gänzlichen Spaltung geworden waren. Er gieng dabei mit einer Vorſichtigkeit, Klugheit und Sicherheit zu Werke, von der in ähnlichen ſchwierigen Verhältniſſen und bei jungen Männern ſeines Alters ſich in der Geſchichte nur wenig ähnliche Beiſpiele finden dürften.

Die Zänkereyen der Reichsſtände, welche die Aufmerkſamkeit eines großen Theils, ſonſt den König belaurender Beobachter an ſich hefteten, erleichterte ihm freilich ſeine geheime Wirkſamkeit um vieles. Der grenzenloſe Uebermuth der drei untern Stände brachte den Adel faſt bis zur Verzweiflung. Man unterwarf das Verfahren des Reichsrathes einer Unterſuchung und beſchloß deſſen Abſetzung. Die herrſchende Parthey der Mützen war vom Taumel ihres Glücks ganz hingeriſſen. Der Hauptparthey würde von Seiten der franzöſiſchen Macht, die ſie bisher unterſtützt hatte, zu wiſſen gethan, daß alle Geldzuflüſſe künftig aufhören würden. Da nun manche Mitglieder derſelben keine andere Unterhaltungsquelle hatten, ſo mußten ſie ſich an den König um ſo enger anſchließen. Diejenigen, die ſich gegen jede Veränderung der Regierungsverfaſſung ganz laut geäußert hatten, entfernten ſich aus der Hauptſtadt. Unter ihnen zeichnete ſich der Graf Axel Ferſen, eines der geiſtvolleſten Häupter der Hutparthey, und einige Zeit der eigentliche Regent Schwedens, aus. Da er Oberſter der Garde war, ſo war ſeine Abreiſe von Stockholm für Guſtavs Plan ſehr günſtig.

Die Ausführung dieſes Plans konnte dem Könige blos eine anſenliche militairiſche Macht ſichern. Guſtav fieng damit an, ein anſenliches Officierskorps

für

für ſeine Sache zu gewinnen. Die Gelegenheit hierzu verſchaffte er ſich durch taktiſche Uebungen, die er von hundert und fünzig Offizieren, unter dem Befehl des Oberſten Sprengtporten, eines ſehr unternehmenden Mannes, und eines ſeiner eifrigſten Anhänger, vornehmen ließ. Er wußte, dieſer Uebungen ſelbſt beiwohnend, durch ſeine Freundlichkeit, die Offiziere ſo zu bezaubern, daß ſie bald die innigſte Ergebenheit gegen ihn fühlten. Durch ihre Bemühungen wurden die Garden und der größte Theil der übrigen Beſatzung in Stockholm bald für den König gewonnen. Wo ihre ſchlaue und ſcheinbar abſichtsloſe Ueberredung nicht ganz hinreichte, da wurde franzöſiſches Geld gebraucht. Mit dieſem Zaubermittel reichlich verſehen gieng Sprengtporten auch nach Finnland, um dort zur gehörigen Zeit einige tauſend Mann zum Ueberſetzen nach Stockholm, und zur Unterſtützung des Königs in Bereitſchaft zu haben. Die Brüder des Königs übernahmen es, die Rebellion in den Provinzen zu leiten, während der König ſie in der Hauptſtadt beginnen würde. Der älteſte hatte ſich nach Schonen begeben, unter dem Vorwande, ſeine Mutter, die einen Beſuch bei ihrem Bruder, dem Könige von Preußen, abſtattete, dort zu empfangen; und der jüngſte hielt ſich, wie man ſagte, um den Geſundbrunnen zu Medevi zu gebrauchen, in Oſtgothland auf. Im ganzen Lande wurde ein Flugblatt unter dem Titel verbreitet: „Das Reich der Finſterniß und der Gewalt; zum Andenken des Hungers im Jahr 1772,“ welches offenbar Empörung predigte. Zu gleicher Zeit wurde an den öffentlichen Plätzen in Stockholm ein Papier angeſchlagen, worinn die Einwohner zum Aufſtande aufgefodert wurden, und in mehreren Provinzen wurden bedenkliche Gährungen wahrgenommen, welche den baldigen Ausbruch eines völligen Aufruhrs anzukündigen ſchienen. Der

Der Reichstag war indeſſen viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß er eine ernſtliche und thätige Aufmerkſamkeit auf alles dieß hätte anwenden können. Es wollten zwar glaubwürdige Perſonen verſichern, daß der König an einem Umſturz der Konſtitution arbeite; aber niemand konnte beſtimmt angeben, welcher Mittel er ſich dazu bedienen würde? welches das Signal des Losbruches ſeyn ſollte. Man verlohr ſich darüber in Muthmaßungen aller Art. Einige ſchloßen aus dieſer Ungewißheit, daß nichts am ganzen Plane ſey; andere zeigten voll Selbſtgenügſamkeit, daß der König einen Verſuch von der Art gar nicht unternehmen könne; der größte Theil war überzeugt, daß, wenn er ihn auch wirklich unternähme, es doch ein leichtes ſeyn würde, ihn zu vernichten. Einige Glieder des Reichstages wären in ſo hohem Grade Sklaven des fremden Goldes, daß ſie ſelbſt ſolchen Punkten, die aufs engſte mit ihrem eigenen Wohl verknüpft waren, ihre Genehmigung verſagten. Die drei untern Stände ſchwelgten im Genuſſe der Macht, welche die Konſtitution ihnen gab, ihre Schlüſſe troß dem Widerſpruche des Adels durchzuſetzen; der Adel, bis zur letzten Schanze zurückgedrängt, vergaß nun auch die Rückſicht aufs Gemeinwohl; er wurde immer geneigter, ſeine Rechte lieber dem Könige hinzugeben, der doch ein ſolches Opfer wenigſtens noch ſchätzen würde, als ſich von rachgierigen Mitbürgern erdrücken zu laſſen. Allein jetzt war man auch zu dem Augenblicke vorgerückt, der das Schickſal der Konſtitution entſchied. Einige ſehr bedeutende Männer hatten ſich mit dem Könige zum Umſturz derſelben verbunden. Eine neue Konſtitution war entworfen, und der Moment zur Ausführung der Revolution vorbereitet.

Unter den Offizieren, welche Guſtav ſeit ſeiner Zurückkunft in ſeine Geſellſchaft gezogen hatte, befand ſich ein Kapitain, Abraham Hellichius, der Sohn eines Geiſtlichen aus Schonen, voller Ehrgeiz und Muth. Er hatte lange, aber vergebens nach dem Adel geſtrebt, und wartete mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, ſich hervorzuthun. Der König bemerkte dieſe und andere, ſeinem Vorhaben angemeſſene Stimmungen ſeines Charakters bald, gab ihm ſein Vertrauen, und wählte ihn zum Hauptwerkzeuge bei der Ausführung ſeiner Abſichten. Hellichius war damals Interims-Kommandant von Chriſtianſtadt, einer der wichtigſten Feſtungen in Schweden. Nach dem verabredeten Plane ſollte er an einem beſtimmten Tage einen Aufruhr unter der Garniſon in Chriſtianſtadt veranſtalten, die Thore ſchließen, ſich der Feſtungswerke bemächtigen, und zugleich ein Manifeſt gegen die Stände bekannt machen, in welchem das Elend des Volks, die drückende Theurung und die ganze Zerrüttung des Landes blos dem fremden Einfluſſe und den beſtochenen Geſinnungen der Reichsverſammlung zugeſchrieben würde. Zu gleicher Zeit ſollte er einen Offizier an den Prinzen Karl, des Königs älteſten Bruder, abſchicken, der dieſem, unter dem Vorwande, daß er entflohen ſey, den Vorfall berichten, und ihm dadurch Gelegenheit ſchaffen ſollte, die Offiziere der benachbarten Regimenter zu bewegen, ihre Truppen unter des Prinzen Kommando zu verſammeln, um — die ausgebrochene Rebellion zu dämpfen.

Hellichius begann das Spiel am zwölften August des Jahres ein tauſend ſieben hundert und zwei und ſiebenzig, und führte ſeine Rolle auf's Beſte aus. Er gab durch einige eigenmächtige Handlungen, die ihm Verantwortung zuziehen konnten, Gelegenheit, daß man ihm Verdruß machte. Dieſer Verdruß mußte

ihm Anlaß geben, nun ohne Rückhalt zu ſprechen und den Empörer ohne Larve zu ſpielen. Die Garniſon, freilich nur dreihundert Mann, war ſogleich auf ſeiner Seite. Er bemächtigte ſich des Zeughauſes, ließ Kanonen auf die Wälle fahren, ſetzte den Stadtmagiſtrat ab, ſperrte die Stadt, bereitete ſich zur hartnäckigſten Gegenwehr, und ließ in Chriſtianſtadt und in der umliegenden Gegend ein Manifeſt vertheilen, worinn er mit ſeiner Garniſon den ſogenannten Reichsſtänden alle Achtung und Gehorſam aufkündigte, weil ſie alle Bande des Rechts und der Billigkeit zerriſſen, der drückenden Hungersnoth nicht vorgebeugt, Nahrung, Handel und Geldumlauf in Verfall gebracht, die allgemeine und beſondere Sicherheit verletzt, und die geſetzmäßige Gewalt des Königs geſchändet hätten. „Brave Schweden, hieß es am Schluſſe, die Bahn iſt jetzt gebrochen. So lange der König und das Vaterland nicht erhalten, was ihnen gebührt, wird jeder von uns lieber ſterben als die Waffen niederlegen. Kommt zu uns, überzeugt euch von der Redlichkeit unſerer Abſichten, und dann macht gemeine Sache mit uns.“

Dieſer Aufruf wirkte. Nicht nur die Bürgerſchaft in Chriſtianſtadt, ſondern auch die Landleute in der umliegenden Gegend traten ohne Bedenken auf die Seite der Mißvergnügten und verwünſchten den Reichsrath.

Nun war's Zeit, daß auch des Königs Bruder, der Prinz Karl, welcher ſich etwa acht Meilen von Chriſtianſtadt, zu Landskrona aufhielt, ſeine Rolle öffentlich zu ſpielen begann. Der Verabredung gemäß entwiſchte ein zum Scheine in Chriſtianſtadt arretirter Offizier aus dem Verhafte und aus der Feſtung, und eilte zu dem Prinzen Karl nach Landskrona, um ihm die Nachricht von dieſem vorgeſpiegelten Aufruhre zu über-

überbringen. Der Prinz verſammelte die angeſehenſten des ſchoniſchen Adels, die ſich damals bei ihm zu Landskrona aufhielten, und verlangte ihre Meinung zu wiſſen: ob es nicht rathſam ſey, ſogleich die in dieſer Provinz liegenden Regimenter zu verſammeln, und gegen Chriſtianſtadt zu marſchieren, und den hier ausgebrochenen Aufruhr, ehe er ſich weiter verbreiten könne, in der Geburt zu erſticken.

Nach der beſtehenden Konſtitution durften, während eines Reichstages, im Reiche keine Truppen verſammelt und in Bewegung geſetzt werden. Hier ſchien aber der Nothdrang eine Anomalie zu rechtfertigen. Die angeſehenſten vom Adel, unter ihnen der Feldmarſchall Graf Hamilton, gaben nicht nur dem Vorſchlage des Prinzen willigen Beifall, ſondern munterten ihn auch auf, keine Zeit zu verlieren. Sogleich wurden nun die nöthigen Maaßregeln getroffen. Nach den gemachten geheimen Vorbereitungen war der Prinz ſicher, bei dem Militair ſelbſt keine Widerſetzlichkeit zu erfahren. Er machte ebenfalls ein Manifeſt bekannt und erſchien unter den Wällen von Chriſtianſtadt, um die Uebergabe zu begehren oder eine Belagerung zu beginnen. Die Auffoderung wurde zurückgewieſen, und nun wurde die Feſtung angegriffen und vertheidigt. Doch wußte man ſich bei dieſem Kriegsſpiele ſo geſchickt zu benehmen, daß niemanden etwas zu Leide geſchah, ſo ernſtlich es auch gemeint zu ſeyn ſchien.

6.

Das Gewitter nahet ſich dem Ausbruche.

Die Nachricht von dieſen Gährungen erweckte in Stockholm große Beſtürzung, und ein geheimer Aus-

ſchuß des Reichstages war voll Thätigkeit, den Empörungen in den Provinzen zu ſteuren. Mit ſcheinbarer Indignation hatte der Prinz Karl bei ſeinem Aufbruche von Landskrona einen Kourier nach der Reſidenz geſandt, um dem Senate und ſeinem Bruder von den Vorgängen zu Chriſtianſtadt, und ſeinen dagegen getroffenen Anſtalten, Nachricht zu geben. Allein man war nicht gewillet, das militairiſche Kommando in den Händen eines Prinzen zu laſſen, gegen deſſen Abſichten man Verdacht ſchöpfte. Daher wurde der Entſchluß gefaßt, den Prinzen zurück zu berufen, und das Oberkommando über die Truppen in Schonen dem Reichsrathe Funk zu übertragen.

Schon vorher, da man noch nichts von dem Vorgange in Chriſtianſtadt wußte, war der Oberſtatthalter von Stockholm, General Rudbeck, ein warmer Vertheidiger der Konſtitution, nach Schonen geſchickt worden, um dort die Einwohner zu beruhigen, und das geheime Spiel der Emiſſaire des Hofes zu vernichten. Er kam am demſelben Tage, als der Aufruhr in Chriſtianſtadt ausgebrochen war, von Gothenburg vor die Thore dieſer Stadt. Man weigerte ſich, ihn einzulaſſen. Er rief dem wachehabenden Offizier im Namen der Stände zu, ihm das Thor zu öffnen, erhielt aber zur Antwort, daß man keinen weitern Befehl annehme, als von dem Kapitain Hellichius. Rudbeck gieng dann um die Stadt, und ſah alles in kriegeriſcher Bewegung. Er fragte die Ingenieurs, welche Riſſe zu neuen Feſtungswerken entwarfen: was ſie da machten? und man antwortete: ſie hätten Befehl, das zu thun, was ſie eben thäten. Rudbeck eilte in größter Geſchwindigkeit nach Stockholm. Er kam dort in ſpater Nachtzeit an, und den andern Morgen wurde der geheime Ausſchuß in aller Frühe verſammelt. Man beſchloß, daß unverzüglich ein Bataillon

taillon des upländiſchen und ein anderes vom ſüder-mannländiſchen Regimente nach Stockholm befehligt werden, und daß die Bürgerreuterey in den Straßen patroulliren ſollte. Der Reichsrath erſuchte zugleich den König, die Stadt nicht zu verlaſſen, und fertigte deſſen Brüdern den Befehl zu, ſogleich nach Stockholm zurück zu kommen. Dem Reichsrathe Funk wurde, wie ſchon erwähnt, uneingeſchränkter Oberbefehl in den Provinzen, und dem Reichsrathe Grafen Kalting eine gleiche Macht in der Reſidenz, beides ohne Wiſſen und Genehmigung des Königs, übertragen. Dieſe beiden Männer hatten alſo jetzt die höchſte Gewalt in den Händen. Der König galt Nichts mehr. Man gab an den Thoren Befehl, ihn unter keinem Vorwande aus der Stadt zu laſſen; man ließ Zimmer zubereiten, wo er als Gefangener verwahrt werden ſollte, und man erwartete nur die Ankunft der beorderten Truppen, um die beſchloſſene Arretirung auszuführen und Guſtaven zu zwingen, eine neue Regierungsform zu beſchwören.

Der ganze Anhang des Königs ſchien beſtürzt über die Vorſicht und die Maasregeln, die man ihm entgegen ſetzte; nur Er allein blieb ohne einige Spur von Verlegenheit immer ſich gleich; weder ſeine Faſſung noch ſeine Reden verkündigten die mindeſte Unruhe. Er wußte ſeine Vorbereitungen und Abſichten ſo ſchlau zu verhüllen, daß ſelbſt diejenigen, welche ihm am heftigſten zuwider waren, nicht wußten, was ſie von ihm denken ſollten. Es war unmöglich, den Schleier zu durchſchauen, der ſeine wahren Geſinnungen verbarg. Eine Unbefangenheit, die allen Schein der Verſtellung entfernte, charakteriſirte ſein ganzes Handeln und Verhalten in dieſen Tagen. So hatte er damals eine Unterredung mit dem ruſſiſchen Geſandten, Grafen Oſtermann, worinn er ihm von ſeiner

Abſicht ſagte, der Kaiſerinn ſogleich nach geendigtem Reichstage ſeinen Beſuch abzuſtatten, und den Reichsrath jezt ſchon um ſeine Erlaubniß dazu zu bitten — er, der ſo feſt entſchloſſen war, noch ehe wenige Tage vergiengen, eben dieſen Reichsrath zu ſtürzen. Als er die Nachricht von der in Chriſtianſtadt ausgebrochenen Empörung erhielt, ſtellte er ſich darüber ſo befremdet, und äußerte ſeine Mißbilligung mit ſo vieler Unbefangenheit, daß man hätte ſchwören ſollen, er habe an der ganzen Sache durchaus keinen Antheil. Alle Maaßregeln, die der Reichsrath nahm, um die Ruhe wieder herzuſtellen, hatten ſeinen ganzen Beifall. Er dankte dem General Rudbeck, der ihm die Vorfälle zu Chriſtianſtadt zuerſt berichtete, mit ſo viel Wärme und Innigkeit, daß der alte Krieger ihn mit der vollen Ueberzeugung verließ, er ſtehe mit dem Rebellen Hellichius in keiner Verbindung, und man bezweiſle mit Unrecht ſeine Anhänglichkeit an die Konſtitution. Denſelben Abend ſpeißten unter mehrern Hofleuten der Fürſt Heſſenſtein und der Graf Ribbing beim Könige. Heſſenſtein zog die große Tagesneuigkeit umſtändlich ins Geſpräch. Der König rief, noch immer voll Erſtaunen und mit erkünſteltem Unwillen, ein paarmal aus: „Wahrlich, höchſt ſonderbar.“ — „Ja, unterbrach Ribbing den König, indem er ihn ſcharf in's Auge faßte, und das ſonderbarſte dabei iſt, daß der wachthabende Offizier am Thore zu Chriſtianſtadt dem General Rudbeck geſagt hat, daß alles, was geſchehen iſt, auf Ew. Majeſtät Befehl geſchehen ſey.“ — „Sie irren ſich, erwiederte Guſtav ſogleich, ohne im mindeſten aus ſeiner Faſſung zu kommen, ich habe den Bericht, den Rudbeck dem Reichsrathe ablegte, ſelbſt mit angehört; er ſagte, es ſey die Schildwache geweſen, die ihm das geſagt, und nicht der Offizier; der hätte es wahrlich

lich doch auch beſſer wiſſen müſſen.“ Den Tag darauf ſandte Guſtav nach dem General Rudbeck, ſprach lange mit ihm über den nemlichen Gegenſtand, und dieſe ganze Zeit über beſchäftigte er ſich ſehr emſig mit der Zeichnung eines Muſters zum Sticken, was er einer Dame zum Geſchenk beſtimmt hatte, und beſtärkte dadurch den Grafen in ſeiner Täuſchung ſo ſehr, daß dieſer mit der völligſten Zuverſicht überzeugt wurde, und andere verſicherte, dieſer König werde nie einem Menſchen auf Gottes Erdboden gefährlich werden.

Guſtav ſchien es kaum zu bemerken, daß man bei den Maaßregeln, welche getroffen wurden, ihn nicht nur nicht zur Mitwirkung auffoderte, ſondern daß ſie zum Theil auch ganz eigentlich gegen ihn gerichtet waren. Der Ausſchuß hatte verfügt, daß die Bürger-Reuterey in der Stadt patroulliren ſollte. Der König patroullirte häufig, ſowohl bei Tage als in der Nacht, mit; und erhielt dadurch Gelegenheit, durch ſeine Freundlichkeit und Herablaſſung dieſe Bürgermiliz und in ihr den Kern der Bürgerſchaft der Hauptſtadt zu gewinnen, ſich oft zu zeigen, und die günſtigen Eindrücke, welche er längſt auf den großen Haufen gemacht hatte, aufzufriſchen und zu verſtärken. Zugleich ſammelte er alle ihm ergebene Offiziere um ſich her; an ihrer Spitze zeigte er ſich in den Straßen, wo ihn das Volk ſehen konnte, und wo er mit allen aufs freundlichſte ſprach, die ſich ihm nahten. Die Reichsräthe und alle, deren Glück am wirklichen Ausgange der Gährung hieng, bemerkten das mit verſchiedenem Eindrucke. Einige ſetzten ihr ganzes Vertrauen auf die getroffenen Maaßregeln, andere aber bemerkten mit Unruhe die Liebe, die das Volk für den König zeigte, und die Anhänglichkeit der Offiziere an ihn. Allein ſie beſorgten, wenn man den König nöthigen wollte,

in

in ſeinem Schloſſe zu bleiben, ſo könnte das bis dahin verhaltene Gewitter zum Ausbruche kommen, bevor noch die zur Sicherheit der Hauptſtadt herbei gerufenen Regimenter, die noch eine Tagreiſe davon entfernt waren, eingetroffen ſeyn würden. Aber gerade dieſe Gründe, die den Reichsrath von jeder heftigen Maaßregel abhielten, mußten den König beſtimmen, ſein lange durchdachtes bis auf den lezten Punkt hingeführtes Werk in möglichſter Eile zu vollenden.

7.

Guſtav gewinnt die Soldaten in der Reſidenz, und ſtellt ſich an ihre Spize.

Kaum war Guſtav anderthalb Jahre auf dem Thron, ſo brach, im Auguſt des Jahres ein tauſend ſiebenhundert und zwei und ſiebenzig, die Revolution aus, welche die Feſſeln löſen ſollte, die ihm der Reichsrath angelegt hatte. Der unternehmende König ſelbſt hielt die Hauptfäden der Revolution in der Hand, und man müßte die treffliche Anlegung des Plans loben, wenn auch die Ausführung mißlungen wäre. Denn ſo ſehr der Reichstag durch ſein unweiſes Betragen das Revolutionsſpiel leicht zu machen ſchien, und ſo gewiß die brauſend gewordene Gährung zwiſchen dem Adel und den Bürgerlichen in irgend eine Präcipitation ſich auflöſen mußte, ſo viel Kunſt und tiefe Verſtellung und raſche Wahrnehmung des rechten Moments wurde erfodert, um ſchlau ausgelernte entſchloſſene Männer zu täuſchen, die wirklich voraus wußten, daß man ſie täuſchen wolle.

Der

Der neunzehente Auguſt ſollte der entſcheidende Tag ſeyn, der über Freiheit oder Sclaverey, über Leben oder Tod, über Ehre oder Schimpf für Guſtaven entſcheiden mußte. Nie ſah man den König heiterer, dem Scheine nach ruhiger und unbeſchäftigter, als in dieſen Tagen der gefahrvolleſten Unruhe und entſcheidendſten Thätigkeit. Er wußte die Wichtigkeit ſeines Geſchäfts und den Drang ſeiner bewegten Empfindungen unter Spiel und Fröhlichkeit zu verſtecken. Nie ſah man ihn dem Scheine nach harmloſer, als am Vorabende des großen Tages, der ſein und Schwedens Schickſal entſchied. Man hatte die Oper Thetis und Peleus, die erſte in ſchwediſcher Sprache, gegeben; Guſtav ſprach faſt nur von Gegenſtänden, die Beziehung auf dieſe Oper hatten. Zur Abendtafel ward an achtzig Gedecken geſpeist; fremde Geſandte, Offiziere und Hofleute nahmen an der heitern Laune des Königs Theil. Nach dem Eſſen ſetzte man ſich zum Spiele; Den König traf das Loos, mit der Gemahlinn des Generals Pechlin, ſeines gefährlichſten Gegners, zu ſpielen. Er gewann ſtark, und ſteckte eine Banknote der Generalinn mit dem Komplimente in die Taſche: „er werde ſie zum Andenken an dieſen Abend aufbewahren, und bedaure nur, daß er nicht ſogleich etwas habe, das werth ſey, von ihr angenommen, und als Erinnerung an ihn aufbewahrt zu werden.“ — „Wozu ein Denkmal? erwiederte die Dame, über die Artigkeit des Königs ganz entzückt; Eurer Majeſtät Worte bleiben auf ewig in mein dankbares Herz gegraben.“ — „Das werd ich bald ſehen,“ ſprach der König, und brach das Geſpräch ab.

Nach der Beendigung dieſes Hoffeſtes, bei dem Guſtav alle Theilnehmer durch ſeine frohe Laune erheiterte, benutzte er die Nacht, die letzte zwiſchen dem Wollen und Vollbringen ſeines großen Unternehmens,

nach

nach ihrer ganzen Wichtigkeit. Er ſchrieb mehrere Briefe; einen davon an ſeinen Bruder Karl, worinn er ihn von den Urſachen benachrichtigte, die ihn nöthigten, den entſcheidenden Schritt nicht weiter aufzuſchieben. „Zwar bin ich, hieß es, keiner andern Hülfsmittel gewiß, als die ich in mir ſelbſt, und in der Liebe des Volks finde. Aber ich hoffe, die Vorſehung wird meine gute Abſicht nicht ohne glücklichen Erfolg laſſen. Sollte ich indeß als Opfer meines Eifers für den Staat fallen, ſo beſchwöre ich Sie, nie Rache meines Todes an einem Schweden zu nehmen, weil ich gewiß bin, daß ich nicht durch die Hand eines Schweden fallen werde."

Als dieſe Briefe abgefertigt waren, verließ Guſtav das Schloß, um noch in der Nacht die in verſchiedenen Theilen der Stadt ausgeſtellten Wachen zu beſichtigen, wie er ſchon ſeit verſchiedenen Nächten gethan hatte. Hier widerfuhr ihm ein Zufall, der ihn betroffen machte. Als er nemlich zum Zeughauſe kam, wollte ihn die Schildwache nicht einlaſſen. „Kennſt du auch den, der mit dir ſpricht?" ſagte der König zu dem Soldaten. „O ja, erwiederte dieſer, aber ich kenne auch meine Pflicht." Dachten alle, oder nur mehrere, wie dieſer brave Krieger, ſo war es um die Unternehmung des folgenden Tages geſchehen.

Am folgenden Morgen ſtand Guſtav zur gewöhnlichen Zeit auf, und ſagte, er wolle einen Spazierritt machen, der ihm ſehr nöthig ſey. Als er aus dem Schloſſe trat, ſah ſein Auge feucht, und in dem mit Schwermuth überzogenen Angeſichte war die Bewegung des Innern zu leſen. Er kam um 10 Uhr zurück, und begab ſich dann in die Rathsverſammlung, wo er mit einigen Reichsräthen in einen lebhaften Wortwechſel gerieth. Man verlangte, daß er den Brief, den er in der verwichenen Nacht von ſeinem

Bru-

Bruder erhalten habe, in ihrer Verſammlung vorleſen ſollte. Guſtav ſchlug das Begehren ab, zog den Brief aus der Taſche, hielt ihn in die Höhe, und betheuerte, daß er denſelben dem Senat nicht vorenthalten haben würde, wenn man ihn nicht auf eine ſo ungebührliche und widerrechtliche Art gefodert hätte. Es entſtand der lebhafteſte Wortwechſel und einige Reichsräthe ſollen gerufen haben: „Es iſt Zeit, daß wir uns der Perſon des Königs bemächtigen!“ Genug, Guſtav verließ den Reichsſaal im höchſten Unwillen, und begab ſich zu Pferd nach dem Zeughauße, wo die Garde eben zur Parade ſtand. Er ließ die Soldaten einige Manöuvres machen, und bezeugte ihnen in ſchmeichelhaften Ausdrücken ſeine Zufriedenheit. Während er damit, und wie es noch immer ſchien, nur allein beſchäftigt war, verſammelte ſich eine große Anzahl Offiziere, auf die er rechnen zu können glaubte, in Folge eines geheimen Befehls, um ihn her. Dieſe begleiteten ihn dann nach dem Schloſſe zurück, wo eben die Garde die Wache wechſelte, alſo die abgehende und aufziehende Wache noch bei einander war.

Alles, was bisher erzählt wurde, konnte noch keine beſondere Aufmerkſamkeit erregen, denn es war darinn nichts ungewöhnliches. Auch daß das Volk zuſammenlief, wo der König durchzog, und ihm Beweiſe ſeines Wohlwollens gab, kam täglich vor. Gewiß überaſchte alſo die Revolution die Machthaber und das Publikum. Sie begann, ſobald der König mit ſeinem Gefolge in den Schloßhof zurückgekommen war. In einer kräftigen Anrede eröffnete er jetzt den um ihn in der Wachtſtube verſammelten Offizieren, ſein Vorhaben, und foderte ſie auf, ihn dabei zu unterſtützen. Er ſchilderte ihnen die Lage des Staats, und die Nothwendigkeit einer Revolution, und betheuerte, daß er nicht die Abſicht habe, eine unbedingte

Gewalt

Gewalt an ſich zu reiſſen. „Meine Abſicht iſt blos, ſprach er, die Sklavenketten zu zerreiſſen, die fremdes Gold geſchmiedet hat; die Zwietracht zu zerſtören, die den Reichsrath theilt, und den alten Glanz des ſchwediſchen Namens wieder herzuſtellen. Ich ſchwöre Ihnen, meine Herren, daß keiner unter allen Schweden die Souverainität tiefer verabſcheuen kann als ich. Nothgedrungen, wie ich bin, mein und des Reiches Freiheit gegen übermüthige Ariſtokraten zu vertheidigen, frag' ich Sie, ob Sie mir eben ſo treu ſeyn wollen, wie Ihre Vorfahren es unſerm großen Guſtav Waſa und Guſtav Adolph waren? Iſt das, ſo ſey mein Leben gewagt für ihr und des Vaterlandes Wohl."

So ſprach Guſtav, und es gelang ihm, die meiſten Offiziere mit demſelben Enthuſiasmus für die Rettung des Vaterlandes zu erfüllen, der ihn zu beleben ſchien. Die meiſten waren Jünglinge, und alſo leicht zu beſtimmen. Drei der ältern weigerten ſich indeſſen ſtandhaft, dem Könige ihren Beiſtand, wie er es verlangte, eidlich zuzuſichern, indem ſie den Eid vorſchützten, den ſie den Ständen, alſo auf die bisherige Konſtitution, geſchworen hätten. Einer derſelben war ein Major, Cederſtröm, der Kommandant des Bataillon Garde, welches heute die Wache im Schloſſe bezog, ein Mann von Bedeutung, ſowohl in Hinſicht auf ſeinen Charakter, als auf ſeinen Poſten. Er erklärte geradezu: „ich habe ſchon den Ständen, und zwar erſt vor kurzer Zeit, geſchworen; daher iſt es mir unmöglich, jetzt Ew. Majeſtät von neuem einen Eid zu ſchwören." Guſtav ſah ihn mit ſcharfem Blicke an: „Bedenken Sie wohl, was Sie thun!" — „Ich habe es bedacht, erwiederte Cederſtröm entſchloſſen, und wie ich heute geſinnt bin, ſo werd ich's auch morgen ſeyn. Wär' ich feig genug, den Eid zu brechen, den ich den Ständen ge-

leiſtet habe, ſo würde mir auch der nicht heiliger ſeyn, den ich Ew. Majeſtät leiſten ſoll.“ Guſtav, dem im erſten Laufe ſeines Unternehmens eine ſolche Weigerung durch ihre Folgen äuſſerſt gefährlich werden konnte, war erſt ungewiß, ob hier Strenge oder Milde wohlgewählter ſeyn möchte. Schon hatte er befohlen, Cederſtrömen den Degen abzunehmen und ihn gefangen zu ſetzen; doch bald darauf wandte er ſich mit ſanfterem Blick und Ton aufs neue an ihn. „Hier, ſagte er, zum Beweiſe meines Zutrauens und meiner guten Meinung von Ihnen, haben Sie Ihren Degen wieder! Ich fodere keinen Eid von ihnen, nur folgen Sie mir heute.“ — „Unmöglich können Ew. Majeſtät mir trauen, antwortete Cederſtröm, ich bitte mich des Dienſtes für heute zu entlaſſen.“

Indem Guſtav mit den Offizieren ſich eingeſchloſſen hatte, erſchien der Reichsrath Kalling, der zwei Tage zuvor den Oberbefehl über die Truppen in der Stadt erhalten hatte, an der Thüre der Wachtſtube, und verlangte eingelaſſen zu werden. Man ſagte ihm, das könne jetzt nicht ſeyn. Er beſtand mit Heftigkeit darauf, und ſchützte vor, daß er dem Könige wichtige Nachrichten zu hinterbringen habe. Die Antwort war, er ſolle ſich in den Reichsrath begeben, da werde ihn der König ſprechen. Es blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen.

Der König ertheilte hierauf den ihm ergebenen Offizieren ſeine fernern Befehle; und indem er zur Ausführung ſchritt, band er ſich ein weiſſes Tuch um den linken Arm, und beſtimmte dieß als das Zeichen, woran er ſeine Freunde erkennen würde; woher noch jetzt die Offiziere des ſchwediſchen Heeres eine weiſſe Binde um den linken Arm tragen.

Aus

Aus der Wachtſtube gieng Guſtav, von den Offizieren begleitet, wieder zu der Parade. Die Soldaten der Garde und des Artillerie-Regiments, die indeſſen verſammelt worden waren, wurden, durch eine herzerſchütternde Rede des Königs, ſogleich für ihn geſtimmt. Das Volk, auf die abſichtlich verbreitete falſche Nachricht, der König ſey gefangen, herbei geſtrömt, hallte das freudige Jauchzen nach: es mehrte ſich, als Guſtav, der jeden zufälligen Umſtand zu benutzen wußte, ausrief: „Seht, meine Freunde, es wehet von Norden! Ein gutes Zeichen; derſelbe Wind blies, als Guſtav Waſa mit ſeinen Thalmännern aufbrach, und das Land von der damaligen Tyranney befreite." Die jetzigen Tyrannen, die Guſtav meinte, die Reichsräthe, ſaßen indeſſen von dreiſſig Grenadieren, mit aufgepflanzten Bayonetten vor den Thüren des Saals, zurückgedrängt, in ihrem Verſammlungszimmer, der fernern geräuſchvollen Bewegung lauſchend, und zum erſtenmale genöthigt, einem königlichen Befehle zu gehorchen.

So günſtig dieſe erſten Auftritte für Guſtaven waren, ſo blieb doch noch viel zu thun übrig, bevor er ſich einen glücklichen Ausgang verſprechen konnte. Der größte Theil der Soldaten, von deren Bereitwilligkeit der ganze Erfolg ſeines Unternehmens abhieng, wußte noch nichts von ſeinen Abſichten. Dieſe Soldaten waren aber nicht gewohnt dem Könige zu gehorchen, ſondern ſie befolgten ſeit langer Zeit in tiefſter Ehrfurcht die Befehle des Reichsraths. Als daher Guſtav an der Spitze der Schloßwache nach dem Zeughauße und in andere Theile der Stadt, wo ſich die Truppen verſammelt hatten, ausritt, wurden einige der ihm ergebenen Offiziere ängſtlich. Sie äußerten gegen den König die Beſorgniß, daß ſein Unternehmen ſchwerlich gelingen würde, wenn nicht auch noch

Män-

Männer von größerem Gewichte und Einfluſſe, als ſie hätten, Theil daran nähmen. Der König hielt einen Augenblick ſtill und ſchien zu wanken. Auf einmal rief ein Sergeant, der das Geſpräch mit angehört hatte: „Ach es geht gewiß, Ew. Majeſtät; hoch lebe Guſtav der Dritte!“ — „Nun, ſo will ich's wagen!“ rief der König laut, und redete die Soldaten nun faſt eben ſo, und mit gleichem Erfolge, wie die Offiziere, an. Unter das allgemeine Ja! das ſich für den König erklärte, miſchte ſich nur ein einziges Nein! auf das aber nicht geachtet wurde. Der Oberſtatthalter General Rudbeck, im höchſten Grade überraſcht, daß die Beſatzung ihm nicht mehr gehorchen wollte, lief wüthend mit gezücktem Degen durch die Straßen und rief: „Zu den Waffen, zu den Waffen, es iſt um eure Freiheit geſchehen!“ Aber Guſtav, den bloßen Degen in der Hand, durch die Straßen reitend und verſichernd, eben um ſein Vaterland zu retten ſey er aufgeſtanden, fand mehr Glauben bei der Menge. Wo er an einem Haufen Leute vorüber kam, verſicherte er ihnen: „er verabſcheue jeden Schein von Deſpotie, und ſein einziger Zweck ſey die Vertheidigung des Volks und die Rettung des Vaterlandes; wollten ſie ihm nicht trauen, ſo dürften ſie es ihm nur zu erkennen geben; er würde dann augenblicklich Krone und Scepter, als unnütze Dinge, von ſich legen.“ Das alles ſagte er mit einem Ausdrucke innerer Gemüthsbewegung, daß das Volk, ganz für ihn begeiſtert, viele ſogar auf den Knieen, ihn baten, ſie nicht zu verlaſſen; die Mütter, ihre Säuglinge im Arm, drängten ſich zu ihm hin und küßten ihm die Stiefel. Dieſer Enthuſiasmus entſchied für Guſtaven, und bevor eine Stunde verfloſſen war, ſah er ſich als Herrn der ganzen Kriegsmacht, die ſich in Stockholm befand. Die Reichsräthe

räthe blieben unter ſcharfer Bewachung, und keiner ihrer Anhänger wagte es, zu ihrer Befreiung einen Verſuch zu machen.

8.

Glücklicher Erfolg der kühnen Unternehmung in der Reſidenz und in den Provinzen.

Guſtav fuhr inzwiſchen fort, an dieſem unruhevollen Tage alles zu veranſtalten, was Klugheit und Vorſicht geboten, und wodurch der glückliche Ausgang ſeines Unternehmens befördert wurde. Auf ſeinen Befehl wurden Kanonen auf dem Schloßhofe und auf den öffentlichen Plätzen aufgeführt, die zum Theil zwar ungeladen waren, bei denen doch aber Soldaten mit brennenden Lunten ſtanden. An allen nöthigen Orten wurden Wachen mit ſcharfen Patronen ausgeſtellt, ſowohl zur Sicherheit der Privatperſonen als der Bank. Der König ſelbſt nahm eine Art von Hauptquartier auf dem Zeughofe, wo er die nöthigen Befehle und Publikationen ausfertigte. Mehrere Perſonen, von denen er Widerſtand beſorgen mußte, wurden verhaftet. Die Stadtthore und alle Wirthshäuſer und Weinkeller wurden verſchloſſen, und der König ſorgte ſelbſt für die Erfriſchung derer, die um ihn waren, und ſich ſeinem Dienſte widmeten. Durch öffentlichen Ausruf wurden alle Einwohner Stockholms ermahnt, ſich ruhig in ihren Häuſern zu halten, und die Thüren zu ſchließen. Durch einen zweiten wurde jedermann angewieſen, keinen andern, als den Befehlen des Königs zu gehorchen.

Ein

Ein wichtiger Poſten, den Guſtav glücklich okkupirte, war die Admiralität. Sie befand ſich auf dem Schiffsholm, einer Inſel, die nur durch eine Zugbrücke mit der Stadt verbunden war. Dieſe war anfangs aufgezogen, und dieß erregte die Befürchtung, daß man hier Schwierigkeit finden werde. Allein jezt erſchien eine Deputation der Admiralität, durch welche ſie dem Könige ihre Treue und Ergebenheit zuſichern ließ. Der König begab ſich nun ſelbſt dahin und wurde von den Matroſen mit einem freudigen Hurrah! empfangen. Gleiche Aeußerungen der Theilnahme erhielt er von der Bürgerſchaft Stockholms, als er ſich nach dem Schloſſe zurück begab. Es war um vier Uhr Nachmittags. Wo er durchritt, dankte er dem Volke für ſeine Theilnahme, und verſicherte wiederholt, daß er ſeiner Noth abhelfen und es wieder frei machen wolle. Der Enthuſiasmus für einen ſolchen König kannte in dieſem Augenblick keine Grenzen. Tauſende küßten ihm die Stiefeln, und unter der unabſehbaren Menge ſah man nur weiſſe Schnupftücher, und, wo dieſe fehlten, ſogar weiſſe Lappen um den Arm. Selbſt Weibsperſonen ſchwenkten dieß Symbol der Revolution und des Royalismus in ihren Händen. Von dieſen frohen Schaaren begleitet kam Guſtav auf das Schloß zurück. Er hatte ſein gefahrvolles und ſchwieriges Werk vollendet, und erſchien jezt eben ſo heiter und unbefangen, als er erſchien, da er im Begriff ſtand, es zu beginnen.

Schon vorher hatte der König die Geſandten der auswärtigen Höfe zur Mittagstafel ins Schloß bitten laſſen, unter dem Vorwande, ſie vor möglichen Gewaltthätigkeiten zu ſichern, hauptſächlich aber wohl deswegen, um ſie für den heutigen Tag auſſer Thätigkeit zu ſetzen. Nicht ohne Urſache richtete er ſeine Aufmerkſamkeit beſonders auf den engliſchen und

ruſſiſchen Geſandten, deren Wirkſamkeit zu Gunſten des Reichsraths er zu fürchten Urſache hatte. Die Herren verbaten ſich zum Theil wirklich anfangs die Einladung; allein als ihnen Guſtav durch den Hofkanzler Wache vor ihren Häuſern anbieten ließ, ſo warteten ſie die Vollſtreckung dieſes zweideutigen Vorſchlags nicht ab, ſondern verfügten ſich ebenfalls aufs Schloß. Jetzt, da die Revolution glücklich bewerkſtelligt war, gab ihnen Guſtav ſogleich Audienz, und wandte ſich an ſie mit den Worten: „Es war aus Sorge für Ihre Sicherheit, daß ich Sie hieher bitten ließ. Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu ſagen, was ſo eben geſchah; gewiß ſahen Sie ſelbſt lange voraus, daß es geſchehen mußte, die Umſtände zwangen mich dazu. Melden Sie aber Ihren Höfen, daß meine Freundſchaft und überhaupt meine Geſinnungen gegen meine Nachbarn und Bundesgenoßen nach wie vor immer dieſelben bleiben werden." Er ſtellte ihnen zugleich frei, ob ſie noch länger auf dem Schloſſe verweilen, oder ſich in ihre Hotels begeben wollten. Man zog das letztere vor. Nach Entlaſſung der Geſandten gieng der König in die bewachte Verſammlung der Reichsräthe, und kündigte ihnen ihre Entlaſſung und die Fortdauer ihres Arreſtes an. Gegen Abend wurden noch einige Perſonen verhaftet, aber, ſo wie die übrigen, ſehr gut behandelt. Auch ließ der König ihren Familien in den theilnehmendſten und beſtimmteſten Ausdrücken anzeigen, daß dieß nichts als eine Sicherheitsmaasregel ſey, und daß die Verhafteten auf keine Weiſe etwas zu befürchten hätten. General Rudbeck, der unter der Zahl der Verhafteten war, ſchickte dem Könige einen Brief zu, den er an ſeine Frau geſchrieben hatte, mit der dringenden Bitte, daß er deſſen Ablieferung erlauben möchte. Nicht nur erlaubte ſie der König, ſondern ſetzte

noch

noch mit eigener Hand einige Zeilen an die Generalinn bei, worinn er ſie über die Lage ihres Gemahls beruhigte und ſie verſicherte, daß deſſen Gefangenhaltung nicht über einige Tage dauern würde. Er ſchickte ſogar einen eigenen Boten an die Kinder eines Geiſtlichen, der feſtgeſetzt worden war, mit der Nachricht, daß ſie für ihren Vater durchaus nichts zu befürchten hätten.

So ohne alles Blutvergießen lief dieſe wichtige Veränderung ab, durch Guſtav's Sorgfalt und Umſicht. Den beiden Bataillons Upland und Südermannland, welche der Reichsrath nach Stockholm beordert hatte, und die auch nur noch einige Stunden von der Stadt entfernt waren, ſchickte man den Befehl, zurückzukehren, ihrem Anführer aber, dem Oberſtlieutenant Cederſtröm, einem heftigen Anhänger der Mützen, gebot man nach der Hauptſtadt zu kommen. Dieſer Befehl ward ohne einiges Hinderniß vollzogen; denn da der König die Vorſicht gebraucht hatte, durchaus niemanden aus der Stadt zu laſſen, ſo waren jene beiden Bataillons in der gänzlichen Unwiſſenheit deſſen, was mittlerweile in der Hauptſtadt vorgefallen war. Der bei dieſer Gelegenheit gegebene Befehl hatte ganz die gewöhnliche Form, und war vom Staatsſecretair mit unterzeichnet; Cederſtröm konnte daher unmöglich wiſſen, ob er wirklich vom geheimen Ausſchuß käme oder nicht? und das klügſte für ihn war, geradezu zu gehorchen.

Nicht ſo glücklich war ein anderer Offizier, der dem General Pechlin nachgeſchickt wurde. Pechlin hatte zwei Tage zuvor ſeinen Paß und einen vom Könige unterſchriebenen Befehl erhalten, ſein Regiment ſowohl als zwei andere zuſammen zu ziehen; aber erſt am heutigen Tage war er, bevor noch jrgend etwas vorgefallen war, von Stockholm abgereist. Der Offizier,

der ihn zurückberufen ſollte, hohlte ihn etwa ſieben Meilen von Stockholm in einem Poſthauſe ein, wie Pechlin eben im Begriff war, weiter fortzureiſen. Er benachrichtigte ihn von dem Zwecke ſeiner Abſendung. „Haben ſie ſchriftliche Ordre?“ fragte Pechlin. „Nein,“ war die Antwort des Offiziers. „Aber ich habe dergleichen, verſetzte Pechlin, und bin nicht Thor genug, dem erſten beſten zu glauben, der mir ein Mährchen aufheften will.“ Mit dieſen Worten warf er ſich in ſeinen Wagen und fuhr weiter. Aber noch ehe er ſein Regiment erreichen konnte, hatte Guſtav's Bruder Friedrich, bei dem ein Kourier mit der Nachricht von den Vorfällen in Sockholm eingetroffen war, daſſelbe dem Könige den Eid der Treue ſchwören laſſen, und Pechlin, der als Staatsmann und General Guſtaven gleich gefährlich hätte werden können, ward in Linköping feſtgehalten.

In der Nacht auf dieſen ſtürmiſchen Tag blieben die Soldaten immer unter dem Gewehre, und der König ſelbſt befand ſich faſt immer zu Pferde. Da er ſich auf niemand als ſich ſelbſt verlaſſen wollte, und da er beſorgte, daß das Dunkel der Nacht den Muth, oder doch die Verzweiflung der am geſtrigen Tage noch herrſchenden Rotte wecken möchte, ſo vertheilte er in der ganzen Stadt ſeine vertrauteſten Offiziere mit dem Befehle, ihm von jeder Bewegung Nachricht zu geben. Aber alles blieb ruhig. Schweigende Stille herrſchte auf den Straßen, und die Einwohner ſchienen in dem ungeſtörten Schlafe vergeſſen zu haben, was am Tage vorgegangen war. Die Hüte freuten ſich über den Untergang der Mützen. Die Mützen, die einander ſelbſt nicht trauten, bedienten ſich jetzt des einzigen ihnen noch übrigen Rettungsmittels. Sie unterwarfen ſich, und bewarben ſich um die Gnade des Königs. Der große Hauſe des Volks frohlokte

über

über das Ende des drückenden Ariſtokratiſmus, und freute ſich des ſchönen freundlichen Königs.

Am folgenden Tage verſammelte Guſtav den Stadtmagiſtrat und die Bürgerſchaft auf dem großen Markte von Stockholm, um ſich von ihnen huldigen zu laſſen. Er war dabei in Uniform, zu Pferde, mit entblößtem Degen, hinter ihm ein großes Gefolge von Kriegsbedienten. Die Bürgerſchaft ſtand unter den Waffen in zwei Reihen, alle Fenſter waren voll Zuſchauer, der König ritt einige Schritte von ſeinem Gefolge hervor, allgemeines Schweigen herrſchte, und mit lauter, lebhafter Stimme hielt Guſtav eine lange wirkſame Rede, die das Volk um ſo begieriger verſchlang, da es ſeit Guſtav Adolph keinen ſeiner Könige öffentlich, und ſeit Karln dem Zwölften keinen ſchwediſch hatte reden hören. Er betheuerte, wie ſein einziger Zweck ſey, die Ruhe des Vaterlandes herzuſtellen; der Zügelloſigkeit, die betrügeriſch den heiligen Namen der Freiheit entweiht habe, Einhalt zu thun; die drückende Ariſtokratie zu vernichten; endlich die wahre ſchwediſche Freiheit und die alten Geſetze Schwedens, wie ſie unter dem großen Guſtav Adolph, bis auf's Jahr ein tauſend ſechs hundert und achtzig geweſen, wieder zu beleben. „Aufs neue verſichere ich hier, ſo ſchloß er, daß ich jeden Gedanken von Allgewalt verabſcheue; daß ich nie auf Souverainität denke noch denken werde, daß ich jetzt und immer meinen ſchönſten Ruhm darinn ſetze, der erſte Bürger eines freien Volks zu ſeyn.“ Häufig wurde der Redner durch das Freudengeſchrey unterbrochen: „Es lebe der König, der Retter Schwedens.“ Ein großer Theil konnte ſich der Thränen nicht enthalten. Guſtav ſchwur nun unter freiem Himmel ſeinem Volke den Eid der Herrſchertreue, und ſein Volk ſchwur ihm hinwiederum nach einer Formel, die er ihm ſelbſt vorlas, den Eid der Bürgertreue.

An

An dieſem zweiten Tage der Revolution lief von Guſtav's Bruder Karl, der bei den Truppen in Schonen war, die frohe Nachricht ein, daß Chriſtianſtadt ſich dem Könige ergeben habe. Sobald der Prinz den letzten Brief ſeines Bruders erhalten hatte, worinn ihm dieſer meldete, daß er ſeinen Entwurf in Stockholm unverzüglich auszuführen gezwungen ſey, laß er denſelben den Truppen, mit denen er vor Chriſtianſtadt ſtand, vor, und dieſe huldigten dem Könige ohne Widerrede. Zu gleicher Zeit fand ſich bei Karln auch ein Offizier von dem Hauptmann Hellichius mit der Verſicherung ein, daß ſich die Feſtung an den König ergeben wolle. Ein zerbrochener Speciesthaler, wovon Hellichius die eine Hälfte behielt, die andere aber mit dieſem vertrauten Offizier abſandte, ſollte das Signal ſeyn, wenn die Auffoderung im Namen des Königs geſchähe. Der Offizier gab ſeine Hälfte dem Prinzen. Dieſer ließ darauf Chriſtianſtadt im Namen des Königs auffodern, und bekräftigte ſeine Auffoderung mit dieſem Merkzeichen. Sogleich wurden die Thore geöffnet, und die Beſatzung unterwarf ſich. Auch von dem Prinzen Friedrich traf an eben dieſem Abende aus Oſtgothland der Bericht ein, daß die Truppen in jener Gegend ganz dem Könige ergeben wären, und bereits ihm und dem General und Landeshauptmann Durietz gehuldigt hätten.

9.

Guſtav's Rede an die verſammelten Reichsſtände.

Noch war ein wichtiger Akt zur Vollendung der Revolution übrig. Die Stände mußten ebenfalls ihre Einwilligung dazu geben, und die Einführung einer neuen

neuen Konſtitution genehmigen. Der König ließ ſie zu dem Ende auf den folgenden Tag, den ein und zwanzigſten Auguſt, zu einer allgemeinen Verſammlung zuſammen berufen, mit der Drohung, daß jeder, der nicht erſcheinen würde, als ein Feind des Vaterlandes und der Majeſtät angeſehen und behandelt werden ſollte.

Es wurden alle Maasregeln getroffen, um jede etwanige Regung des Korporationsgeiſtes zu unterdrücken, und von jedem Verſuche des Widerſtandes zurückzuſchrecken. In dieſer Abſicht hatte man in der Stadt die Nachricht verbreitet, daß ein ſtarkes Korps Truppen, welches der König aus Finnland beordert, ſchon vor den Thoren ſey; man hatte ſogar ſchon Quartiere für ſie beſtellt, obgleich noch kein Mann da war. Des Morgens mußte ein ſtarkes Detaſchement von der Garde den Ritterholm beſetzen, und auch der Schloßhof war mit einem ſehr ſtarken Militair beſetzt. Gegen den Verſammlungsſaal waren Kanonen aufgepflanzt, und bei jeder Kanone ein Artilleriſt, mit einer brennenden Lunte in der Hand, geſtellt. Kein Stand durfte ſich beſonders verſammeln; alle Glieder des Reichsraths mußten ſich einzeln und ohne Gefolge einfinden, und ohne Rückſicht auf Rang und Verhältniſſe, wie ſie in den Verſammlungsſaal eintraten, niederſetzen. Wie alles verſammelt war, erſchien der König, von einer großen Anzahl Offiziere begleitet und in ungewöhnlichem Pomp. Sobald er den Thron beſtiegen hatte, gab er ſelbſt mit dem ſilbernen Hammer, einem Erbſtücke Guſtav Adolphs, das dreimalige Zeichen zum Stillſchweigen, und hielt dann folgende von ihm ſelbſt verfertigte Rede:

„Von dem lebhafteſten Schmerz bei der gegenwärtigen unglücklichen Lage des Vaterlandes durchdrungen, ſeh' ich mich genöthigt, bittere Wahrheiten bekannt

zu machen. Da das Reich von ſeinem Untergange bedroht wird, kann es Euch nicht auffallend ſeyn, daß ich Euch nicht mit denſelben Empfindungen der Freude empfange, von denen mein Herz erfüllt war, als Ihr Euch vor dem Thron verſammeltet. Ich kann mir keinen Vorwurf machen, Euch irgend etwas verhehlt zu haben; zweimal hab ich zu Euch mit der Offenheit, die meine Würde erfodert, und der Aufrichtigkeit, die die Ehre einflößt, geſprochen. Dieſelbe Aufrichtigkeit, dieſelbe Offenheit werden mir auch in der heutigen Rede zur Seite ſtehen. Ich muß Euch die Vergangenheit zurück rufen, um für die Gegenwart ein Heilmittel zu finden."

„Es iſt freilich eine traurige, aber eine allgemein anerkannte Wahrheit, daß der Haß und die Zwietracht das Reich zerriſſen haben. Seit langer Zeit iſt die Nation den Uneinigkeiten zweier Partheyen zum Raub gegeben, die gleichſam zwei verſchiedene Völker aus ihr gemacht haben, die aber vereinigt nach dem Verderben des Vaterlandes ſtreben. Die Trennung hat den Haß gebohren, der Haß hat den Gemüthern Rache eingehaucht, und die Rachſucht Verfolgungen erregt; daher die neuen und häufigen Veränderungen. Dieſe durch den Ehrgeitz einer geringen Anzahl von Perſonen verſchuldeten Bewegungen haben das Königreich erſchüttert; durch beide Partheyen ſind Ströhme von Blut gefloſſen, und das Volk iſt das Opfer einer Zwietracht geworden, die es nur durch die Uebel, die ſie nach ſich zog, und wovon es zuerſt überhäuft war, angieng. Der einzige Zweck der Herrſcher war Befeſtigung ihrer Macht. Alles mußte ſich darauf beziehen, oft auf Koſten der Bürger, und immer zum Nachtheil des Staats. Das Geſetz mochte noch ſo deutlich ſeyn, ſie änderten den Sinn deſſelben, und war es ihren Abſichten geradezu entgegen, ſo vernich-

teten

teten ſie es gänzlich. Nichts blieb Menſchen, die durch Haß und Rachſucht geleitet wurden, heilig. Endlich gieng die Zügelloſigkeit ſo weit, daß es zu einer faſt allgemein angenommenen Meinung erhoben ward, die Mehrheit der Stimmen ſey über die Geſetze, und ſie haben keine andere Schranken, als die man ſelbſt ihr ſetzen wollte.“

„Auf ſolche Art war die Freiheit, das edelſte Recht der Menſchheit, in einen ariſtokratiſchen Despotismus in der Hand der herrſchenden Faction verwandelt, die entgegengeſetzte Parthey trug bald über ſie den Sieg davon, und dieſe ward wieder durch eine kleine Anzahl Individuen unterjocht. Man zitterte bei der Herannäherung eines Reichstages. Statt an die zweckmäßigſten Mittel zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu denken, war die ganze Aufmerkſamkeit der einen Parthey nur dahin gerichtet, ſich eine Mehrheit der Stimmen zu verſchaffen, wodurch ſie ſich vor der Gewaltthätigkeit und der Uebermacht der andern ſchützen konnte. Wenn die innere Lage des Reichs gefährlich war, wie viel erniedrigender mußte ſie nicht in Hinſicht des Auslandes ſeyn. Als Schwede, als König der Schweden gebohren, ſollte mir der Gedanke unmöglich ſeyn, daß ſich die Rückſichten fremder Mächte in das Herz eines Schweden einſchleichen könnten, noch weniger, daß ihr Einfluß durch die niedrigſten und verächtlichſten Mittel vorbereitet worden ſey. Ihr werdet mich verſtehen, und mein Erröthen iſt genug, um Euch empfinden zu laſſen, zu welchem Grade der Schande Eure Zwietracht das Reich geführt hat.“

„In dieſer traurigen Lage fand ich den Staat, als ich nach den Beſchlüſſen der Vorſehung auf den Thron erhoben ward. Ihr wißt, ich habe nichts unterlaſſen, um Euch zu vereinigen; ich habe immer,

seit-

ſeitdem ich als Euer König, und bei andern Gelegenheiten zu Euch geſprochen habe, auf die nothwendige Vereinigung unter Euch ſelbſt, und auf Gehorſam gegen die Geſetze gedrungen. Ich habe alles, was mich perſönlich betraf, alles, was einem Könige theuer ſeyn kann, aufgeopfert. Ich habe mich jeder Verbindlichkeit, jeder Foderung, ſo drückend ſie auch ſeyn mochte, unterworfen, um zu einem für die Nation ſo heilſamen Zwecke zu gelangen. Iſt jemand unter Euch, der dieſe Wahrheit zu verleugnen wagt, er mag ſich kühn erheben und wider mich zeugen. —"

„Ich hoffte, daß meine Bemühungen die Bande zerreiſſen ſollten, die fremdes Gold, gegenſeitiger Haß und Zügelloſigkeit Euch umzulegen drohten, und daß das Beiſpiel fremder Nationen eine drohende Warnung für Euch ſeyn würde. Doch alles war umſonſt. Bald wurdet Ihr durch Eure Oberhäupter verführt, bald durch Eure eigene Rachſucht hingeriſſen. Alle Schranken ſind niedergeſtürzt, alle Uebereinkünfte gebrochen, alle Verſprechungen vergeſſen. Die Zügelloſigkeit hat alle Dämme hinweggeſchwemmt, die äuſſerſten Anſtrengungen haben ſie nicht unterdrücken können, die tugendhafteſten und aufgeklärteſten Bürger wurden aufgeopfert, alte durch ihre Treue und ihren Eifer preiswürdige Befehlshaber wurden entehrt, und ganze Korporationen obrigkeitlicher Perſonen abgeſetzt; ſelbſt das Volk, ja das Volk ward zertreten, ſeine Stimme erſtickt; ſeine Klagen behandelte man als Verrätherey, und die Freiheit war in ein ariſtokratiſches, den ſchwediſchen Bürgern verhaßtes Joch ausgeartet."

„Der Allmächtige hat ſeinen Zorn gegen die Ungerechtigkeit derjenigen, die die Herrſchaft an ſich geriſſen hatten, offenbart. Die Erde hat ihren Schooß verſchloſſen, und ihre Geſchenke verweigert. Theurung

und Hungersnoth verbreiteten Elend über das ganze Land, und Ihr dachtet, als ich Euch dringend auffoderte, Hülfsmittel aufzuſuchen, nur daran, Eure eigene Rachſucht zu befriedigen, ſtatt denjenigen, die Euch ihre Wohlfahrt anvertraut hatten, zu Hülfe zu eilen. Da die Nothwendigkeit Euch endlich zwang, Maaßregeln zur Errettung eines unglücklichen Volkes zu ergreifen, kam das Mittel zu ſpät. Während eines ganzen Jahrs habt Ihr einen dem Reiche läſtigen Reichstag verlängert, ohne der Nation, die alles für Euch that, jrgend etwas zu leiſten. Da meine Vorſtellungen unnütz, und meine Bemühungen überflüſſig waren, ſeufzte ich über das Schickſal meines theuren Vaterlandes; ſchweigend erwartete ich, was die Nation zu dem Betragen ihrer Abgeordneten, ſowohl gegen mich, als gegen ſie ſagen würde. Ein Theil der Nation hat das Joch geduldig und ſeufzend ertragen; er wußte nicht, wo er Hülfe gegen ſo viele Uebel finden, oder was er für einen Ausweg ergreifen ſollte, um das Vaterland zu retten. In einem Winkel des Landes brach endlich die Verzweiflung aus, und die Waffen wurden ergriffen."

„Unter dieſen Verhältniſſen waren das Reich, die wahre Freiheit, und die öffentliche Sicherheit, um von meinem Leben nicht zu ſprechen, der größten Gefahr ausgeſetzt. Ich fand, nebſt dem Beiſtande des Allerhöchſten keine andere Hülfe für unſer Unglück, als die Mittel zu ergreifen, deren ſich alle muthige Nationen bedient, und zu denen ſelbſt die Schweden vordem ihre Zuflucht genommen haben, als ſie unter Guſtav Waſa's Fahnen das Joch der Tyranney und Unterdrückung zerbrachen. Mit einem male erwachte in dem Gemüthe meines Volks dieſer Eifer für das Vaterland, der einſt einen Engelbrecht, einen Guſtav Waſa entflammte. Alles iſt glücklich ausgeſchlagen.

Ich

Ich habe meine Perſon und das Reich gerettet, ohne daß jrgend einer meiner Unterthanen den geringſten Nachtheil erfahren hat.“

„Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, daß ich andere Abſichten habe, als die, der Freiheit und den Geſetzen die Herrſchaft zu verſchaffen. Ich habe verſprochen, über ein freies Volk zu gebieten; dieß Verſprechen iſt um deſto heiliger, da es freiwillig war, und was ſich heute zuträgt, wird mich nicht von einem Entſchluſſe abwendig machen, der nicht auf die Nothwendigkeit, ſondern auf meine innige Ueberzeugung gegründet iſt. Entfernt, der Freiheit Eintracht zu thun, will ich nur die Zügelloſigkeit endigen, und an die Stelle der Willkühr, die das Königreich bis jetzt beherrſchte, eine beſtändige und regelmäßige Staatsverwaltung einführen, wie ſie die alten Geſetze vorſchreiben, und wie ſie unter meinen ruhmwürdigen Vorgängern ſtatt gefunden hat.“

„Der einzige Zweck, den ich mir vorgeſetzt habe, iſt die Wiederherſtellung einer wahren Freiheit. Sie allein, meine theuren Unterthanen, kann Euch glücklich machen. Wenn die Geſetze unabänderlich ſind, wird Euer Eigenthum geſichert ſeyn; einer anſtändigen Betriebſamkeit werden ſich keine Hinderniſſe entgegenſetzen, und bei unpartheyiſcher Verwaltung der Gerechtigkeit wird gute Ordnung in den Städten und auf dem Lande herrſchen: alles wird zur Vermehrung des allgemeinen Wohlſtandes beitragen, jeder wird des Seinigen ungeſtört genießen, und wir werden endlich eine reine, von aller Heucheley und allem Aberglauben befreite Frömmigkeit zurückkehren ſehen. Um zu dieſem Glücke zu gelangen, muß das Reich durch ein unveränderliches Geſetz beherrſcht werden, deſſen klarer und beſtimmter Innhalt keine falſche Auslegungen zuläßt, das nicht nur den König, ſondern auch gegenſeitig

ſeitig die Stände verbindet, das ohne die freiwillige Einwilligung beider weder abgeſchafft, noch verändert werden kann, das einem für das Vaterland eifrigen Regenten verſtattet, ſich mit den Ständen zu berathſchlagen, ohne daß dieſe darüber beſtürzt und erſchrocken werden, und das endlich den König und ſeine Unterthanen in einem und demſelben Intereſſe, dem allgemeinen Wohl des Reichs, vereinigt. Dieß Geſetz, das uns gegenſeitig verbinden ſoll, iſt es, das man Euch vorleſen wird."

„Ihr werdet aus dem, was ich Euch geſagt habe, erſehen, daß mich keine beſondere Rückſicht leitet, ſondern daß ich alles auf das Wohl des Staats beziehe. Wenn ich gezwungen war, Euch die Wahrheit in ihrem hellſten Lichte zu zeigen, ſo hab' ich es nicht aus Gründen des Unwillens, ſondern allein aus Liebe für Euer Wohl gethan. Ich bin überzeugt, daß Ihr mit Dankbarkeit dieſe neuen Beſtimmungen aufnehmen und mit mir dazu beitragen werdet, das Gebäude der öffentlichen Glückſeligkeit und der wahren Freiheit auf einem feſten und unerſchütterlichen Grunde aufzuführen."

„Berühmte Könige, deren Gedächtniß unſterblich ſeyn wird, haben den Scepter geführt, der jetzt in meinen Händen iſt. Ich habe nicht die Vermeſſenheit, mich ihnen gleich zu ſtellen, aber allen mache ich den Ruhm des Eifers und der Liebe für mein Volk ſtreitig. Wenn Eure Herzen gleich aufrichtig für das Vaterland geſtimmt ſind, ſo hoffe ich, daß der ſchwediſche Name bald das verlohrne Anſehen und den Ruhm wieder erlangen wird, deſſen er ſich zur Zeit unſrer Väter erfreute. Der Allmächtige, vor dem nichts verborgen iſt, lieſt in meinem Herzen die Empfindungen, von denen ich durchdrungen bin. Möge es ſeiner Güte gefallen, ſeinen Segen über Eure Berathſchlagungen und Eure Beſchlüſſe auszugieſſen!" Als

Als der König zu reden aufgehört hatte, unterſchrieb er zuerſt die neue Konſtitution, welche der Staatsſecretair auf ſeinen Befehl vorgeleſen hatte. Er fragte darauf die Stände: ob ſie ſich mit ihm dieſer Verfaſſung in allen Stücken forthin unterwerfen wollten? Es läßt ſich leicht denken, daß die Verſammlung nie ſo einmüthig war, als in dieſem Augenblicke. Nur ein einziges Mitglied des Ritterſtandes ſtund auf, um vorzuſchlagen, daß die Bewilligung der Auflagen auf eine beſtimmte Zahl von Jahren eingeſchränkt werden möchte; aber der Reichsmarſchall weigerte ſich, dieſe Frage ohne Genehmigung des Königs zur Umſtimmung zu bringen, und der König ſagte: „er hoffe, der Ritterſtand werde daſſelbe Vertrauen in ſeine väterlichen Geſinnungen ſetzen, wie die drei andere Stände." Der Reichsmarſchall und die übrigen Sprecher unterzeichneten nun die neue Regierungsform, und die Stände legten dem Könige den Eid ab, den er ſelbſt ihnen vorſagte. Sobald dieß geſchehen war, ſagte der König mit aufgehobenen Händen: „Nun laßt uns Gott danken, daß er eine ſo glückliche Begebenheit hat geſchehen laſſen." Er zog darauf ein Geſangbuch aus der Taſche, legte die Krone ab, und ſtimmte zuerſt das Te Deum an, welches die ganze Verſammlung auf das andächtigſte mit ſang.

Hiemit endigte ſich dieſe feierliche Verſammlung, und die Religioſität des Königs, bei einer ſo ernſten Veranlaſſung, machte einen tiefen Eindruck auf das fromme Volk. Guſtav reichte den Reichstagsmännern die Hand zum Kuſſe, und als er den Saal verlaſſen hatte, konnte jeder ſeines Weges gehen.

10.

Die neue Konſtitution und die Entlaſſung des Reichstages.

Wie ein ſchnelles Gerücht durchlief die Nachricht von der großen Veränderung, die ſich in Stockholm ereignet hatte, bald alle Provinzen, und überall fiel man derſelben einſtimmig und mit Freuden bei. In wenig Tagen war die Revolution im ganzen Königreiche vollendet, und zwar überall ohne Blutvergießen und Lärmen. Die Prinzen Karl und Friedrich nahmen die Huldigung für den König und die neue Konſtitution in Schonen, Gothland und andern Provinzen ein, und der Obriſt Sprengtporten that es in Finnland. In Pommern geſchah es von der verwittweten Königinn, die damals von Berlin zurück kam, wo ſie bei ihrem Bruder, dem großen Friedrich, zum Beſuche geweſen war. Viele ſchwuren in den Provinzen den Eid der Treue, ohne noch das Weſentliche der neuen Verfaſſung zu kennen.

Guſtav hätte nach glücklicher Ausführung der Revolution alle Mittel in Händen gehabt, die bisherigen Schranken ſeiner Majeſtät gänzlich über den Haufen zu werfen, die bisherige Konſtitution völlig zu vernichten, und ſeinen Willen zur Regel der Geſetze zu machen. Um ſo viel bewundernswerther iſt die weiſe Mäßigung, mit der er in einem Alter, das den Ehrgeitz liebt und das nicht gerne Feſſeln duldet, und nach den bittern Kränkungen, die ſein Vater und auch er auf dem Throne erfahren hatte, von ſeinem Glücke Gebrauch machte. Die neue Regierungsform, die er einführte, war muſterhaft mäßig und beſcheiden: der

der König maßte ſich blos die vollziehende Gewalt in einem größern Umfange an, und ſchränkte das Anſehen des Reichsraths in ſeine gehörige Grenzen ein; er hörte auf, Gebieter zu ſeyn, und ſtatt daß der König bisher ihm untergeordnet geweſen war, wurde er jetzt vom Könige abhängig. Er konnte ihm nur rathen, wenn er von demſelben um ſeine Meinung befragt wurde, und ſelbſt in dieſem Falle ſollte er ohne Entſcheidung ſeyn. Der König hatte nun die Beſetzung aller höhern Civil- und Militairämter, den Oberbefehl über die ganze Macht zu Waſſer und zu Land, das Recht Frieden und Bündniſſe zu ſchlieſſen, und einen Vertheidigungskrieg zu führen. Nur zu einem Angriffskriege ſollte die Einwilligung der Stände nöthig ſeyn, deren Zuſammenberufung allein aber vom Könige hinfort abhieng, und deren Berathſchlagung ſich auf das wendete, was der König vorlegte.

Nur die eigennützigſten Ariſtokraten konnten mit einer ſolchen Verfaſſung unzufrieden ſeyn, von der Schweden eine neue Blüthe hoffen durfte. Viele verdiente und achtungswürdige Männer, die des Vaterlandes Wohl aufrichtig wünſchten, traten aus Ueberzeugung auf die Seite des Königs, der ſich von dem lebhafteſten Eifer beſeelt fühlte, die alten Uebel auszurotten, und ſeine neue Schöpfung weiter auszubilden. Alle kriegeriſchen Anſtalten in Stockholm wurden zwar aufgehoben, die Kanonen wieder in den Zeughof gefahren; aber bei unvermeidlicher ſchwerer Strafe wurde verboten, ſich künftig der gefährlichen Partheynamen: Hüthe und Mützen zu bedienen. Guſtav ſelbſt gab ein ſchönes Beiſpiel der Mäßigung durch ſein partheyloſes, mildes Benehmen gegen alle ſeine Unterthanen ohne Unterſchied, und ohne Rückſicht auf die Parthey, zu der ſie gehört hatten. Offenbar hatten ſich verſchiedene Reichstagsmänner auf mancherlei Art an

ihm vergriffen, und nichts wäre leichter geweſen, als ſie jetzt der Wuth des Pöbels oder der Soldaten preis zu geben. Aber Guſtav vergab alle Beleidigungen, die er vor dem neunzehenten Auguſt von dem Uebermuthe der Widriggeſinnten hatte erfahren müſſen. Mit Ausnahme des Generals Pechlin, der erſt nach fünf Monaten losgelaſſen wurde, weil er den neuen Eid nicht leiſten wollte, wozu er ſich aber doch zuletzt verſtand, wurden alle Verhaftete ſogleich wieder entlaſſen. In den neuen Senat, den ſich Guſtav bildete, wurden nicht nur ſeine erklärten Anhänger aufgenommen, ſondern ſelbſt mehrere auf dem vorigen Reichstage verabſchiedete Senatoren, und andere erklärte Gegner der Souverainität.

War Guſtav milde und gütig ſelbſt gegen die Widerſacher ſeiner Unternehmungen, ſo iſt es natürlich, daß er denjenigen auf eine ausgezeichnete Art ſein Wohlwollen bewies, die ihm bei der Ausführung ſeiner Plane hülfreich die Hand geboten hatten. Seine beiden Brüder Karl und Friedrich erhob er zu Herzogen, den ältern von Südermannland, den jüngern von Oſtgothland, erhöhte ihre Jahrgelder, und kaufte für ſie die Güter Tullgarn und Roſersberg. Sprengtporten wurde zum General-Lieutenant und Kommandeur des Schwerdtordens, und zum Chef des Leibregiments ernannt. Der Hauptmann Hellichius, der durch ſein Manifeſt das Signal zur Revolution gegeben hatte, ward Obriſt und erhielt den ehrenvollen Namen Guſtavsſchild. Alle Offiziere der Garde wurden um einen Grad erhöht und ſollten zum Andenken, daß der König und ſein Gefolge an jenem entſcheidenden Tage weiſſe Tücher um den linken Arm getragen, an Gallatagen, mit einem weiſen Band um den Arm erſcheinen. Zwölf Unteroffiziere, die damals die Wache auf dem Schloſſe hatten, erhielten, jeder hundert Thaler

Sil-

Silbermünze Penſion, und eine ſilberne Medaille mit der Erlaubniß, ſie an einem blauen Bande zu tragen. Auch die Stockholmer Bürgerſchaft wurde nicht vergeſſen. Für ihren Eifer zu Gunſten des Königs und für ihre bereitwillige Geneigtheit bekam ſie das Vorrecht, daß ihre Offiziere künftig die ſchwediſche blaue militairiſche Uniform und Koccarde nebſt einem Treſſenhute tragen durften. Auch wurden fünfzehn goldene und fünfzehn ſilberne Medaillen unter ſie ausgetheilt.

Ein allgemeines Dankfeſt, welches der König auf den drei und zwanzigſten Auguſt in allen Kirchen der Hauptſtadt anordnete, wurde mit vieler Feierlichkeit und Andacht begangen. Guſtav wohnte dem Gottesdienſte in der Hauptkirche bei, ſtimmte auch hier ſelbſt das „Herr Gott dich loben wir" an, und legte während des Geſanges ſeine Krone vom Haupte. Zwey Tage nachher berief er die Stände zu einer Verſammlung, und kündigte ihnen in einer kurzen Rede den nahen Schluß des Reichstages an. „Dieſer ſey um ſo nöthiger, ſagte er, da die Verſammlung ſchon eine Zeit von vierzehen Monaten gedauert habe. Nach ſo vielen Erſchütterungen und Spaltungen finde jetzt nur Ein Zweck ſtatt: das Wohl des Vaterlandes. Dieß ſey aber ſo bedrängt, daß man nicht ſowohl langwierige Berathſchlagungen darüber pflegen, als vielmehr ihm ſchnelle Hülfe ſchaffen müſſe." Dann legte er den Ständen drei Propoſitionen vor, und gab ihnen vierzehen Tage Zeit, ihre Beſchlüſſe darüber zu faſſen. Dieſe Beſchlüſſe genehmigten die königlichen Vorſchläge in ihrem ganzen Umfange, und am neunten September entließ Guſtav dieſen unvergeßlichen Reichstag mit folgender Rede:

„Indem ich dieſe Verſammlung der Stände, eine der denkwürdigſten unter allen, die unſere Annalen

aus-

auszeichnen, beſchließe, fühle ich mich von der lebhafteſten Erkenntlichkeit gegen den Allmächtigen durchdrungen, dem es gefallen hat, unſer Vaterland zu beſchützen, und den verheerenden Sturm, der unſerer Freiheit und uns ſelbſt drohte, zu zerſtreuen. Der Anfang des Reichstages iſt durch die Trauer bezeichnet worden, die der Verluſt eines guten Königs und geliebten Vaters in uns erregte. Die Uneinigkeit und die Erbitterung der Partheyen haben Eure Berathſchlagungen oft unterbrochen. Es ſcheint, daß die Vorſehung die Uebel, von denen unſre Vorfahren bedrängt wurden, nur deswegen ihre größte Höhe hat erreichen laſſen, um in der darauf erfolgten Veränderung die Stärke ihrer Macht deſto deutlicher zu zeigen. Dieſe glückliche Umwandlung iſt unter der Lenkung des Allmächtigen ein wirkſames Mittel gegen die Unglücksfälle geworden, die länger als ein Jahrhundert hindurch das Königreich verwüſteten. Aus einer Nation, die ſich vorher den fürchterlichſten Uneinigkeiten überließ, hat ſie ein vereinigtes, freies, mächtiges, unabhängiges, aus Eifer für das öffentliche Beſte brennendes Volk gemacht. Unter ſolchen Umſtänden geht die Regierung des Reichs aus Euren Händen in die meinigen über. Die Freiheit iſt geſichert, die Geſetze ſind feſt beſtimmt, die Eintracht kehrt wieder. Begreift, wenn es möglich iſt, mit was für zarten und beruhigenden Empfindungen ich Euch heute um meinen Thron verſammelt ſehe.“

„Die kurze Zeit, die ſeit dieſer wichtigen Veränderung vergangen iſt, iſt hinreichend geweſen, um mir die ſicherſten Beweiſe von Eurer Zuneigung und Eurem Zutrauen darzubieten. Ich habe die Tugenden, die großen Eigenſchaften, wodurch Eure Vorfahren ihr Jahrhundert zu ehren wußten, in Euren Herzen keimen, und ſich in Euren Handlungen offenbahren geſehen. Sie waren nicht ausgerottet, ſie erwarteten nur die gegenwärtigen Verhältniſſe, um ſich mit Glanz zu entfalten.“

„Ich habe dieſen Muth, dieſe Anhänglichkeit an den König und das Vaterland zurückkehren geſehen, wodurch ſich die Edlen Schwedens einſt rühmlich auszeichneten, und ihre kräftigen Bemühungen haben mich unterſtützt. Unter den Geiſtlichen iſt die Ergebung in die Beſchlüſſe der Vorſehung, der Eifer für die Ehre Gottes, der Gehorſam gegen ihre Obern, die Liebe des Friedens und des öffentlichen Wohls wieder erſchienen. Seyd bemüht, dieſelben Geſinnungen Euren abweſenden Brüdern einzuhauchen. Der Eifer des Bürgerſtandes für den Handel des Reichs hat ſich, ſeitdem er

er richtige Begriffe über ſein wahres Intereſſe und ſeine wirkliche Wohlfahrt erlangt hat, offenbahrt. Die Ehrfurcht der Bauern gegen Gott und die Regierung iſt vollkommen ſichtbar geworden, da ſie, ſobald ſie ſich ſelbſt überlaſſen waren, nur jene Liebe für das Vaterland zu Rathe zogen, die in allen Zeiten das ſchwediſche Volk charakteriſirt hat."

„Ich entlaſſe Euch daher mit einem dankbaren und freudenvollen Herzen. Nachdem Ihr mit mir dazu beigetragen habt, die alte Freiheit wieder herzuſtellen, und ſie durch die feſteſten Grundſäulen zu ſichern, nachdem Ihr zu einer Regierungsform, die ſie begünſtigt, Eure Einwilligung gegeben und Euch mit mir durch die ſtärkſten Bande vereinigt habt, werden glücklichere Zeiten Eure Hoffnungen erfüllen. Seyd verſichert, daß meine Sorgen und meine Aufmerkſamkeit das Zutrauen, das Ihr in mich geſetzt habt, zu verdienen, ohne Grenzen ſeyn werden. Wenn Ihr durch Eure gegenſeitige Vereinigung, Eure Oekonomie und Eure Mäßigung meine Bemühungen für das Wohl des Staats begünſtigt, darf ich ſein Gedeihen als gewiß betrachten; ich werde meine Hofnungen erfüllt ſehen, wenn ich Euch nach ſechs Jahren als ein getreues, glückliches, vereinigtes, freies und unabhängiges Volk empfange."

Die Stände ſandten dem Könige eine in kriechenden Ausdrücken abgefaßte Dankaddreſſe; daß er, mit Gefahr ſeines Lebens, das Vaterland gerettet habe, und ließen eine Denkmünze prägen, auf welcher ein vom Schiffbruch gerettetes Fahrzeug und ein König am Steuerruder abgebildet war, mit der Unterſchrift: Das gerettete Schweden!

Ende des dritten Bandes.

Einige Verlagsbücher der Stettiniſchen Buchhandlung in Ulm.

Lang's, M. Joh., kurze gemeinfaßliche Franzöſiſche Elementar-Sprachlehre für deutſche Bürgerſchulen und zum Selbſtunterrichte deutſcher Bürger; nebſt den nöthigen Uebungen im Leſen, Schreiben und Sprechen dieſer Sprache und einer in Kupfer geſtochenen franzöſiſchen Vorſchrift zum Schönſchreiben. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage, gr. 8. 1811. 1 fl. 12 kr.

Phyſikaliſch-ökonomiſches und chemiſch-techniſches Kunſt-Kabinet, in einer Sammlung von gemeinnüzzigen, leichtfaßlichen und erprobten Kunſtſtücken, Mitteln und Vorſchriften, auch beluſtigenden Unterhaltungen. Zum Nutzen und Gebrauch für jederman, 1s Bändchen; Zweite ganz umgearbeitete Auflage, 8. 1811. 54 kr.

—— deſſen 2tes und 3tes Bdchen, jedes 54 kr. (Das 4te und letzte Bdchn. iſt unter der Preſſe.)

Anweiſung kleine Luſtfeuerwerke ſelbſt und mit wenigen Koſten zu verfertigen; nach durchaus erprobten Sätzen und mit gröſter Genauigkeit beſchrieben. Nebſt einem Anhang von zerſchiedenen Firnißen ꝛc. 8. 1811. 30 kr.

Anekdoten und Charakterzüge von Kaiſer Joſeph II. nebſt einer Skizze ſeines Lebens, 3 Hefte, 8. 790. 1 fl. 12 kr.

Begebenheiten eines Freimaurers, beſchrieben von ihm ſelbſt, 2 Thle. 8. 769 1 fl.

Beobachtungen und Anmerkungen auf Reiſen durch Deutſchland, 8. 788 2 fl.

hiſtoriſch-topographiſche Beſchreibung vom Fürſtenthum Fürſtenberg, gr. 8. 1803 12 kr.

hiſtoriſche, geographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung von Paris, gr. 8. 1805 20 kr.

kurzgefaßte Beſchreibung von Ulm, gr. 8. 1801. 20 kr.

Biographie eines Mönchs, oder die Begebenheiten des Pater Hyacinths, in Briefen, 8. 782 1 fl.

Blumauers und anderer berühmter Dichter auserleſene erotiſche Liebesgedichte, gr. 8. 1793 40

Bonnet's, C. Unterſuchungen über den Nutzen der Blätter bei den Pflanzen und einige andere zur Geſchichte des Wachsthums der Pflanzen gehörige Gegenſtände ꝛc. nebſt deſſen Verſuchen und Beobachtungen über das Wachsthum der Pflanzen in andern Materien als Erde; nach der neueſten Originalausgabe verbeſſert und mit Zuſätzen vermehrt von D. C. W. J. Gatterer, mit 31 Kupfertafeln gr. 4. 1803. 5 fl. 30 kr.

neue Würtembergiſche Briefe, geſammelt in den Jahren

1797 und 1898, 8. 799. 40 kr. (Hat auch zugleich den doppelten Titel: Wirtembergiſche Briefe, 2s Bändchen.)

Dauſchers, A. kleines Handbuch der Muſiklehre und vorzüglich der Querflöte, mit Tabellen und Holzſchnitten, gr. 8 1801. 1 fl.

Deutſchlands Schriftſtellerinnen, eine charakteriſtiſche Skizze, 8. 790 24 kr.

Einleitung zur gründlichen Kenntniß der Kaufmannſchaft und der dahin einſchlagenden Geſchäfte, gr. 8. 771. 1 fl. 30 kr.

Erharts, D. Balthaſ. ökonomiſche Pflanzen-Hiſtorie, nebſt dem Kern der Landwirthſchaft, Garten- und Arzneykunde, 12 Thle. mit einem allgemeinen Regiſter über das ganze Werk. Neue Auflage, 8. 762 7 fl.

Färbe- und Blaichbuch, vollſtändiges, zum Nutzen der Fabrikanten und Färber, 1r Band, welcher eine ganz neue Farbentheorie enthält, die der Neutoniſchen Farbenlehre entgegen geſetzt iſt, 8. 779 1 fl. 15 kr.

—— deſſelben 2ter Band, welcher das neueſte praktiſche Farbenſyſtem enthält, 8. 779 1 fl. 40 kr.

—— deſſelben 3ter Band, enthaltend: drei der wichtigſten Hauptſtücke für Fabrikanten und Färber ꝛc. Nebſt einem Anhang über das Fabrikweſen, 8. 781 1 fl. 30 kr.

—— deſſelben 4ter Band, welcher die praktiſche Färberey auf Schaafwolle, Cameelhaar und Seide enthält, 8. 786. 2 fl.

—— deſſelben 5ter Band, welcher die Kunſt, zwölferlei Farbentuſche mit ihren Schattirungen und Miſchungen für die Malerei und Zeichenkunſt ſelbſt zu verfertigen, enthält, 8. 793 1 fl.

—— deſſelben 6ter Band, welcher die neueſten und beſten Vorſchriften zum Blaichweſen und zur ganzen Farbenmacherei für Cotton-Fabrikanten, nebſt nöthiger Anleitung für Färber aller Art, wie ſie auch für ſich dieſe Vorſchriften am beſten und mit Nutzen anwenden können, enthält; 8. 795. 1 fl. 30 kr.

—— deſſelben 7ter Band, enthaltend: genaue Beſchreibung und Vorſchriften, zur Mancheſter-Piquée-Mouſſelin- und Caſimirdruckerey, der dazu nöthigen Vorbereitung, Farben und Ausrüſtung; nebſt der Gold- und Silberdruckerei und Malerei auf Zitze und andere Baumwollen-Waaren, 8. 799 1 fl. 30 kr.

Digitized by Google

Digitized by Google